



universität
wien

DISSERTATION / DOCTORAL THESIS

Titel der Dissertation /Title of the Doctoral Thesis

„Subjekt und Klasse. Zur Dialektik von Position und
Disposition junger IndustriearbeiterInnen“

verfasst von / submitted by

Mag.^a Carina ALTREITER

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Doktorin der Philosophie (Dr. phil)

Wien, 2017 / Vienna, 2017*

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on the student record
sheet:

A 796 310 122

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt /
field of study as it appears on the student record sheet:

Soziologie /
Sociology

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Dr. Jörg Flecker

* Formal leicht korrigierte Fassung der eingereichten Dissertation vom 19. September 2017,
Wien, November 2017.

Zusammenfassung

Subjekt und Klasse. Zur Dialektik von Position und Disposition junger IndustriearbeiterInnen

In den vergangenen Jahrzehnten sind Fragen sozialer Klassenherkunft zusehends aus der Öffentlichkeit verschwunden. Gesellschaftliche Veränderungen haben das Erscheinungsbild sozialer Ungleichheit verändert und einer meritokratischen Logik zum Durchbruch verholfen, welche die Verteilung von Ressourcen und Positionen als Ausdruck individueller Anstrengungen begreift. Gerade die jüngere Generation sei in ihren Lebensentwürfen im Gegensatz zu ihren (Groß-)Eltern kaum mehr von sozialer Herkunft beeinflusst und könnte diese frei wählen. Aber auch in der Soziologie hat ein Paradigmenwechsel, eingeläutet durch Ulrich Becks Individualisierungsthese, das selbstverantwortliche Individuum ins Zentrum der Forschungen gerückt. Vor diesem Hintergrund lässt sich in der Arbeitssoziologie, für die der Klassenbegriff lange Zeit zum grundlegenden Begriffsinventar zählte, ein Bedeutungsverlust sozialer Herkunft in den Analysen feststellen, der Phänomene sozialer Ungleichheit nicht mehr angemessen zu erklären erlaubt.

Das Forschungsprojekt geht von einer anhaltenden strukturierenden Wirkung sozialer Klassen aus und beschäftigt sich am Beispiel junger IndustriearbeiterInnen mit der Frage, wie sich soziale Herkunft in ihrer Lebensgestaltung manifestiert. Grundlage der Studie bilden zwanzig problemzentrierte Interviews mit ArbeiterInnen im Alter von 20 bis 34 Jahren, die mittels rekonstruktiver, hermeneutischer Verfahren ausgewertet wurden. Mit Rückgriff auf den theoretischen Werkzeugkasten von Pierre Bourdieu wird gezeigt, wie sich der Übergang von der Schule in die Arbeitswelt im Wechselspiel von sozialen Bedingungen und habituellen Dispositionen entfaltet. Darauf aufbauend wird untersucht, wie sich die Auseinandersetzung mit den konkreten Arbeitsbedingungen vor dem Hintergrund klassenspezifischer Prägungen gestaltet und damit auch zu einer Verfestigung der Klassenpositionen beiträgt.

Die Arbeit legt Wirkungsmechanismen sozialer Klasse auf individueller Ebene frei und macht dadurch interindividuelle Variationen des Phänomens ebenso deutlich wie übergreifende Strukturen sozialer Reproduktion. Die Arbeit leistet damit einen Beitrag zum besseren Verständnis der Mechanismen der Aufrechterhaltung und (Wieder-)Herstellung sozialer Ordnung, macht aber auch einen konzeptionellen Vorschlag, wie soziale Klasse wieder für eine arbeitssoziologische Analyse fruchtbar gemacht werden kann.

Abstract

Individual and social class. On the dialectic of position and disposition in the life of young industrial blue-collar workers.

In recent years, the questions of social class have disappeared from the public sphere. Changes in society have altered the appearance of social inequalities and facilitated the breakthrough of a meritocratic logic suggesting that the distribution of resources and social positions is a result of individual achievement and talent. Contrary to their parents and grandparents, the younger generation is said to be independent of the restraints of their social origins and free to choose their way of living. Similarly, a paradigmatic shift in sociology, heralded by Ulrich Becks' individualization thesis, has placed the self-reliant individual into the centre of research. Against this backdrop, also in the sociology of work and employment, social class, once a core analytical concept in the discipline, lost much of its relevance and gave rise to growing deficiencies in the analysis of social inequalities.

Contrary to this stance, the research project argues that social class is still relevant for structuring people's lives. Drawing on interviews with twenty industrial blue-collar workers aged 20 to 34, the study is investigating the structuring effects of social class employing reconstructive hermeneutical methods. Using the theoretical framework of Pierre Bourdieu, the study explores how transitions from school to work unfold in the interplay of objective chances and obstacles, on the one hand, and incorporated dispositions and aspirations, on the other. Building on this, the study investigates how workers settle in at a workplace and how they deal with specific working conditions with regard to their class origin, also pointing to questions of social reproduction and change.

The study uncovers how class operates on an individual level and points to interindividual variations of the phenomena as well as to general mechanism of class reproduction. It therefore contributes to increasing our understanding of the reproduction of society and social inequalities. Moreover, the study proposes a concept for re-establishing social class in the sociology of work and employment.

Inhaltsverzeichnis

1	VORWORT	11
2	EINLEITUNG	13
3	VOM VERSCHWINDEN SOZIALER KLASSE	19
3.1	Sozialer Wandel und Klassenbewusstsein	22
3.2	Von der Klasse zum Individuum	25
3.3	Subjektorientierter Wandel in der Arbeitssoziologie	28
3.4	Kontinuität und Wandel der Klassenanalyse	37
3.5	Bedeutungsverlust als Ausdruck von Klassenherrschaft?	40
4	KLASSENANALYSE MIT BOURDIEU	42
4.1	Gesellschaft als sozialer Raum	43
4.2	Soziale Lage und kulturelle Praktiken: eine Homologie	45
4.3	Möglichkeitsräume und die Reproduktion sozialer Ordnung	50
4.4	Passung zwischen Disposition und Position: ein Trugbild?	58
4.5	Bourdieu: ein vorläufiges Résumé	61
4.6	Soziale Klasse als Forschungsprogramm	62
5	ARBEITER UND ARBEITERINNEN	64
5.1	Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise	65
5.2	Herausbildung der Arbeiterschaft	66
5.3	Vom Goldenen Zeitalter zur Rückkehr der Verwundbarkeit	70
5.4	Arbeitsrechtliche Verortung von ArbeiterInnen	75
5.5	Arbeiter und Arbeiterinnen – eine statistisch relevante Größe	78
5.6	Arbeitswelten	83
6	METHODISCHE ÜBERLEGUNGEN	88
6.1	Feldzugang und Fallauswahl	89
6.2	Datenerhebung	96
6.3	Datenauswertung	99
6.4	Validierung	103
7	WEGE IN DIE ARBEITSWELT	105
7.1	Unterschiedliche Reproduktionsmuster	107
7.2	Lehre – was sonst?	110

7.3	Schule oder Arbeit- was sonst noch möglich wäre	121
7.4	Andere Selbstverständlichkeiten	133
7.5	Zusammenfassung	136
8	EINE ARBEIT, DIE PASST?	139
8.1	Vorläufige Ankunftsorte: von der Lehre in den Industriebetrieb	140
8.2	Passungskonstellationen und Arbeitstätigkeit	144
8.3	Passungskonstellationen und Arbeitsbeziehungen	164
8.4	Zusammenfassung	173
9	GEKOMMEN, UM ZU BLEIBEN?	175
9.1	Adaption	176
9.2	Kompensation	189
9.3	Transformation	193
9.4	Zusammenfassung	200
10	ZUSAMMENFASSUNG UND SCHLUSSFOLGERUNGEN	203
10.1	Soziale Klasse als strukturierender Mechanismus	203
10.2	Theoretische Implikationen	211
10.3	Gesellschaftspolitische Implikationen	219
11	LITERATURVERZEICHNIS	222
12	ABBILDUNGSVERZEICHNIS	235
13	TABELLENVERZEICHNIS	235
14	ANHANG	236

1 Vorwort

„Ich fragte meine Mutter nach den abgebildeten Leuten. Der erweiterte Familienkreis: die Kinder meiner Brüder, Cousins und Cousinen mit ihren Ehepartnern usw. Immer fragte ich: »Was macht er/sie jetzt?« Die Antworten ergaben eine Kartografie der heutigen »classes populaires«, der sogenannten »einfachen« Leute, die in Wahrheit Leute ohne Privilegien sind. »Der arbeitet bei X in der Fabrik«, »der bei Y in der Kellerei«, »der ist Maurer«, »der ist Polizist« und »der ist arbeitslos«. Den sozialen Aufstieg verkörpern die Cousine, die Finanzbeamtin geworden ist, und die Schwägerin, die als Sekretärin arbeitet. Natürlich ist das nicht mehr das Elend, das ich in meiner Kindheit kannte (»Denen geht es nicht schlecht«, »Die verdienen ziemlich gut«, fügte meine Mutter hinzu, wenn sie erzählte, was bestimmte Personen auf den Fotos beruflich machten). Im sozialen Gefüge nehmen jedoch all diese Menschen denselben Platz ein wie früher, die relationale Position in der Klassengesellschaft hat sich für die gesamte Verwandtschaft kaum geändert.“ (Eribon 2016, 97)

Der Weg einer Forscherin zu ihrer Problemstellung kann auf sehr unterschiedliche Arten entstehen – ein Auftrag, ein Folgeprojekt, ein gesellschaftliches Problem, das sich aufdrängt. Manchmal nimmt die Forschung auch Ausgang in scheinbar nebensächlichen Beobachtungen, deren Bedeutung zunächst nicht unmittelbar erkannt und eingeordnet werden kann. So auch im vorliegenden Fall: Immer wieder bemerkte ich, dass in den aktuellen arbeitssoziologischen theoretischen wie empirischen Arbeiten soziale Klasse als analytische Kategorie nicht mehr anzutreffen ist. Vielmehr noch zeigte sich, dass sich in zahlreichen Studien soziale Klasse, wenn man so möchte, aus dem Material förmlich aufdrängte, das in diesen aber unbemerkt bleibt oder man nicht mehr weiß, was damit anzustellen ist.

Am deutlichsten war das für mich, um nur ein Beispiel zu nennen, bei der These des „Arbeitskraftunternehmers“, die Günter G. Voß und Hans Pongratz 1998 zum ersten Mal vorgestellt haben und die

bis heute über die Grenzen der Disziplin hinaus einflussreich geblieben ist. In einer später publizierten Studie, in der die Autoren ihre Überlegungen einer empirischen Überprüfung unterziehen, werden systematische Unterschiede zwischen ArbeiterInnen und Angestellten festgestellt. Der Arbeitskraftunternehmer ist – so legen die Daten nahe – ein Angestelltenphänomen. Aus dieser Erkenntnis erfolgt jedoch kein weiterer Schluss als der Verweis auf betriebliche, aber letztendlich individuelle Unterschiede. Eine relationale Perspektive, die auf kollektive Unterschiede zwischen Subjekten verweisen würde, wird nicht angelegt. Damit ist die Studie bei weitem kein Einzelphänomen. Die dominanten Forschungsstränge in der Arbeitssoziologie haben sich, zumindest was den deutschsprachigen Raum anlangt, in den letzten Jahren zusehends in Fragen der „Subjektivierung“ und „Individualisierung“ verstrickt, die zwar für ihr Bemühen zu würdigen sind, das Subjekt sprechen zu lassen, dabei aber darauf vergessen haben, von welchen sozialen Orten aus dieses Subjekt spricht bzw. sprechen kann.

Daraus entstand das Anliegen, soziale Klasse als analytisches Konzept wieder für die Arbeitssoziologie nutzbar zu machen und zu zeigen, was man gewinnen kann, wenn man eine Klassenperspektive auf arbeitssoziologische Fragen anwendet. In der internationalen Klassenforschung wird seit einigen Jahren insbesondere auf die Arbeiten von Pierre Bourdieu zurückgegriffen. Seine Perspektive erlaubt es, auf Momente der Herstellung und des Umgangs mit sozialen Strukturen auf einer Subjektebene zu achten (ein Anliegen, das auch die jüngere Arbeitssoziologie angetrieben hat), diese subjektiven Auseinandersetzungen aber nicht in ihrer Beliebigkeit stehen zu lassen, sondern sie systematisch auf den Ort ihrer Entstehung, also die Klassenherkunft, zu beziehen und damit auch relational zueinander in Beziehung zu setzen.

2 Einleitung

Im Jahr 2016 erschien die autobiographische Erzählung *Retour à Reims* des französischen Soziologen Didier Eribon in deutscher Übersetzung, die auf einer sehr persönlichen Ebene die Erfahrungen des sozialen Aufstiegs vom Kind einer Arbeiterfamilie zum Universitätsprofessor schildert. Der Autor beschreibt darin seinen verzweiferten Versuch, mit Fortschreiten seines Bildungsaufstiegs alle Brücken zu seiner Herkunft abzureißen, die ihm verhasst war und für die er sich in Paris' intellektuellem Milieu schämte. Die Geschichte lässt sich sicherlich nicht nur in Frankreich erzählen. Jeder, der einen vergleichbaren sozialen Aufstieg durchlebt hat, weiß vermutlich Ähnliches zu berichten. Dennoch habe ich mich beim Lesen des Buchs immer wieder gefragt, ob etwas Vergleichbares in Österreich geschrieben werden hätte können. Ich würde behaupten, dass das nicht der Fall ist. Dabei meine ich nicht die Aufstiegsgeschichte an sich, sondern vielmehr den klassenspezifischen Rahmen, in welchen die Erfahrungen eingeordnet werden.

Von Klassen zu sprechen, aber vielmehr noch die Gesellschaft in sozialen Klassen zu denken, scheint uns in Österreich fremd geworden zu sein. Im Alltag haben wir uns an eine Wahrnehmung der Welt gewöhnt, die auf Individualität aufbaut und soziale Klassen ins Reich der Geschichte verbannt, die lediglich noch für die Geschichtswissenschaft oder LinksromantikerInnen Bedeutung hat. Auch im öffentlichen Diskurs hat sich die Vorstellung festgesetzt, dass das Leben individuell gestaltet werden kann und nicht mehr durch die soziale Herkunft vorherbestimmt ist. In den Mittelpunkt gerückt ist das Individuum mit seinen persönlichen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Talenten. Die Verteilung und der Zugang zu Ressourcen und sozialen Positionen, soziale Auf- und Abstiege, Erfolge ebenso wie das Scheitern werden an individuellen Leistungen und Anstrengungen festgemacht. Aber entspricht dieses Bauchgefühl, diese öffentlich geteilte Meinung auch der Realität?

Im Bildungsbereich wird diese Wahrnehmung in regelmäßigen Abständen durch Studien widerlegt, zeigen sie doch sehr eindrücklich, dass die schulischen Leistungen, aber auch die damit verbundenen

Bildungswegentscheidung von Kindern nicht beliebig sind, sondern deutlich mit dem Bildungshintergrund der Eltern korrelieren (u.a. Bruneforth u. a. 2016; 2013). Der Leistungsunterschied zwischen Kindern, deren Eltern höchstens über einen Lehrabschluss oder eine mittlere Schule abgeschlossen haben, und Kindern, deren Eltern eine Matura haben, klafft bereits am Ende der Volksschule deutlich auseinander und drückt sich umgerechnet in einem Kompetenzrückstand von knapp einem Jahr aus.¹ Während beispielsweise nur jedes zehnte Kind aus einem akademischen Haushalt den Bildungsstandard in Mathematik nicht erreicht, gelingt das mehr als der Hälfte der Kinder aus Familien mit Pflichtschule als höchstem Abschluss nicht. Diese Unterschiede setzen sich in den weiteren Bildungsverläufen fort. Während für Eltern mit Matura das Gymnasium die bevorzugte Wahl für den weiteren Bildungsweg der Kinder nach der Volksschule darstellt, wechseln Kinder von Eltern ohne Matura großteils in die Hauptschule bzw. Neue Mittelschule. Aber selbst bei vergleichbaren Leistungen schlagen die Kinder abhängig vom Bildungshintergrund der Eltern unterschiedliche Pfade ein. Beispielsweise treten bei gleichen Mathematik-Testergebnissen Kinder aus Akademikerhaushalten mehr als doppelt so häufig in das Gymnasium über als Kinder aus bildungsfernen Familien (Bruneforth u. a. 2016, 125).

Die Bedeutung sozialer Herkunft zeigt sich in weiterführender Linie zum Bildungsbereich auch dort, wo es um die späteren beruflichen Positionen geht.² Die FacharbeiterInnen und HilfsarbeiterInnen rekrutieren sich zu einem überwiegenden Teil aus der Arbeiterschaft und den landwirtschaftlichen Milieus. 86 Prozent der männlichen Facharbeiter stammen von Arbeitervätern oder Landwirten ab. Ein ähnliches Muster finden wir bei den unqualifizierten Frauen.³ Im Gegensatz dazu kommen in den höheren Verwaltungs- und Managementberufen sowohl bei Männern als auch bei Frauen weniger als ein Drittel aus Arbeiterfamilien (Haller 2008, 332). Die Vererbung der beruflichen Position zeigt sich insbesondere bei den Männern deutlicher, bei den Frauen ist das Bild aufgrund des geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarktes etwas differenzierter. Während die Hälfte der Söhne von Facharbeitern selbst auch Facharbeiter werden, finden wir die Töchter insbesondere den einfachen und mittleren Dienstleistungstätigkeiten, aber auch bei den Hilfstätigkeiten (ebd., 329).

Es scheint ganz so, als ob die soziale Herkunft doch nicht gänzlich unbedeutend für die Chancen der Gesellschaftsmitglieder geworden ist. Aber wie stellt sich dieser Eindruck einer scheinbar klassenlosen Gesellschaft dennoch her? Um das zu beantworten, ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, dass die Begriffe, die wir im Alltag, aber auch in der öffentlichen Diskussion verwenden, um die soziale Welt und auch soziale Ungleichheiten zu beschreiben und zu erklären, nicht beliebig, sondern

¹ Der Rückstand auf die Referenzgruppe von Kindern mit Eltern mit Matura beträgt in der 4. Schulstufe in Mathematik 8,1 Monate für Kinder deren Eltern einen Lehrabschluss haben und 20,9 Monate, wenn die Eltern nur über einen Pflichtschulabschluss verfügen. Für ein Schuljahr werden 10 Monate als Dauer angenommen (Bruneforth, Weber, und Bacher 2013, 199f.).

² Zur Frage der intergenerationalen beruflichen Mobilität ist die Datenlage in Österreich sehr reduziert. Die Arbeiten von Max Haller sind hier eine Ausnahme. Haller verwendet für seine Berechnungen kumulative Daten des Sozialen Survey von 1986, 1993 und 2003, aktuellere Daten sind momentan leider nicht verfügbar.

³ Der Zahl der Facharbeiterinnen in der Studie ist mit 19 einigermaßen gering und in ihrer Aussagekraft damit eingeschränkt.

Ergebnis historischer Entwicklungen und Ausdruck spezifischer politischer wie geographischer Konstellationen sind. Die in der Öffentlichkeit vorhandene Skepsis gegenüber dem Klassenbegriff hat in Österreich und Deutschland auch damit zu tun, dass er stärker mit ideologischen Konzepten verbunden ist. Während in Großbritannien oder den USA der Begriff „class“ zunächst einmal dazu dient, auf sozioökonomische Lagen zu verweisen, wird er hierzulande vor allem mit den durch Karl Marx und Friedrich Engels inspirierten politischen Parteien und Bewegungen assoziiert und hat stets den Beigeschmack von Klassenkampf und revolutionärem Umsturz der Gesellschaft (Kreckel 1998, 45f.). Diese Skepsis mag, wie Max Haller vermutet, auch mit der (geographischen) Nähe zum Kommunismus sowjetischer Prägung zu tun zu haben, der von vielen als Bedrohung empfunden wurde (Haller 2008, 141).

Zum politischen Unwohlsein, das der Begriff auszulösen vermochte, gesellten sich umfassende gesellschaftliche Veränderungen, welche die Erscheinungsformen sozialer Ungleichheit seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges grundlegend modifiziert haben. Das „Goldene Zeitalter“ (1997), wie Eric Hobsbawm die Nachkriegsjahrzehnte bezeichnet, ist gekennzeichnet von einem wirtschaftlichen Aufschwung, der es erstmals breiten gesellschaftlichen Bevölkerungsgruppen ermöglichte, am Wohlstandszuwachs zu partizipieren. Der Ausbau des Sozialstaates brachte ein neues Ausmaß an sozialer Absicherung. Die kontinuierliche Reduktion der gesetzlichen Arbeitszeit verschaffte Gesellschaftsmitgliedern mehr Freiräume zur Gestaltung ihres Lebens und förderte damit eine Pluralisierung und Ausdifferenzierung von Lebensstilen. Die Bildungsexpansion der 1960er und 1970er Jahre erhöhte die soziale Mobilität und eröffnete für breitere soziale Schichten Aufstiegschancen. Die ehemals scharfen Gegensätze in der Verteilung und im Zugang zu Ressourcen und Positionen zwischen Gesellschaftsmitgliedern verschwanden damit zumindest vordergründig von der Bildfläche. „Wir lebten in den Siebziger- und Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts in einer reichen, wohlstandsorientierten Mittelschichtsgesellschaft. In einer Gesellschaft, wo die meisten ähnlich viel haben und sich daher ähnlich viel leisten können, kommt es weniger darauf an, was einer hat, sondern wie er seine Möglichkeiten nutzt“ (Richter 2005, 7).

Die Veränderungen in der Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit können darüber hinaus auch mit einem Rückgang des in der Öffentlichkeit sichtbarsten Rückrates des Klassenbegriffs in Verbindung gebracht werden, nämlich der Arbeiter und Arbeiterinnen. Automatisierung, Deindustrialisierung und Automatisierungsprozesse gepaart mit einem Aufschwung des Dienstleistungssektors, aber auch die Bildungsexpansion und damit verbundene Tendenzen in Richtung Höherqualifizierung haben dazu beigetragen, dass die Anzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen in den letzten Jahrzehnten deutlich zurückgegangen ist. Stéphane Beaud und Michel Pialoux stellen am Beginn ihrer Studie über die französische Automobilindustrie in Frankreich im Jahr 2004 die Frage, ob es denn heute überhaupt noch Sinn macht, über ArbeiterInnen zu schreiben? Sind sie nicht die letzten Überlebenden eines überholten industriellen Zeitalters?

Trotz der schwindenden öffentlichen Sichtbarkeit stellen ArbeiterInnen in Österreich mit rund einer Million Beschäftigten 30 Prozent der unselbständig Erwerbstätigen dar. Eine Zahl, die viele in der Kollegenschaft, aber auch unter Studierenden, die ich damit konfrontiert hatte, überraschte. In jüngster Zeit gerieten die ArbeiterInnen wieder stärker ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Die politischen Entwicklungen in Europa und den USA haben ihnen zu einer eher unehrenhaften Rolle verholfen, an den Wahlurnen geben sie vermehrt rechtspopulistischen und rechtsextremen Parteien die Stimme. Da ist in den Zeitungen, Nachrichtensendungen und Blogs von den Enttäuschten, den Entmutigten die Rede, von den VerliererInnen der Globalisierung, die von den herrschenden politischen Eliten nicht gehört werden, die sich im Stich gelassen fühlen - jenen, die wie in Frankreich lange der kommunistischen Partei die Treue gehalten haben und nun die rechtsextreme Partei *Front National* wählen, wie Eribon auch aus seiner eigenen Familie zu berichten weiß, oder wie in Österreich, wo 85 Prozent der ArbeiterInnen dem Rechts-außen-Kandidaten bei der Bundespräsidentenwahl 2016 ihre Stimme gegeben haben (DerStandard, 4.12.2016).⁴

Diese sozialen und gesellschaftlichen Entwicklungen wirken unmittelbar auf die Soziologie, die ja gerade das Zusammenleben und die Verflochtenheit der Menschen in einer Gesellschaft zum Forschungsgegenstand hat (Bauman 2000, 17). Der Klassenbegriff, der in den Nachkriegsjahrzehnten zum grundlegenden Inventar der Arbeitssoziologie gehörte, geriet nach und nach in die Defensive. Und spätestens seit den 1980er Jahren wurde in Frage gestellt, ob mit dem Begriff der Klasse soziale Verhältnisse der Gegenwartsgesellschaften überhaupt noch angemessen beschrieben werden können. Ulrich Becks Verkündung des Endes der Klassengesellschaft (1994, 52) markiert hier einen Paradigmenwechsel in der deutschsprachigen Soziologie, der in seiner Wirkung bis heute anhält. Vor diesem Hintergrund lässt sich ein Bedeutungsverlust sozio-ökonomischer Faktoren, wie der Klassenlage, in der Analyse sozialer Phänomene insbesondere im Zusammenhang mit Fragen sozialer Ungleichheit feststellen (Kraemer 2008, 104f.). Mit dem Bedeutungsverlust des Klassenbegriffs ging gleichzeitig auch die Aufmerksamkeit für die ArbeiterInnenschaft verloren, die lange Zeit eine viel beachtete und viel beforschte Gruppe darstellte. Wie Olaf Groh-Samberg anmerkt, hat auch die Sozialwissenschaft einen erheblichen Anteil am Repräsentationsverlust der Arbeiter (2014). Die Forschung habe sich genau in dem Moment von ihnen verabschiedet, als sich politisch und wirtschaftlich „das Blatt zu wenden begann“ (ebd., 242) und die Gruppe zunehmend von sozialer Unsicherheit und Prekarisierung bedroht wurde.

Forschungsfrage und Ziele

Das Dissertationsprojekt geht von einer anhaltenden strukturierenden Wirkung sozialer Herkunft für die Arbeits- und Lebensbedingungen von Gesellschaftsmitgliedern aus und beschäftigt sich am

⁴ <http://derstandard.at/2000048754159/Wer-wem-seine-Stimme-gegeben-hat> - 20.4.2017

Beispiel von jungen IndustriearbeiterInnen in Österreich mit der Frage, wie sich Klassenzugehörigkeit in der Gestaltung ihres Lebens auswirkt. Auf der Grundlage von Fallgeschichten wird nachvollzogen, wie die Arbeiter und Arbeiterinnen an ihre aktuelle berufliche Position gelangt sind und wie sich ihre Auseinandersetzung mit dem Arbeitsplatz gestaltet. Dabei wird zunächst untersucht, wie soziale Klasse den Übergang von der Schule in die Arbeitswelt strukturiert. Im Anschluss daran wird gefragt, wie die Klassenherkunft die Einfügung an einem Arbeitsort wie auch Auseinandersetzungen mit Anforderungen am Arbeitsplatz vermittelt und damit auch zu einer Verfestigung der Klassenposition beiträgt. Über welche Wege gelangen Arbeitssubjekte an einen konkreten Arbeitsplatz? Welche Ressourcen und Ansprüche bringen sie mit, und wie können sie diese am Arbeitsplatz realisieren? Wie gehen sie damit um, wenn Erwartungen und Bedingungen nicht zusammenpassen?

Den Blick auf die junge Gruppe von Arbeitern und Arbeiterinnen zu richten, ist insofern vielversprechend, als wir annehmen können, dass insbesondere in der jüngeren Generation aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und gesellschaftliche Transformationen akzentuierter zum Vorschein treten. Ziel der Arbeit ist es, auf der Grundlage fundierter Analysen von Fallgeschichten die Wirkungsmechanismen von sozialer Klasse auf der individuellen Ebene freizulegen. Dadurch können interindividuelle Variationen des Phänomens ebenso in den Blick genommen werden wie übergreifende Strukturen sozialer Reproduktion, die sich durchaus unter Spannungen vollziehen und mit Ambivalenzen verbunden sind (Bertaux und Thompson 2009). Die Arbeit schließt nicht nur eine Lücke in der aktuellen österreichischen Arbeitsforschung, indem sie Einblicke in die Arbeits- und Lebenszusammenhänge junger ArbeiterInnen gibt, sondern versteht sich auch als konzeptioneller Vorschlag, wie mit Rückgriff auf Bourdieu soziale Klasse wieder für die arbeitssoziologische Analyse fruchtbar gemacht werden kann.

Aufbau der Arbeit⁵

Die Arbeit beginnt mit einer Bestandsaufnahme des arbeitssoziologischen Klassendiskurses und skizziert, wie im deutschsprachigen Raum soziale Klasse als analytischer Begriff sukzessive aus der wissenschaftlichen Auseinandersetzung verschwunden ist. Mit Bezug auf die Arbeits- und Industrie-soziologie wird herausgearbeitet, welche Auswirkungen diese Verschiebungen auf die theoretischen Rahmungen und damit ebenso auf die empirischen Analysen hatten. Davon ausgehend wird mit Blick auf aktuelle Debatten in der internationalen Klassen- und Ungleichheitsforschung mit Pierre Bourdieu ein Konzept vorgestellt, das geeignet erscheint, aktuelle Entwicklungen in der Arbeitssoziologie aufzugreifen und mit einer Klassenperspektive zu verbinden. Klasse konstituiert sich für Bourdieu aus einem Wechselverhältnis von sozialer Lage und Praktiken der Lebensführung. Zentral dabei ist die Dialektik von objektiven Bedingungen und individuellen, habituell geprägten Dispositionen.

⁵ Auszüge der Arbeit wurden als Artikel in der Working Paper Reihe des Instituts für Soziologie an der Universität Wien publiziert (Altreiter 2016).

Im Anschluss daran werden in Kapitel 5 ArbeiterInnen als soziale Gruppe in ihrer historischen Entwicklung und ihrer gegenwärtigen Verfasstheit diskutiert. Der historische Exkurs verdeutlicht die Konstitutionsbedingungen der Klasse vor einem spezifisch österreichischen Hintergrund und leitet über zu jüngeren wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen, die für die Konstitution der jungen Generation von Arbeitern und Arbeiterinnen als Klasse von Bedeutung sind. Dazu gehört auch ein Blick auf die sozial- und arbeitsrechtliche Verfasstheit des Arbeiterstatus. Das Kapitel schließt mit einer Diskussion aktueller Studien, die erste Hinweise auf die habituelle und klassenspezifische Verfasstheit der ArbeiterInnen geben.

Der zweite Teil der Studie beschreibt die methodischen Grundlagen und erläutert die konkrete empirische Vorgehensweise des Forschungsprojekts. Ein qualitativer Zugang wird als angemessen skizziert, um der Strukturierung der Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der Subjekte durch soziale Klasse auf die Spur zu kommen. Konkret werden rekonstruktive, hermeneutische Verfahren angewendet, um die auf einer latenten Ebene angesiedelten Wirkungsweisen der Klassenherkunft freizulegen. Ausführlich reflektiert werden auch die Effekte sozialer Nähe und Distanz im Forschungsprozess, was sich gerade beim vorliegenden Untersuchungsgegenstand als Herausforderung darstellte.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung werden im dritten Teil der Arbeit vorgestellt. Kapitel 7 widmet sich der Frage, wie soziale Klasse die Übergänge der Befragten von der Schule in die Lehre und damit den Eintritt in die Arbeitswelt strukturiert. Im Mittelpunkt von Kapitel 8 stehen die Auseinandersetzungen der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen an ihren (vorläufigen) beruflichen Arbeitssorten. Dabei wird untersucht, wie die Klassenherkunft das Passungsverhältnis von individuellen Ansprüchen und objektiven Arbeitsbedingungen prägt. Abschließend wirft das Kapitel einen Blick auf Umgangsstrategien mit Erfahrungen von Nicht-Passungen, die auf die Dynamik von Klassenpositionsverfestigung verweisen.

Abschließend werden in Kapitel 10 die Ergebnisse unter Rückgriff auf den theoretischen Bezugsrahmen reflektiert und zusammenfassend für ihre Bedeutung im Hinblick auf die strukturierende Wirkung von Klassenherkunft und Mechanismen der sozialen Reproduktion diskutiert. Davon ausgehend werden theoretische Implikationen für die arbeitssoziologische Analyse erörtert, aber auch eine konzeptionelle Anpassung des Bourdieu'schen Reproduktionsmodells für die Analyse auf mikrosoziologischer Ebene vorgeschlagen. Die Arbeit schließt mit einer Diskussion einiger gesellschaftspolitischer Implikationen der Studienergebnisse.

3 Vom Verschwinden sozialer Klasse

Soziale Klasse als analytischer Begriff hat in der Soziologie eine lange Tradition und gehört zum zentralen begrifflichen Inventar der Arbeits- und Industriesoziologie. Als eine der Gründerväter der Soziologie legten Karl Marx und Max Weber ein grundlegendes Fundament der soziologischen Konzeption von sozialen Klassen. Zentralen Ausgangspunkt der Marx'schen Klassentheorie bildet die gesellschaftliche Arbeitsteilung und die damit verbundene Verteilung von Eigentum, welche die Individuen in einer spezifischen Weise zueinander in Beziehung setzt.⁶ Historisch betrachtet können wir unterschiedliche Entwicklungsstufen in der Arbeitsteilung – und damit auch in der Entwicklung der Produktivkräfte – beobachten, wobei die „jedesmalige Stufe der Teilung der Arbeit auch die Verhältnisse der Individuen zueinander in Beziehung auf das Material, Instrumente und Produkt der Arbeit [bestimmt]“ (Marx und Engels 1969, 22). Die Arbeit und die daraus entstehenden Produkte sind sowohl „quantitativ wie qualitativ“ nicht gleich verteilt (Marx und Engels 1969, 32) und begründen Herrschaftsverhältnisse, die historisch unterschiedliche Formen annehmen: die Sklavenhaltergesellschaft der Antike, das Lehnwesen mit Grundherren und Leibeigenen im Feudalismus und schließlich der Kapitalismus mit dem Antagonismus zwischen Bourgeoisie und Proletariat. Während die „herrschende“ Klasse im Besitz der Produktionsmittel ist, bleibt der besitzlosen Klasse nur die eigene Arbeitskraft, zu deren Verkauf sie gezwungen ist, um das eigene Leben zu sichern (Marx und Engels 1983, 3:892f.). Der Kapitalismus setzt im Gegensatz zu vorherigen Gesellschaftsformationen den formal rechtlich freien Arbeiter voraus, der auf dem Markt Vertragsbindungen in Form eines Dienstverhältnisses eingehen kann. Neben diesen zwei großen Klassen sind in jeder Entwicklungsphase der

⁶ Es ist diese „ökonomietheoretische“ Fundierung, so Beate Kraus, und die Konzeptualisierung der Klassengesellschaft als „arbeitsteiligen Funktionszusammenhang“, welcher die Gesellschaftsmitglieder relational zueinander in Beziehung setzt, die das Klassenmodell von Marx grundsätzlich von Schichtungsmodellen unterscheidet (Kraus 2005, 85)

Gesellschaft auch „Übergangsklassen“ anzutreffen, die entweder aus früheren Epochen stammen oder bereits auf künftige Entwicklungen verweisen (Groß 2008, 15). In der Marx'schen Klassenrezeption sind nicht nur die strukturellen Bestimmungselemente des Klassenbegriffs von Bedeutung, sondern auch die Frage des Klassenbewusstseins. Indem sich die ArbeiterInnen der geteilten sozialen Lage bewusst werden, können sie ihr gemeinsames Interesse erkennen und für eine Veränderung der Gesellschaft kämpfen. Diese scheinbar notwendige Transformation von einer „Klasse an sich“ zu einer „Klasse für sich“ sei jedoch, so Michael Vester (2013, 136f.) einer falschen Rezeption geschuldet. Tatsächlich weist Marx darauf hin, dass eine gemeinsame Lage in der Regel nicht zu Solidarisierung, wohl eher zu Konkurrenz führe und nur in Situationen des „Kampfes gegen eine andere Klasse“ (Marx und Engels 1969, 54) eine solche Transformation stattfinde.

Max Weber andererseits versucht in der Bestimmung der Lage von Individuen im sozialen Gefüge ökonomische und kulturelle Aspekte miteinander zu verbinden, indem er zwischen Klassen und Ständen unterscheidet. Klassenlagen definiert Weber auf der Grundlage des „Maß[es] und [der] Art der Verfügungsgewalt (oder des Fehlens solcher) über Güter oder Leistungsqualifikationen und aus der gegebenen Art ihrer Verwertbarkeit für die Erzielung von Einkommen oder Einkünften innerhalb einer gegebenen Wirtschaftsordnung“ (Weber 1980, 177). Demnach unterscheidet Weber zwischen „Besitzklassen“, die ihre soziale Stellung aus der Verwertung von Immobilien, Aktien, Grundstücken, aber auch Produktionsanlagen sichern, und den Erwerbsklassen, deren Stellung auf „auf dem Markt anzubietenden Leistungen“ basiert (ebd., 532). Die Unternehmen stellen die privilegierte Fraktion der Erwerbsklasse, während die Arbeiter die „negativ privilegierte“ Gruppe sind. Gemeinsam mit den Bauern, selbstständigen Handwerkern und Beamten bilden sie die „Mittelstandsklassen“. Die Besitz- und die Erwerbsklassen sind dabei Ausdruck der historisch unterschiedlichen Bedeutung von Besitz oder Erwerb für den Zugang und die Verteilung von Chancen und Ressourcen (Groß 2008, 23). Letztendlich entspricht die Klassenlage – ähnlich wie auch bei Marx – der „Marktlage“ (Weber 1980, 532). Weber fasst die unterschiedlichen Klassenlagen in vier große Gruppen („soziale Klassen“) zusammen, die sich dadurch auszeichnen, dass innerhalb dieser Lage inter- als auch intragenerationale soziale Mobilität möglich ist. Und zwar ist das die „Arbeiterschaft“, das „Kleinbürgertum“, die „besitzlose Intelligenz und Fachgeschultheit“ (wie Techniker, Angestellte, Beamte) sowie die Klasse der „besitzenden und durch Bildung Privilegierten“ (Weber 1980, 179). Skeptisch zeigt sich Weber auch gegenüber der Idee, dass eine geteilte Klassenlage Motor eines gemeinsamen Handelns zur Durchsetzung von „Klasseninteressen“ (ebd. 533) sein könnte. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit teilt der Durchschnitt der Angehörigen ähnliche Interessen, dass daraus sich ein „Gemeinschaftshandeln“ entwickelt, sei jedoch nur unter Ausnahmebedingungen der Fall.

Stände sind im Gegensatz zu Klassen in der Regel Gemeinschaften, wie Weber meint. Die Angehörigen eines Standes verbindet nicht nur ein ihnen zugeschriebenes gesellschaftliches Prestige, sondern auch eine gemeinsame Art der Lebensführung. Klassenlage und ständische Lage, so schreibt Weber,

sind miteinander verflochten, stehen aber in keiner kausalen Verbindung. So können die Angehörigen eines Standes über viele Güter oder eben auch über keine Besitztümer verfügen. Das einem Stand zugeschriebene Ansehen, die „Ehre“ (ebd. 534), kann in der Bildung, in Lebensweisen, in der beruflichen Position, aber auch in der familiären Abstammung begründet sein. Die Praktiken der Angehörigen ständischer Fraktionen, ihr Konsum, die Orte, an denen sie zu wohnen pflegen, ebenso wie sportliche oder gesellschaftliche Vorlieben sind darauf ausgerichtet, „Distanz und Exklusivität“ (Weber 1980, 537) zu wahren und sich damit von Angehörigen anderer Stände abzugrenzen. Als Reproduktionsstrategien bedienen sie sich der Monopolisierung von „ideellen und materiellen Gütern und Chancen“ (ebd.).

Die Überlegungen von Marx und Weber sind bis heute zentraler Bestandteil der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Fragen der vertikalen Gliederung der Gesellschaft. Die Arbeitssoziologie, wie auch die Ungleichheitsforschung der Nachkriegszeit (die in dieser Phase noch eng miteinander verbunden waren), fanden mit Marx einen wichtigen Referenzpunkt, vor allem in der Auseinandersetzung mit einem potentiellen Klassenbewusstsein der ArbeiterInnen. Das Kapitel beginnt mit einem Überblick über die zentralen Debatten dieser Zeit und skizziert davon ausgehend Veränderungen im Zugriff auf Subjekte, die zunehmend weniger als Kollektiv, sondern auch mit ihren individuellen Praktiken und Deutungen in den Blick der Forschung gerieten. Spätestens seit den 1980er Jahren zeichnet sich jedoch vor dem Hintergrund sozialer Veränderungen ein Paradigmenwechsel ab, der weite Teile der Soziologie nachhaltig beeinflusste. Klassen wurden zur obsoleten Kategorie erklärt, die nicht mehr geeignet ist, soziale Phänomene in einer pluralisierten und ausdifferenzierten Gesellschaft zu erklären. Als wesentliche Proponenten dieser Verschiebung werden Ulrich Beck und Anthony Giddens vorgestellt. In der Arbeitssoziologie äußert sich diese Verschiebung in der Entwicklung eines subjektorientierten Zugangs, der die aktiven Herstellungsleistungen der Individuen betont. Anhand von drei empirischen Studien wird gezeigt, dass die Hinwendung zum Subjekt bei gleichzeitiger Abkehr einer Klassenperspektive jedoch dazu geführt haben, dass Unterschiede zwischen AkteurInnen, die auf einer kollektiven Ebene angesiedelt sind, nicht mehr angemessen erfasst werden können - und damit auch die Gefahr besteht, die Ursachen für damit verbundene Ungleichheiten anstatt in strukturellen Ungleichheiten bei den Individuen selbst zu suchen.

Im Anschluss daran wirft das Kapitel einen Blick auf Kontinuitäten und Wandlungen des Klassenbegriffs in der Ungleichheits- und Sozialstrukturforschung, die zu diesem Zeitpunkt bereits von der Arbeitssoziologie unabhängige Wege beschritten hatte. Spezifisch für den deutschen Kontext ist die Entwicklung der Lebensstilforschung, welche die Auflösung des Zusammenhangs von sozialer Lage und individuellen Praktiken und Orientierungen auf die Spitze getrieben hat. Abseits davon entwickelte sich im internationalen Diskurs ausgehend von Großbritannien jedoch ein Revival der Klassenforschung, die entgegen einer Entkoppelung vielmehr auf die Erforschung sozialer Klasse in den Alltagspraktiken der Individuen setzte. Dieser Entwicklungsstrang bezog sich insbesondere auf das

theoretische Werkzeug von Pierre Bourdieu. Es ist der Verdienst von Michael Vester, diesen Zugang auch im deutschsprachigen Raum bekannt gemacht zu haben. Das Kapitel schließt mit einer kritischen Bestandsaufnahme dieser Entwicklungen und interpretiert sie als Ausdruck innerdisziplinärer Herrschaftsverhältnisse, die auch darüber entscheiden, was im Diskurs gesagt werden kann und was nicht, was in den Blick gerät und was nicht.

3.1 Sozialer Wandel und Klassenbewusstsein

Für die Arbeits- und Industriosociologie der Nachkriegsjahre stellten die Überlegungen von Marx ein zentrales Gerüst zum Verständnis sozialer Phänomene dar. Die Industriegesellschaften der 1950er und 60er Jahre wurden demnach als Klassengesellschaften konzipiert und das Verhältnis zwischen Beschäftigten und Unternehmen als Konflikt zwischen Arbeit und Kapital interpretiert (Minssen 2006, 38; Deutschmann 2002). Der Fokus der Forschung lag auf dem technologischen Wandel und seinen Auswirkungen auf die Arbeiterklasse, die großen Industriebetriebe waren die zentrale Untersuchungseinheit. Im Zentrum standen nicht die Erfahrungen einzelner Subjekte, sondern die Arbeitsbedingungen einer Klasse. Fragen sozialer Klasse wurden im Wesentlichen auf der Ebene von Gruppen verhandelt und untersucht. Wie Kleemann und Voß schreiben, reproduziert die Arbeits- und Industriosociologie in diesen Jahren in gewisser Weise die Logik der fordistischen Produktionsweise, in der das Subjekt bzw. Subjektivität nicht von Bedeutung ist und eher als Störfaktor gilt, den es einzudämmen und zu kontrollieren gilt (Kleemann und Voß 2010, 420).

Neben Studien über die Veränderung der Arbeitsbedingungen durch Rationalisierung und Automatisierung entwickelte sich auch ein Interesse an der Frage, welche Folgen der technologische Wandel in den Betrieben auf die Wahrnehmung der Arbeiterschaft – ihrer selbst und der Welt – hat. Das große Interesse an diesem Thema, das eine Fülle an Studien im deutschsprachigen Raum, aber auch in anderen Ländern wie Großbritannien, nach sich zog, war unter anderem dem Anliegen vieler WissenschaftlerInnen geschuldet, daraus Erkenntnisse über die ArbeiterInnenklasse als revolutionäres Subjekt der Geschichte und ihr Potential zur Veränderung der Gesellschaft gewinnen zu können (Savage 2016, 60). Das Interesse der sogenannten „Arbeiterbewusstseinsstudien“ (Minssen 2006, 38; Sperling 1973; Wiesenthal und Hinrichs 1983) galt damit der Erforschung eines kollektiven Klassenbewusstseins und weniger den Haltungen oder Einstellungen einzelner ArbeiterInnen.

In der zum Klassiker gewordenen Studie „Das Gesellschaftsbild des Arbeiters“ von Heinrich Popitz, Hans Paul Bahrtdt, Ernst Jüres und Hanno Kesting (Popitz u. a. 1957) finden die Autoren Momente eines Kollektivbewusstseins unter den Arbeitern eines Hüttenwerks. Dieses gründe zum einen auf der geteilten Erfahrung körperlicher Arbeit und Leistungsfähigkeit, verbunden mit einem Stolz auf die wertschaffende Komponente des eigenen Arbeitsvermögens, zum anderen auf einer Einteilung der Welt in ein „Oben“ und „Unten“, die die Autoren als Ausdruck eines Kollektivbewusstseins deuten

(1957, 239). „Das Selbstbewusstsein des Arbeiters als Arbeiter“, so schreiben die Autoren, werde aber erst dann wirksam, „wenn es ein Selbstverständnis als Teil der Arbeiterschaft impliziert“ (ebd., 240). In den 1960er Jahren entwickelte sich eine Debatte über die „Verbürgerlichung“ des Klassenbewusstseins, das sich aufgrund der Wohlstandszuwächse den Haltungen der mittleren Klassen angepasst habe. In der Studie „*The Affluent Worker*“ (Goldthorpe u. a. 1968) wurde diese These untersucht, die Autoren sahen mit ihrer Studie eine Angleichung widerlegt und skizzierten als charakteristisch für die wohlhabende Arbeiterschaft der jüngeren Generation eine instrumentelle Orientierung im Hinblick auf Arbeit, die sie als Mittel zum Zweck betrachtet, um Bedürfnisse außerhalb der Erwerbsarbeit zu befriedigen. In gewisser Weise bahnbrechend an der Studie ist der Ansatz, das Bewusstsein der ArbeiterInnen nicht unmittelbar aus den objektiven (betrieblichen) Kontexten abzuleiten, wie beispielweise Popitz et al., sondern das soziale Umfeld als prägendes Moment von Einstellungen und Orientierungen zu betrachten. Goldthorpe et al. sahen diese Form des „instrumental collectivism“ (ebd., 26) als Ausdruck eines Wandels des Arbeiterbewusstseins von Unterwürfigkeit - über die Entwicklung einer solidarischen Orientierung auf der Basis der Erkenntnis, dass man zusammen eben mehr bewirken kann als alleine, hin zur Verschiebung der Bemühungen auf die Verbesserung der eigenen Lebenslage und des eigenen Wohlstandes in gegenwärtigen Gesellschaften (Beckenbach 1991, 85). Die Instrumentalismus-These, die sich auch im deutschsprachigen Raum großer Popularität erfreute, wurde u.a. dafür kritisiert, dass die Autoren auf der Basis subjektiver Ansprüche der Beschäftigten, wie der hohen Bedeutung des Lohnes, unmittelbar auf die subjektive Bedeutung von Arbeit schließen würden. Dieser Fehlschluss entstehe, so Gudrun Axeli-Knapp (1981) in ihrer umfassenden Analyse dieses Theorems, weil die Herrschaftsverhältnisse, welche diese Bezüge hervorbringen, nicht angemessen mitberücksichtigt werden. Es ist gerade die kapitalistische Wirtschaftsordnung, welche diese instrumentelle Haltung produziere, das bedeute jedoch nicht, dass es ArbeiterInnen gleichgültig sei, wo sie beschäftigt sind und welche Arbeit sie verrichten. Elementare Bedürfnisse nach Anerkennung, Bestätigung und Selbstbewertung „zwingen“ die Subjekte zu einer inhaltsbezogenen Auseinandersetzung und positiven Besetzung von Arbeit (Knapp 1981, 157).

Die Arbeiterbewusstseinsstudien begannen sich in einigen Bereichen nun zunehmend von dieser Anbindung an ein kollektives Klassensubjekt zu lösen. Beibehalten wurde die Arbeiterklasse als Untersuchungsgegenstand, in den Vordergrund gerückt wurde aber nun stärker eine individuelle Perspektive. Hintergrund dafür bildet die Überlegung, dass das Bewusstsein der ArbeiterInnen nicht nur aus der aktuellen Arbeitssituation heraus, sondern – ähnlich wie das auch Goldthorpe et al. proklamiert haben – stärker durch biographische, aber auch außerbetriebliche Erfahrungen geprägt ist. Die Bedeutungen und Erwartungen, die an Erwerbsarbeit gestellt werden, müssten demnach aus der individuellen Lebensgeschichte rekonstruiert werden (z.B. Deppe 1982; Osterland u. a. 1973). Dieser Richtung kann auch die Wertstudie von Michael Schumann, Einemann Edgar, Siebel-Rebell Christa und Wittermann Klaus Peter (1982) zugeordnet werden. Die AutorInnen entwickeln in Abgrenzung zum Instrumentalismus-Theorem (das Schumann in früheren Studien mit Horst Kern auch selber

vertreten hatte vgl. Kern und Schumann 1970) das Konzept des „doppelten Bezugs“ zur Arbeit. Sie versuchen zu zeigen, dass instrumentelle und subjektiv-sinnhafte Bezüge nicht Pole darstellen, sondern beide gleichermaßen grundlegende Bestandteile dessen sind, wie Beschäftigte ihr Verhältnis zur Arbeit bestimmen. Als *Arbeitskraftperspektive* gelten jene Momente, in denen „der Arbeiter sich auf seine Situation unter dem Gesichtspunkt der Erhaltung bzw. Vernutzung seines Mittels Arbeitskraft bezieht“ (Schumann u. a. 1982, 305). Die *Subjektperspektive* verweist hingegen auf eine sinnhafte Auseinandersetzung mit der Tätigkeit, also jene Momente, in denen der „Arbeiter bei der Interpretation der Arbeitssituation auf [seinen] Fundus personaler Identität zurückgreifen bzw. seine Arbeitsrolle in seine Identität integrieren muß“ (Schumann u. a. 1982, 301). Subjekte bringen also Subjektivität ein, sie beziehen sich in irgendeiner Form sinnhaft auf die Arbeit, auch wenn die faktischen Arbeitsbedingungen das oft erschweren.

„Neben den mit der jeweiligen Arbeitssituation objektiv gegebenen Handlungsspielräumen ist der biographische Hintergrund dafür entscheidend, wie die Arbeit in der Subjektperspektive inhaltlich angeeignet wird, denn Interpretationen von objektiven Gegebenheiten sind nie statisch; sie sind formuliert im Rahmen vergangener Erfahrungen und gegenwärtiger Erwartungen an die Zukunft – lebensgeschichtliche Vergangenheit und daraus antizipierte Zukunftsperspektiven sind Dimensionen der Gegenwartsinterpretation“ (Schumann u. a. 1982, 300).

Der Verweis auf den biographischen Hintergrund verspricht jedoch mehr, als in der Analyse tatsächlich eingelöst wird, Schumann et al. beschränken sich nämlich ausschließlich auf den beruflichen Werdegang. Eine Kritik, die Peter Alheit und Bettina Dausien in einer kurze Zeit später erschienenen Studie (1985a) äußern. Es ist eine der wenigen Studien im Bereich der Arbeits- und Industriesoziologie, die mit einem biographischen Zugang arbeitet und anhand von drei Fallgeschichten die subjektive Bedeutung und Auseinandersetzung von Arbeit in der Logik der Lebensgeschichte herausarbeitet. Die AutorInnen beziehen sich zwar auf das Konzept von Schumann et al., erweitern es aber unter anderem um die Perspektive der Frauenforschung und den Zugang der Forschungsgruppe rund um Regina Becker-Schmidt (1984, 1983). Klasse wird hier also stärker als Ausdruck individueller Lebenspraktiken interpretiert, welche die Auseinandersetzung der Individuen mit Arbeit strukturiert.

Die Auseinandersetzungen mit dem Bewusstsein der ArbeiterInnen entwickelten sich also von einer kollektiven hin zu einer stärker individuellen Perspektive. Insgesamt lässt sich jedoch festhalten, so schreibt Christoph Deutschmann in einer Rückschau auf die Entwicklung der Arbeits- und Industriesoziologie, dass bis Ende der 1970er Jahre Auseinandersetzungen mit dem Klassenbegriff und einem Klassenbewusstsein die Disziplin wesentlich prägten (Deutschmann 2002, 215ff.). Die Zunahme der Konfliktbereitschaft der Arbeiterschaft in den 1970er Jahren beflügelte die Forschung nochmals zusätzlich. Gleichzeitig wurde deutlich, dass die Arbeiterschaft weniger an einer revolutionären Umwerfung der Gesellschaft interessiert war, sondern eher einen reformistischen Zugang vertrat, der auf die Verbesserung von Lebens- und Arbeitsbedingungen, aber auch Mitbestimmungsmöglichkei-

ten abzielte (Beckenbach 1991, 132). In den 1980er Jahren findet die Arbeiterbewusstseinsforschung im Zuge einer generellen Perspektivenverschiebung in der Arbeitssoziologie jedoch ein abruptes Ende.

3.2 Von der Klasse zum Individuum

Beginnend mit den 1980er Jahren lässt sich eine allgemeine Verschiebung des sozialwissenschaftlichen Diskurses weg von Fragen der sozialen Klassen hin zum Individuum und Fragen sozialer Identität sowie Subjektivität feststellen (Geißler 1998; Savage 2000; Crompton 2008). Vor allem in der deutschsprachigen Soziologie breitet sich die Vorstellung aus, dass Modernisierungsprozesse zu einer Auflösung von Klassen und Schichten beitragen würden, welche traditionelle Sozialstrukturansätze mit ihrer Betonung auf vertikale soziale Ungleichheiten obsolet werden ließen. Breite Wohlstandszuwächse, eine erfolgreiche Bildungsexpansion, die Ausweitung staatlicher Sicherungssysteme und die Aufwertung von Freizeit durch eine Verkürzung der Arbeitszeiten hätten zu einem Bedeutungsverlust herkömmlicher Strukturierungsmechanismen geführt und zu einer Ausdifferenzierung und Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensstilen beigetragen. Damit wurde ein Paradigmenwechsel eingeleitet, als dessen prominenteste Vertreter wohl Ulrich Beck in Deutschland und Anthony Giddens in Großbritannien gesehen werden können. Aber auch von Peter A. Berger, Stefan Hradil und Karl Martin Bolte wurden alternative Ansätze zur Idee einer Klassengesellschaft vorgelegt (Geißler 1996, 321). Damit verbunden war auch eine Kritik am marxistischen Klassenbegriff, die nach Beate Kraus (2005, 88ff.) in drei Punkten zusammengefasst werden kann. Erstens schien das Konzept von Marx mit zwei sich gegenüberstehenden Klassen – Proletariat und Bourgeoisie – nur mehr wenig geeignet, die wachsende Mittelschicht angemessen zu beschreiben und in dieses Schema einordnen zu können. Die polarisierende Klassenstruktur entsprach nicht den ausdifferenzierten sozialen Lagen der späten 80er Jahre. Zweitens schien fraglich, ob sozialwissenschaftliche Begriffe ihren analytischen Zweck erfüllen können, wenn sie für die Alltagserfahrung der Gesellschaftsmitglieder kaum mehr von Bedeutung sind. Drittens wurde insbesondere in Abgrenzung an die Arbeiterbewusstseinsforschung und der damit verbundenen Suche nach einem Klassenbewusstsein betont, dass sich Individuen selbst zunehmend weniger in diesen Schemata verorten lassen und sich soziale Konflikte nicht mehr vornehmlich an den traditionellen (vertikalen) Scheidungslinien entzünden.

3.2.1 Soziale Klasse als wandelnder Leichnam

Beck argumentiert, dass im Zuge von Modernisierungsprozessen die Grundpfeiler der Industriegesellschaft ins Wanken geraten und damit auch Kategorien wie Klasse, Stand, aber auch Familie oder Geschlechterrollen in ihrer Wirkung brüchig werden. Das drücke sich auf einer subjektiven Ebene in veränderten Ansprüchen nach individueller Gestaltung des eigenen Lebens aus. Die Herauslösung

von Individuen aus „traditionellen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie“ (Beck 1994, 44) bedeutet auf der einen Seite Freiheitsgewinne, das eigene Leben vielfältig gestalten zu können, heißt auf der anderen Seite aber auch, damit verbundene Risiken und Unsicherheiten in der Lebensgestaltung ebenfalls auf sich alleine gestellt bewältigen zu müssen. Was zuvor im „Familienverband, in den dörflichen Gemeinschaften, im Rückgriff auf ständische Regeln oder soziale Klassen vordefiniert“ war, muss nun von den Individuen selbst interpretiert, bearbeitet und bewältigt werden (Beck und Beck-Gernsheim 1993, 179). Mit diesem Prozess der Individualisierung rückt das Subjekt selbst in den Mittelpunkt und wird zum zentralen Akteur in der Reproduktion sozialer Ordnung. Dieser soziale Wandel macht neue Formen der Lebensführung notwendig, die Individuen dazu drängt, ihr Leben selbst zu planen, ihre Biographie zu entwerfen und zusammenzuhalten (Beck und Beck-Gernsheim 1993). Dieser Prozess wird vor allem durch staatliche Institutionen gefördert, die Individuen als Einzelpersonen (in einem gouvernementalitätstheoretischem Sinne) *anrufen* und sie auffordern, „sich gefälligst *als Individuum* zu konstituieren“ (Beck und Beck-Gernsheim 1993, 180, Hv.i.O). Damit wird Individualisierung auch zum Zwang, wie Beck und Beck-Gernsheim schreiben:

„Ein paradoxer Zwang allerdings, zur Herstellung, Selbstgestaltung, Selbstinszenierung nicht nur der eigenen Biographie, sondern auch ihrer Einbindung und Netzwerke, und dies im Wechsel der Präferenzen und Lebensphasen, allerdings: unter sozialstaatlichen Rahmenbedingungen und -vorgaben, wie das Ausbildungssystem (dem Erwerb von Zertifikaten), den Arbeitsmarkt, das Arbeits- und Sozialrecht, dem Wohnungsmarkt usw.“ (ebd. 179f.).

Beck argumentiert nicht, wie vielfach unterstellt, dass Individuen nun „im freien Raum der Entscheidungsmöglichkeiten schweben“ (Beck und Beck-Gernsheim 1993, 180). Auch soziale Ungleichheiten verschwinden nicht im Zuge der Individualisierung, Entscheidungen und Möglichkeiten unterliegen immer noch Begrenzungen. Diese Begrenzungen haben jedoch nichts mehr mit sozialer Klasse zu tun, sondern werden durch Institutionen wie den Arbeitsmarkt oder den Wohlfahrtsstaat, das Bildungssystem oder gesetzliche Grundlage vorgegeben oder durch Lebensphasen geprägt, die für Gesellschaftsmitglieder in gewisser Weise gleichermaßen gelten (1993, 181; 185).

Ein zentrales Argument von Beck ist, dass der Individualisierungsprozess gerade in jenem Moment einsetzt, in dem die Grundlagen für die Herausbildung von Klassen – nämlich Verelendung und Armut – in den modernen Wohlfahrtsstaaten überwunden werden konnten. Damit baut Becks Argumentation jedoch auf einer nicht selten anzutreffenden, jedoch, wie vorhin bereits angedeutet, falschen Marx-Rezeption auf. Gleichzeitig ist darin auch implizit das Klassenverständnis von Beck angedeutet, das die Existenz oder Nicht-Existenz von Klassen eng an Fragen des Klassenbewusstseins knüpft. Ein wesentlicher Motor für das Postulat eines Endes der Klassengesellschaft liegt deshalb auch in seiner Beobachtung, dass soziale Lagen und Bewusstsein auseinanderdriften (auch wenn hier eine Homologie unterstellt wird, die auch historisch in ihrer Existenz fraglich ist, wie auch Marx und Weber angemerkt haben). Vor diesem Hintergrund stellt Beck auch die Frage, was es denn nun be-

deutet, wenn „Ungleichheiten wachsen, aber von der Erfahrungssituation der Menschen her ‚klassenlos‘ werden“ (Beck 1994, 52). Wird ein vorhandenes Klassenbewusstsein als Voraussetzung für die Existenz von Klassen gesetzt, kann man nur zu dem (Fehl-)Schluss gelangen, dass diese Kategorie nicht mehr länger zu gebrauchen wäre.

3.2.2 Das Selbst als reflexives Projekt

Der britische Soziologie Anthony Giddens wird in der wissenschaftlichen Debatte zusammen mit Ulrich Beck als einer der zentralen Apologeten eines Endes der Klassengesellschaft genannt. In Giddens frühen Schriften spielen der Klassenbegriff und auch die Theorien von Marx zunächst noch eine große Rolle. Erst später wendet sich Giddens Fragen der Identität und des Selbst zu, die auch für Beck anschlussfähig waren. Aus einer Kooperation der beiden Wissenschaftler heraus entstand (gemeinsam mit Scott Lash) auch das Buch *Reflexive Modernisierung* (Beck, Giddens, und Lash 1994). Darin präzisieren die Autoren ihr Verständnis gesellschaftlicher Transformation, welche einen grundlegenden Wandel der Verfasstheit des Selbst mit sich bringen würde. Ähnlich wie auch Beck argumentiert Giddens, dass die Auflösung von zentralen Bindungen (wie eben Nachbarschafts- oder Klassenbeziehungen) das Individuum freisetzt und zur zentralen Instanz in der Gestaltung des eigenen Lebens macht. Im Gegensatz zu Beck, bei dem Institutionen wie der Arbeitsmarkt, das Bildungssystem oder der Wohlfahrtsstaat die Beschleuniger einer Individualisierung der Gesellschaft darstellen, ist es bei Giddens insbesondere die Globalisierung, die einen wesentlichen Beitrag zur Enttraditionalisierung leistet und zu einer Pluralisierung der Möglichkeiten führt (Atkinson 2007a, 541). „The more tradition loses its hold, and the more daily life is reconstituted in terms of the dialectical interplay of the local and the global, the more individuals are forced to negotiate lifestyle choices among a diversity of options“ (Giddens 1991, 5). Dieses Angebot an Möglichkeiten verlangt von Individuen, kontinuierlich Optionen zu evaluieren und vor dem Hintergrund einer sich ständig verändernden sozialen Welt neu einzuschätzen. „Reflexivität“ wird damit zum zentralen Moment der Identitätsentwicklung in der reflexiven Moderne. „The reflexivity of modern social life consists in the fact that social practices are constantly examined and reformed in the light of incoming information about those very practices, thus constitutively altering their character“ (Giddens 1990, 38). Identitätsarbeit wird zu einem „reflexiven Projekt“ (Giddens 1991, 32), in dem jeden Tag aufs Neue zu entscheiden ist, wie man sich verhält, wie man sich kleiden und was man essen möchte. Ähnlich wie auch bei Beck werden diese Entscheidungen nicht mehr von kollektiven Praktiken traditioneller Gemeinschaftsformen, wie Klassenzugehörigkeit, geleitet, sondern repräsentieren individuelle Lebensstile, eine individuelle Zusammenstellung von Vorlieben geniert aus der Fülle des Angebots.

„Lifestyles are routinised practices, the routines incorporated into habits of dress, eating, modes of acting and favoured milieux for encountering others; but the routines followed are reflexively open to change in the light of the mobile nature of self-identity“ (Giddens 1991, 81).

Gleichzeitig betont Giddens, ähnlich wie Beck, dass damit auch ein Zwang zur Entscheidung verbunden ist, der Individuen verunsichern und erheblich belasten kann. Im Vergleich zu Beck finden wir bei Giddens eine weniger offensichtlich eingenommene Distanz zum Klassenbegriff, immer wieder verweist er auf die Klassenstruktur moderner Gesellschaften und den Einfluss sozioökonomischer Positionen auf Lebenschancen. Dennoch legen seine Ausführungen an unterschiedlicher Stelle nahe, dass das reflexive Projekt des Selbst eine universelle Anforderung an alle Gesellschaftsmitglieder darstellt und die Klassenherkunft auf Entscheidungen letztendlich keinen Einfluss mehr habe (Atkinson 2007a, 539). Giddens formuliere, so Beverly Skeggs, ein „neutrales Konzept“ des Selbst, das allen gleichermaßen zur Verfügung stehe, aber keinerlei klassen- oder geschlechtsspezifische Fundierung mehr habe (Skeggs 2004, 53).

Die Popularität der Individualisierungsthese bzw. der reflexiven Modernisierung hat sicherlich damit zu tun, dass es ihr gelungen ist, brennende Themen der Zeit einzufangen, sie kann aber auch auf die Vagheit des Konzepts und die darin enthaltenen Widersprüchlichkeiten zurückgeführt werden, die Will Atkinson an unterschiedlicher Stelle treffend herausgearbeitet hat (Atkinson 2007b, 2010a). Problematisch scheint insbesondere, dass im Werk von Beck eine konkrete Auseinandersetzung mit dem Klassenbegriff fehlt und damit auch vage bleibt, was nun genau zu Ende geht, was sich überholt und ausgedient hat. Wie kann, so fragt Atkinson etwas provokativ, Beck von Klasse als „wandelnder Leiche“ sprechen, wenn er sich selbst nicht sicher ist, wie sie lebend ausgesehen haben mag (Atkinson 2007b, 358)? Darüber hinaus wird von KritikerInnen immer wieder die mangelnde empirische Basis dieser Prognosen hervorgehoben (Geißler 1996). Ungeachtet dessen hat sich in der wissenschaftlichen Gemeinschaft um die Individualisierungsthese eine große Zahl an AnhängerInnen geschart. Die Thesen wurden in der Rezeption zwar unterschiedlich aufgegriffen und weiterentwickelt, konnten damit aber auch in vielen soziologischen Teildisziplinen und Forschungsrichtungen Fuß fassen. Insgesamt kann die Individualisierungsthese sicherlich als einer der einflussreichsten soziologischen Paradigmen der jüngeren Zeit betrachtet werden (Dangschat 1998).

3.3 Subjektorientierter Wandel in der Arbeitssoziologie

Dieser Paradigmenwechsel von der Klasse hin zum Individuum vollzieht sich auch in der Arbeits- und Industriesoziologie, nimmt ihren Ausgangspunkt jedoch bei einer Müncher Forschungsgruppe um Karl Martin Bolte, die in den 1970er und 1980er Jahren daran arbeitete, ein „subjektorientiertes“ Konzept von Berufen vorzulegen. Wesentlich involviert waren hier auch zwei seiner Schüler, Michael Brater und Ulrich Beck. In Abgrenzung zu damals vorherrschenden marxistischen und struktur-funktionalistischen Theorien konzipierte man Berufe ausgehend vom Individuum als Bündel bestimmter Fähigkeiten von Arbeitskräften (Voß und Pongratz 1997, 206) und begründete damit eine „subjekt-

orientierte Soziologie.“ Die Beziehung zwischen Individuum und Gesellschaft wird als „wechselseitiges Konstitutionsverhältnis“ (Bolte 1983, 15) verstanden, gleichzeitig wird aber den aktiven Herstellungs- und Strukturierungsleistungen der Subjekte besondere Bedeutung zugemessen. Der hier angesprochene strukturelle Rahmen wird jedoch nicht mehr als Klassensystem verstanden. Auch wenn Bolte zustimmt, dass die „klassenprägenden Einflüsse“ nicht gänzlich verschwunden sind, so seien diese „von anderen Einflußfaktoren hinsichtlich seiner ungleichheitsrelevanten Auswirkungen zunehmend so stark überlagert worden [...], daß es einfach verfälschend wäre, das Ungleichheitsgefüge in unserer Gesellschaft als Klassenstruktur zu typisieren“ (Bolte 1986, 300).

Der Einfluss Boltes auf die deutschsprachige Soziologie ist nicht gering zu schätzen, neben Ulrich Beck zählen auch Stefan Hradil, Ilona Ostner, Elisabeth Beck-Gernsheim sowie später auch Gerd Günter Voß und Hans Pongratz zu seinen SchülerInnen bzw. MitarbeiterInnen.⁷ Aus diesem Zugang heraus entwickelten sich Forschungsansätze, die heute in wesentlichen Teilen das Verständnis und die Zugänge der Arbeits- und Industriosozologie im deutschsprachigen Raum prägen. Präsent ist in diesem Zusammenhang insbesondere die These von der „Subjektivierung von Arbeit“ (Kleemann, Matuschek, und Voß 1999a) und damit verbunden Ansätze wie der „Arbeitskraftunternehmer“ oder auch das Konzept der „alltäglichen Lebensführung“ (Jurczyk 1993).⁸ Gemeinsamen Ausgangspunkt bilden Umwälzungen in der Arbeitswelt hin zu einer postfordistischen Arbeitsorganisation, die nicht nur die Grenzen zwischen Arbeit und Leben zunehmend verflüssigt, sondern auch durch neue Formen des verwertenden Zugriffs auf Arbeitssubjekte gekennzeichnet ist. Es kommt zu einer „Intensivierung von individuellen, d.h. Subjektivität involvierenden Wechselverhältnissen zwischen Person und Betrieb bzw. betrieblich organisierten Arbeitsprozessen“ (Kleemann, Matuschek, und Voß 2003, 62), das Individuum mit seinen Fähigkeiten und Potentialen gerät zunehmend in den Fokus betrieblicher Wertschöpfung. Eine wachsende Komplexität von Arbeitsprozessen, aber auch neue Formen der Arbeitsorganisation, wie Gruppen- oder Teamarbeit, erfordern über das bisherige Ausmaß die Mobilisierung subjektiver Potentiale für den Arbeitsprozess, aber auch im Zusammenhang mit der Organisation von Arbeit und Leben. Das bedeutet nicht, dass Subjektivität nicht auch schon davor im Arbeitsprozess eine Rolle gespielt hätte. Wie Fritz Böhle (2011) u.a. zeigen, können selbst hochautomatisierte Prozesse nicht ohne ein Zutun der Arbeitssubjekte funktionieren. Der Unterschied ist, dass Subjektivität nun qualitativ anders genutzt wird, sie wird vom „Störfaktor zur Ressource“ (Nickel 2008, 37) der betrieblichen Wertschöpfung. Darüber hinaus wird dieser Prozess von Veränderungen

⁷ Vgl. dazu Reinhard Kreckel's Redebeitrag zur Gedenkfeier an Karl Martin Bolte (<http://www2.sozioologie.uni-halle.de/emeriti/kreckel/docs/bolte-gedenkfeier-txt-6.pdf> - 24.04.2016).

⁸ Das Konzept der alltäglichen Lebensführung beschäftigt sich mit dem Zusammenhang von Tätigkeiten in unterschiedlichen Lebensbereichen und dem Wandel der Beziehung von Arbeit und Leben. Es werden verschiedene Formen der Lebensführung identifiziert, wobei insbesondere der Typus der situativen Lebensführung mit den Überlegungen von Beck, Giddens und anderen TheoretikerInnen der Postmoderne konvergiert. Es ist eine strategische Form der Lebensführung, die Entscheidungen abwägt, Optionen prüft und reflexiv an die Steuerung des eigenen Lebens herangeht (Jurczyk und Voß 1995).

der Ansprüche und Erwartungen der Beschäftigten selbst vorangetrieben, wofür Martin Baethge Anfang der 1990er Jahre den Begriff der „normativen Subjektivierung“ (Baethge 1991, 6) geprägt hat. ArbeitnehmerInnen stellen in zunehmendem Ausmaß subjektbezogene Ansprüche an die Arbeit. „Man will innerlich an der Arbeit beteiligt sein, sich als Person in sie einbringen können und über sie eine Bestätigung eigener Kompetenzen erfahren“ (ebd., 7f.). Die Diagnose von der Subjektivierung von Arbeit verweist zusammengefasst auf einen dreifachen Wandel und zwar „des betrieblichen Zugriffs auf Subjektivität, der subjektiven Ansprüche der Erwerbstätigen an Erwerbsarbeit und der gesellschaftlichen Konstitution von Subjektivität“ (Kleemann 2012, 6). Im Zentrum der Analyse stehen für die Theoretiker der Subjektivierung die „aktiven Strukturierungs- und Herstellungsleistungen“ der Individuen (Kleemann, Matuschek, und Voß 2003, 62). Sie sind nun gefordert, dort wo sich vor-malige Orientierungslinien aufzulösen beginnen, selbst für die Organisation von Arbeits- und Lebenszusammenhängen zu sorgen. Gibt es beispielsweise keine fixen Beginn- und Endzeiten für die Arbeit mehr, wird die Steuerung dieser Aufgaben an die Subjekte ausgelagert, die in Abstimmung mit ihren Aufgaben sowie privaten Verpflichtungen den Einsatz ihrer Arbeitskraft selbst steuern und regulieren müssen.

3.3.1 Auswirkungen des Paradigmenwechsels

Die Hinwendung zur subjektiven Perspektive hat der Arbeitssoziologie neue wichtige Impulse gegeben. Sie entstand unter anderem aus einer Frustration über kollektivierende und struktur-deterministische Zugänge in der traditionellen Arbeitsforschung, die sich für die Praktiken und Deutungen der Subjekte nur wenig zu interessieren schienen oder sie bloß als Reaktionen auf betriebliche Veränderungen deuteten. Allerdings hat diese Hinwendung zum Subjekt in Verbindung mit der Abkehr von einer Klassenperspektive dazu geführt, dass die soziale Genese der Arbeitssubjekte aus dem Blick geraten ist. Die in diesem Diskurs zu vorortenden Arbeiten klammern, wie auch Dravenau und Eichler (2012) betonen, die subjektiven Voraussetzungen dafür aus, also die unterschiedliche (auch klassenspezifische) Gewordenheit jener Subjektivität, die im Betrieb abgerufen und in das Zentrum der Forschung gerückt wird.

Die Auswirkungen dieser Verschiebungen werden nachstehend anhand von drei Studien expliziert. Sie wurden zum einen deshalb ausgewählt, weil sie die damit verbundenen Problematiken für soziologische Analysen besonderes deutlich machen, zum anderen weil sie für die vorliegende Studie wichtige Bezugspunkte darstellen. Erstens die These des „Arbeitskraftunternehmers“ von G. Günter Voß und Hans J. Pongratz (1998) und die spätere empirische Überprüfung dieser These (Pongratz und Voß 2004). Zweitens eine Studie von Andreas Witzel und Thomas Kühn (1999), die sich mit den Berufseinmündungsprozessen junger Erwachsener und ihrer Orientierungs- und Handlungsstrategien beschäftigt. Drittens eine Studie von Martin Baethge, Brigitte Hantsche, Wolfgang Pelull und Ul-

rich Voskamp (1988), die mit dem Berufseinstieg und den Arbeitsorientierungen junger Erwachsener ein ähnliches Thema behandelt. Gezeigt wird zunächst, dass vor dem Hintergrund individualisierter und reflexiver Subjektkonstruktionen Unterschiede zwischen sozialen Akteuren, die auf einer kollektiven Ebene angesiedelt sind (wie eben Klassenunterschiede), nicht mehr angemessen erfasst werden können, auch wenn sie empirisch festgestellt werden. Implizit wird auch deutlich, dass die Gefahr besteht, Unterschiede und damit verbundene Ungleichheiten nicht in strukturellen Bedingungen, sondern in den Individuen selbst zu suchen, wie auch Crompton betont, „the explanatory shift to the individual (and rejection of ‘class’ as an ‘outdated’ concept) has played its part in shifting the analysis of *social* inequality to the individual level.“ (Crompton 2010, 20. Hv.i.O).

Beispiel 1: Die These des Arbeitskraftunternehmers

Grundlage des Konzepts des „Arbeitskraftunternehmers“ bildet die These, dass „*neuen Strategien der betrieblichen Nutzung von Arbeitsfähigkeit*“, die mit einer verstärkten Anforderung nach Selbstorganisation verbunden sind, langfristig zu einem „grundlegenden Wandel der gesellschaftlichen Verfassung von Arbeitskraft“ führen werden (Voß und Pongratz 1998, 132 Hv.i.O). Es entwickle sich ein neuer Typus, der „Arbeitskraftunternehmer“ (ebd., S. 132). Dieser müsse als „kontinuierlich strategisch handelnder Akteur“ (Voß und Pongratz 1998, 142) zielgerichtet Ressourcen wie soziale Netzwerke, Besitz oder Vermögen für den Verkauf seiner Arbeitskraft einsetzen und die Fähigkeit besitzen, „die alltägliche Lebensorganisation, sich selbst als Person, die eigene Biographie, die soziale Umgebung usw. aktiv und effizienzorientiert zu steuern“ (ebd., 154). Voß und Pongratz entwerfen mit dem Arbeitskraftunternehmer ein Arbeitssubjekt, das sich scheinbar aller sozialer Einflüsse wie Klasse, Geschlecht und Ethnie entledigt hat und als rational agierender Akteur bzw. Akteurin Entscheidungen auf dem Markt und im Betrieb trifft und sich dessen Anforderungen anpasst. Diese Subjektkonstruktion konvergiert deutlich mit den Konzepten von Beck bzw. Giddens und kann damit in diesem Paradigmenwechsel der reflexiven Modernisierung zugeordnet werden.

In einer späteren Studie wurde die empirische Verbreitung dieses Typus von den Autoren untersucht und es konnten bezüglich arbeitskraftunternehmerischer Orientierungen erhebliche Unterschiede zwischen den befragten Beschäftigten entdeckt werden (Pongratz und Voß 2004). Nur bei einem Teil konnten Charakteristika des Arbeitskraftunternehmers festgestellt werden. In der Logik der Arbeitskraftunternehmer-These müssten Unterschiede zwischen den Befragten relativ unabhängig von sozialen Merkmalen streuen. Eine der deutlichsten Bruchlinien verläuft aber, wie die Daten zeigen, zwischen ArbeiterInnen und Angestellten (2004, 194). Arbeitskraftunternehmerische Orientierungen würden durch bestimmte Arbeitsbedingungen und einen längeren Verbleib im Bildungswesen gefördert, seien gleichzeitig aber auch Ausdruck individueller Ambitionen und Interessen, die im Kontext eines allgemeinen Wertewandels (Stichwort normative Subjektivierung) interpretiert werden (Pongratz und Voß 2004, 79; 146-151). Orientierungen und Haltungen als bloße Reaktionen auf betrieb-

liche Anforderungen zu konzipieren, wäre allerdings eine zu mechanische Vorstellung der Entwicklung von Deutungen, räumen die Autoren ein. Vor diesem Hintergrund ist es naheliegend, auf individuelle Ambitionen und den gesellschaftlichen Wandel von Ansprüchen und Orientierung hinzuweisen. In dieser Logik wirken ArbeiterInnen jedoch wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten, worauf auch Klaus Dörre et al. verweisen. „Indem der ‚Arbeitskraftunternehmer‘ oder [...] das ‚unternehmerische Selbst‘ als Inkarnation von Modernität konstruiert werden, muss alles, was solchen Subjektivierungsweisen nicht unmittelbar entspricht, als Ausdruck eines subjektiven ‚Noch-Nicht‘ erscheinen“ (Dörre, Hänel, und Matuschek 2012, 96). Insgesamt bleiben die von Voß und Pongratz angebotenen Erklärungen jedoch unbefriedigend, lassen sie doch unbeantwortet, wie die Unterschiede bei den Arbeitsbedingungen oder im Bildungsverlauf zwischen den zwei sozialen Gruppen, ArbeiterInnen und Angestellten, zustande kommen, die in weiterer Folge zu verschiedenen Erwerbsorientierungen führen. Festgestellte Differenzen werden mit dem Hinweis auf weitere Differenzen erklärt, die dahinterliegenden Mechanismen, die in diesem Fall sehr eindeutig auf einen kollektiven Unterschied verweisen, jedoch nicht aufgegriffen. Die These des Arbeitskraftunternehmers und seine darin eingelagerten Subjektkonstruktionen basieren implizit auf einer Ressourcenausstattung und Orientierungen, wie sie typischerweise in den mittleren und höheren Klassen zu finden sind (Cooper 2008; Wittel 1998; Skeggs 2004). Aus diesem Grund ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass die Autoren die Ausprägungen des Arbeitskraftunternehmers insbesondere unter gut ausgebildeten Angestellten finden (Pongratz und Voß 2004, 150; 197ff.). Der im Konzept angelegte individualisierte Blick versperrt den Weg für eine relationale Analyse kollektiver Unterschiede und ihrer Entstehungshintergründe, selbst wenn sie sich empirisch aufdrängen.

Das Konzept hat jedoch nicht nur Konsequenzen für die Erklärung des Zustandekommens sozialer Unterschiede, sondern auch für die Analyse der Folgen dieser Differenzen. Im Hinblick auf mögliche GewinnerInnen oder VerliererInnen dieser Entwicklungen deuten Voß und Pongratz in ihrem 1998 erschienen Aufsatz die Entwicklung zweier „kontrastierender Gruppen“ (ebd., 154) an. Zum einen „Erfolgsunternehmer ihrer Arbeitskraft“, die aus dieser Entwicklung Vorteile ziehen können, „weil ihre berufliche Lage dies zulässt, sie attraktive betriebliche Varianten des Arbeitskraftunternehmers praktizieren können und/oder sie die erforderlichen Fähigkeiten zur Nutzung der Freiräume mit sich bringen“ (ebd.). Zum anderen „eine große (und sozial stark abgestufte) Schicht“, welcher diese Entwicklungen eher „aufgezwungen werden, wo die Nachteile verringerter sozialer Regulierung bzw. der neuen Marktförmigkeit von Arbeit kumulieren und/oder denen die erforderlichen Qualifikationen zur Bewältigung der gestiegenen Selbstregulierungsanforderungen fehlen“ (ebd., 154). Entscheidend für Erfolg oder Abstieg sind demnach zum einen die Positionierung in der allgemeinen Arbeitsteilung und zum anderen persönliche Fähigkeiten zur Bewältigung neuer Anforderungen. Im Hinblick auf die Verteilung dieser Positionen und Fähigkeiten in der Gesellschaft wird nur sehr knapp auf „bekannte Unterschiede in der sozialen Lage“ wie „Geschlecht, Qualifikation, Branche, Region

usw.“ (ebd.) verwiesen.⁹ Die Wirkung von sozial-strukturellen Faktoren wird aber nicht näher formuliert und an anderer Stelle eher relativiert, indem die Autoren auf eine Verschiebung in der Gewichtung der Dimensionen sozialer Ungleichheit hinweisen. Zukünftig werden „persönliche Kompetenzen“, wie kommunikative Fähigkeiten, Lern- und Innovationskompetenzen, aber auch die Fähigkeit zur aktiven und effizienzorientierten Steuerung des eigenen Lebens, ausschlaggebend sein, wenn es um die Verteilung und Nutzung von Chancen oder Risiken des Arbeitskraftunternehmers geht (ebd.). Voß und Pongratz prognostizieren mit ihrer These eine radikale Polarisierung der Gesellschaft. Diese wird aber weniger an strukturellen Faktoren festgemacht, sondern vielmehr an individuellen Merkmalen und Eigenschaften. Dieser Zugang birgt die Gefahr, Zuweisungen zu den GewinnerInnen und VerliererInnen als Folge persönlicher Entscheidungen und persönlicher Eigenschaften (leistungswillig, motiviert usw.) zu deuten und damit letztendlich auch die gesellschaftliche Positionierung der individuellen Verantwortung zuzuschreiben.

Beispiel 2: Berufsbiographische Gestaltungsmodi

Die Studie von Witzel und Kühn (1999) untersucht in einer Längsschnittstudie den Übergang junger Erwachsener von der dualen Berufsausbildung in das Berufsleben und begleitet den Berufseinstieg insgesamt über fünf Jahre hinweg. Befragt wurden Kfz-Mechaniker, Maschinenschlosser, Friseurinnen sowie Bank-, Büro- und Einzelhandelskaufleute. Die Studie ist deshalb interessant, weil die Autoren sich eher von Becks Thesen abwenden und für ihr Verständnis von sozialem Handeln sich auf Giddens Theorie der Strukturierung (1988) beziehen. Vor diesem Hintergrund rücken die Autoren die Eigenleistungen der Individuen in der Herstellung ihres Lebenslaufs und in der Auseinandersetzung mit beruflichen Stationen besonders in den Vordergrund. Gefasst wird diese Leistung mit dem Begriff der „Selbstsozialisation“ (Kühn und Witzel 2000, Abs. 3). Die Erfahrungen im Berufsfindungsprozess und im Erwerbsleben müssen von Individuen bearbeitet und interpretiert werden, daraus entwickeln sie bestimmte Orientierungs- und Handlungsmuster in der Gestaltung des Lebens (Witzel und Kühn 1999). Die Gestaltung des Berufsverlaufs ist demnach auch ein Prozess des Bilanzierens, Abwägens, Abschätzens und in Einklangbringens (ebd. 14). Gleichzeitig wird von einer determinierenden Funktion sozialer Strukturen Abstand genommen, sie werden nach Giddens vordergründig in ihrem ermöglichenden Charakter diskutiert. Handlungen seien somit „weniger als Ausdruck von konstanten Persönlichkeitskonstrukten oder von internalisierten Strukturderivaten, sondern von Selbstreflexivität in der Auseinandersetzung mit Gelegenheitsstrukturen aufzufassen“ (Witzel und Kühn 1999, 18). Aus den spezifischen Handlungslogiken der jungen Erwachsenen in den berufsbiographischen Situationen werden sechs Typen „berufsbiographischer Gestaltungsmodi“ entwickelt. Diese lassen sich in drei übergeordnete Kategorien zusammenfassen. Zunächst Orientierungen, die

⁹ Diese sind in der späteren Studie noch ergänzt um Besitz, soziale Beziehungen, nationale und soziale Herkunft (Pongratz und Voß 2004, 31; 240).

auf dem Erhalt des gegenwärtigen Status fokussiert sind (*Statusarrangements*), zweitens Orientierungen auf eine Erweiterung von Handlungsspielräumen (*Karriereambitionen*) und drittens ein Typus, der auf Autonomie und Selbstbestimmungsgewinne abzielt (*Autonomiegewinn*).

Die der Studie zugrundeliegende Subjektkonstruktion erinnert jedoch ebenfalls wieder an die Ausformulierungen in den Theorien der reflexiven Modernisierung. Auch bei Witzel und Kühn bildet die Transformation hin zur Postmoderne mit seinen Umbrüchen in der Arbeitswelt und seinen „Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen“ (Witzel und Kühn 1999, 19) die Hintergrundfolie für die Analyse der Übergänge. Dieser Zugang spiegelt sich auch in empirischen Analysen der Fallgeschichten wider. Es werden in umfassender Weise die Einstellungen und Wünsche junger Beschäftigter im Zeitverlauf – auch in ihrer Wechselwirkung zu arbeitsweltlichen Rahmenbedingungen – ergründet. Gleichzeitig bleibt unklar, wie diese Unterschiede in den Orientierungen letztendlich zustande kommen. Wie kommt es denn, dass manche Personen nach Veränderung, Weiterbildung und Aufstieg streben, andere jedoch nicht? Ebenso offen bleibt, weshalb die Berufsgruppen nicht in allen Typen gleichermaßen repräsentiert sind. So zeigen sich unter den befragten Maschinenschlossern und Friseurinnen häufig der Typus *Statusarrangements*, während die Orientierung in Richtung *Karriereambitionen* hier kaum anzutreffen ist. Witzel und Kühn verweisen zwar in Abgrenzung zu Beck darauf, dass soziale Ungleichheit und damit auch Lebensläufe nach wie vor durch soziale Herkunft oder Geschlecht strukturiert wird, gleichzeitig scheint das aber in der empirischen Analyse keine Rolle zu spielen. Im Vordergrund steht für Witzel (2001), wie wir einem späteren Artikel entnehmen können, wie Individuen mit Strukturen umgehen, wie sie diese interpretieren und sich darauf beziehen. „Die biographischen Akteure sind dabei nicht einfach Objekte eines Lebenslaufregimes, sondern sie interpretieren Gelegenheitsstrukturen, nutzen Handlungsspielräume und bewerten Handlungsergebnisse“ (ebd., 343).

Beispiel 3: Übergänge in die Arbeitswelt und Bedeutung von Arbeit

Im Zentrum der Studie von Baethge et al. stehen ähnlich wie bei Witzel und Kühn die Berufseinmündungs- und Übergangsprozesse junger Erwachsener. Der erste Teil der Studie beschäftigt sich mit der Gestaltung der Berufsverläufe, der zweite Teil fokussiert auf die Bedeutung von Erwerbsarbeit für die Identitätsentwicklung der jungen Menschen (Baethge u. a. 1988). Auch hier stehen „handlungsrelevante Orientierungen“ im Vordergrund, es geht um die „Vorstellungen und Perspektiven, von denen her Jugendliche Entscheidungen in vergangenen, gegenwärtigen und zukünftig erwarteten Situationen, die sie selbst betreffen und in die sie selbst involviert sind, begründen und interpretieren oder – auf die Zukunft bezogen – planen“ (ebd., 32). Dabei wird betont, dass die Orientierungsmuster der jungen Erwachsenen „systematisch auf Merkmale der Biographie und Lebenssituationen“ (34) bezogen werden. In dieser Hinsicht geht die Analyse auch weiter als bei Witzel und Kühn, indem explizit auf vorberufliche Erfahrungen (familiäre Sozialisation, Schule) abgestellt wird.

Im Hinblick auf die Berufsverläufe werden unterschiedliche Konstellationen unterschieden, die sich an der Kontinuität der Berufsverläufe, aber auch dem Gelingen, in eine ausbildungsadäquate Beschäftigung einzumünden, festmachen. In der Erklärung der Unterschiede in den Verläufen finden wir in dieser Studie soziale Herkunft im Vergleich zu den anderen deutlich präsenter, scheint aber einem eher reduzierten Verständnis von Klasse zu folgen, das sich hauptsächlich an der beruflichen Stellung des Vaters misst. So wird für Jugendliche aus unteren sozialen Schichten eine größere Krisenbetroffenheit im Berufsverlauf festgestellt (Baethge u. a. 1988, 72). Im Gegensatz dazu, betonen die Autoren, hätten der „familiale Interaktionsstil“ und damit verbundene Umgangsformen eine größere Wirkung auf die Berufsverläufe der Kinder (ebd., 73; 165). In einem Weber'schen Sinne (und wie wir später noch bei Bourdieu hören werden) liegt die Vermutung nahe, dass diese Praktiken der Lebensführung jedoch sehr viel mit der Klassenherkunft zu tun haben. Baethge et al. räumen zwar ein, dass das familiäre Klima durch soziale Schicht vermittelt sei, gehen jedoch nicht näher darauf ein (ebd., 74). Auch den Erfahrungen in der Schule wird eine Wirkung auf die Gestaltung der Berufsverläufe beigemessen, aber auch hier fehlt eine Erklärung dafür, wie unterschiedliche Schulerfahrungen zustande kommen. Damit bleibt die Erklärung der Verlaufsmuster auch auf einer sehr individuellen Ebene:

„Die Jugendlichen, die unter ungünstigen Sozialisationsbedingungen herangewachsen sind und sowohl in der Familie als auch in der Schule Erfahrungen machen mußten, die sie eher verunsicherten als in ihrem Selbstbewußtsein förderten, die zu Selbstzweifeln beitrugen und sich mithin eher hemmend auf jene Fähigkeiten und Potential auswirkten, die zur produktiven Bewältigung anstehender Probleme unerläßlich sind, haben im Schnitt nicht nur ungünstigere individuelle Startvoraussetzungen erwischt, die sie heute in eine Situation gebracht haben, in der sie sich nur schwer wiederfinden, sondern sie verfügen zugleich auch über ein geringeres Maß an Verhaltensmöglichkeiten, um sich in dieser Situation zu bewegen bzw. offensiv mit ihr umzugehen“ (Baethge u. a. 1988, 165).

Zum Teil liegen die Ursachen einer verkürzten Erklärung auch im methodischen Vorgehen begründet, das an vielen Stellen auf der Ebene der subjektiven Deutungen der Befragten selbst stehen bleibt. So wird beispielsweise argumentiert, dass die elterlichen Berufs- und Arbeitserfahrungen für die Berufsorientierung der Jugendlichen nicht mehr von Bedeutung seien, stützen sich diese Erkenntnisse jedoch nur auf Selbsteinschätzungen der Jugendlichen (ebd., 74). Unberücksichtigt bleiben dabei die stillen, nicht ausgesprochenen Einflüsse, durch Erwartungen, aber auch in der Familie präsente Vorstellungen, was zu tun ist und was nicht, die den Individuen kaum reflexiv und bewusst sprachlich zugänglich sind und dennoch entscheidend auf Orientierungen Einfluss nehmen.

Der zweite Teil fragt danach, wie sich die jungen Erwachsenen mit ihrer Arbeitssituation auseinandersetzen und welche Ansprüche sie an Arbeit herantragen. Festgestellt wird, dass bei der Mehrzahl der Fälle sinnhaft-subjektbezogene Arbeitsorientierungen (sich mit Fähigkeiten in der Arbeit einbringen können, Anerkennung erfahren, Gruppeneinbindung usw.) überwiegen und materielle As-

pekte, wie Einkommen oder Arbeitsplatzsicherheit, hingegen eher bei resignativen Jugendlichen dominieren, die froh sind, überhaupt Beschäftigung gefunden zu haben (ebd., 166-171). Die Autoren sehen darin einen Ausdruck eines sozialen Wertewandels in der Beziehung zu Arbeit, die sich in breiten Bevölkerungsschichten durchzusetzen beginnt. Diese These, die als „normative Subjektivierung“ in den soziologischen Kanon eingegangen ist, hat sich verselbstständigt und ist auch heute noch Bestandteil des wissenschaftlichen und populären Diskurses über die sogenannte junge Generation. In jüngster Zeit wurde jedoch Kritik an dieser Prognose laut. Insbesondere Lutz Eichler und Daniel Dravenau haben den klassenspezifischen Charakter von Selbstbestimmungs- und Selbstverwirklichungsansprüchen herausgearbeitet (Dravenau und Eichler 2012). Das von Baethge beschriebene Subjektideal ist tendenziell in statushöheren Klassen zu finden, und gerade hier werden „Selbstverwirklichungsaspirationen“ zur Distinktion gegenüber unteren Klassenmilieus eingesetzt (Fischer und Eichler 2015, 395). Eine Auswertung der ALLBUS Daten aus den Jahren 1991 und 2010 macht deutlich, dass Personen mit einem größeren Umfang an ökonomischem sowie institutionalisiertem bzw. objektiviertem Kulturkapital deutlich höhere Präferenzen für interessante Tätigkeiten (Arbeitsinhalte), Selbständigkeit und Verantwortung aufweisen (Fischer und Eichler 2015, 398). Ein subjektbezogenes Arbeitsverständnis lässt sich also nicht klassenunabhängig verallgemeinern, sondern ist vor allem in statushöheren sozialen Klassen verankert.

Die drei Beispiele machen deutlich, dass die Hinwendung zum Subjekt in der Arbeitssoziologie zweifellos wichtige Impulse für die Weiterentwicklung der Disziplin und insbesondere für das Verständnis individueller Handlungspraktiken und ihrer Bedeutung in der Reproduktion sozialer Verhältnisse geliefert hat. Gleichzeitig gestaltet sich dieser Wandel problematisch, wenn dabei auf die soziale Einbettung und Genese von Individuen – auch im Verhältnis zueinander – vergessen wird. Und so müssen die Beschreibungen von Vorstellungen, Orientierungen, Vorlieben und Wünschen zwangsläufig oberflächlich bleiben. Bei der Einforderung eines Blicks auf die soziale Genese der Subjekte geht es nicht nur um das Aufpeppen der Forschung um einen biographischen Zugang. Dieser Zugang schafft erst die Voraussetzung für eine relationale Perspektive, die individuelle Praktiken und Orientierungen nicht nur für sich selbst stehen lässt, sondern sie im Verhältnis zu anderen Praktiken und Orientierungen setzt. Erst dadurch erhalten sie ihre Bedeutungen, findet eine tiefer greifende Analyse statt. Der individualisierte Blick stellt sich ja gerade dort als besonders problematisch heraus, wo in der Empirie Unterschiede festgestellt werden, die auf kollektive Gruppen (wie es beispielsweise Klassen sind) hinweisen, man mit der aufgesetzten theoretischen Brille diese jedoch nicht mehr zu erkennen vermag.

3.4 Kontinuität und Wandel der Klassenanalyse

Aus der individualistischen Wende heraus entwickelte sich im deutschsprachigen Raum eine besondere Spielart der Sozialstrukturforschung, die in gewisser Weise die Entkoppelung von sozialen Lagen und der individuellen Lebensführung auf die Spitze trieb. Die Rede ist von der Lebensstilforschung, die ausgehend von den 1980er Jahren rasch Verbreitung gefunden hat. International gesehen stellt dieser Weg, wie Rainer Geißler festhält, sicherlich einen „Sonderweg“ (Geißler 1996, 324) dar. In Großbritannien beobachten wir im Gegensatz dazu seit der Jahrtausendwende ein Revival der Klassenforschung, die sich in kritischer Distanz zur traditionellen Klassenforschung stärker auf die alltägliche Herstellung von Klasse in den individuellen Praktiken konzentriert (Savage 2000) und dabei insbesondere auf die Werke von Pierre Bourdieu zurückgreift. Michael Vester hat sich mit seinem Milieuansatz bemüht, diese Perspektive auch in Deutschland zu etablieren.

3.4.1 Lebensstilforschung

Im Anschluss an die Überlegungen von Beck machten sich einige Wissenschaftler in Deutschland daran, alternative Ansätze für die Analyse moderner Gesellschaften vorzulegen. Es galt nicht mehr, die Klassen- oder Schichtkonzepte zu erweitern bzw. ergänzen, sondern darum, gänzlich neue Zugänge zu finden. Die „Paradigmen-Revolutionäre“, wie sie Rainer Geißler nennt (Geißler 1996, 320), setzen auf „Milieus“ und „Lebensstile“ und betonen die Wahlfreiheit des Individuums in der Gestaltung des Lebens, welche Lebensführung prinzipiell unabhängig von objektiven Strukturen macht.

„Soziale Strukturen‘ erscheinen vor dem Hintergrund eines trotz ökonomischer Krisenerscheinungen weithin gesicherten Massenwohlstands dann nicht so sehr als unmittelbare Determinanten von Verhalten, Handlungen oder Bewußtseinshaltungen, sondern eher als ‚Möglichkeitsräume‘, in denen sich Männer und Frauen ihren ‚Platz‘ erst suchen müssen ...“ (Berger und Sopp 1995, 10f.).

Gerhard Schulze hat in seiner Studie „Die Erlebnisgesellschaft“ (1992) diese Entkoppelung auf die Spitze getrieben. Er knüpft damit unmittelbar an die Erkenntnisse von Ulrich Beck an und grenzt sich zum einen gegenüber der traditionellen Sozialstrukturforschung, aber auch gegenüber neueren Klassenkonzepten wie jenen von Bourdieu ab. Nicht ganz unberechtigt stellt er in Frage, ob die von Bourdieu entworfenen Konzepte, die auf der französischen Gesellschaft der 1960er Jahre basieren, für deutsche Verhältnisse in den 1980er und 90er Jahren passend wären (ebd., 16). Vor dem Hintergrund einer beeindruckenden Ausweitung der Möglichkeiten hätten sich die Voraussetzungen für kulturelle Praktiken gewandelt. Im Vordergrund steht die persönliche Erlebnisorientierung, das „Projekt des schönen Lebens“ (ebd., 35), in dem Genuss zum zentralen Moment alltäglicher Praktiken wird (Parzer 2014, 106). „Im dimensionalen Raum alltagsästhetischer Schemata kann sich jeder die Position suchen, die ihm zusagt, weitgehend unabhängig von Beruf, Einkommensverhältnissen, Herkunftsfamilie“ (Schulze 1992, 207).

Die Lebensstilforschung hat nicht nur eine berechtigte Kritik einer vom Alltagsleben der Menschen entfremdeten Sozialstrukturforschung geliefert, sondern auch einen wichtigen Beitrag geleistet, innerhalb der Soziologie die Relevanz individueller Deutungen und Handlungspraktiken hervorzuheben. Gleichzeitig wurde der Lebensstilforschung immer wieder Ungenauigkeit in der Verwendung des Begriffs, Operationalisierungsmängel in der empirischen Forschung, aber auch ein mangelndes theoretisches Unterfutter vorgeworfen (ausführlich dazu Meyer 2001). Die Kritik an der Lebensstilforschung hat sich vor allem daran entzündet, dass damit der gesellschaftskritische Impetus der Ungleichheitsforschung verloren gehe (Meyer 2001; Geißler 1996). Sie werde damit zur „Vielfaltsforschung“, bei welcher die Kritik an sozialen Ungerechtigkeiten der „Freude über die bunte Vielfalt“ gewichen ist (Geißler 1996, 322).

„Mit der unkritischen Fokussierung auf die dynamische Vielfalt der Lagen, Milieus und Lebensstile wird der kritische Blick für weiterhin bestehende vertikale Ungleichheitsstrukturen getrübt. Es besteht die Tendenz, daß vertikale Strukturen weg differenziert, weg pluralisiert, weg individualisiert und weg dynamisiert werden. Sie werden mit einem Schleier von Prozessen der Individualisierung, Pluralisierung, Differenzierung und Dynamisierung verhüllt und unkenntlich gemacht“ (Geißler 1996, 323).

3.4.2 Internationale Entwicklungen

Während auch in Großbritannien ab den 1970er Jahren ein Einbruch in der Klassenforschung beobachtet werden kann, findet dort zunächst eine Verschiebung in Richtung einer quantitativ kompetitiven Klassenforschung statt. Goldthorpe hat hier mit Kollegen ein Schema entwickelt, das unterschiedliche Berufe entlang der gesellschaftlichen Arbeitsteilung in „Klassen“ zusammenfasst. Unterschieden wird zunächst sehr grob in abhängig Beschäftigte, Arbeitgeber und Selbstständige (Erikson und Goldthorpe 2002). Die ArbeitnehmerInnen werden auf der Grundlage ihrer Arbeitsverträge klassifiziert, worin sich auch die Tätigkeit und die Arbeitsbedingungen widerspiegeln (z.B. das Ausmaß an Arbeitsplatzsicherheit, die Gehalts- und Karriereperspektiven oder Gesundheitsbelastungen). Die einzelnen Klassen, die sich daraus ergeben, stehen nicht unbedingt in einem hierarchischen Verhältnis, so können beispielsweise Arbeiter in manueller Tätigkeit höhere Einkommen haben als Personen in der unteren Klasse der Dienstleister. Klasse wird in dieser Perspektive zu einer Variable und macht Klassenforschung, wie Savage meint, zu einem Messungsproblem. „Goldthorpe’s approach shunted the question of class into a technical issue of measurement“ (Savage 2016, 64).

Um die Jahrtausendwende kommt es in Großbritannien vor dem Hintergrund wachsender sozialer Ungleichheiten zu einem Revival der Klassenforschung (Savage 2016). Zurückgegriffen wird dabei unter anderem auf die Arbeiten des britischen Historikers Edward P. Thompson und später davon inspirierte Studien, die in den 1970er Jahren rund um das *Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies* in Großbritannien entstanden sind. Stuart Hall gehört hier ebenso wie Paul Willis zu den VertreterInnen (Bennett u. a. 2009, 198f.). Einflussreich wurde in Großbritannien aber insbesondere

das Klassenkonzept von Pierre Bourdieu, wie er es u.a. in seiner Studie *Die feinen Unterschiede* (Bourdieu 1987a) entwickelt hat. Im Gegensatz zur traditionellen Klassenforschung und den Klassenbewusstseinsstudien galt nur den individuellen Praktiken die Aufmerksamkeit und wie Klasse in den alltäglichen Handlungen der Individuen reproduziert wird. Man positioniert sich dabei bewusst zum einen gegenüber der international dominanten Form der komparativen quantitativen Klassenanalyse nach dem Prinzip von Goldthorpe u.a., aber auch gegen eine klassisch marxistische Klassenforschung, zum anderen aber auch gegen die von Ulrich Beck und Anthony Giddens eingeläutete „reflexive Modernisierung“, in der Klassenverhältnisse zur Erklärung sozialer Phänomene nichts mehr beizutragen hätten (Atkinson 2010b).

3.4.3 Strukturbasierte Spielart der deutschen Milieuforschung

Es gab aber auch im deutschsprachigen Raum Bemühungen, ähnlich wie auch in Großbritannien, auf der Grundlage der Forschungen von Bourdieu in eine andere Richtung hinsichtlich einer Klassenforschung zu gehen. Hier ist insbesondere der Milieuansatz bzw. die „typenbildende Mentalitäts- und Milieuanalyse“ von Michael Vester et al. zu nennen (Vester u. a. 2001; Bremer und Lange-Vester 2014). Vester bezog sich bereits früh auf die Arbeiten von Edward P. Thompson und sein Verständnis von Klasse als etwas, das in alltäglichen Praktiken hergestellt wird. Inspiration waren aber auch die Studien rund um das *Birmingham Centre for Cultural Studies* um Stuart Hall, Raymond Williams oder Paul Willis. Über die britischen Kollegen wurde Vester auch auf die Arbeiten von Bourdieu aufmerksam (Bremer und Lange-Vester 2014, 19). In der von zwei Polen beherrschten Debatte – Beck oder Bourdieu – versuchte sich der Milieuansatz in Hannover in gewisser Weise dazwischen zu positionieren. Das zentrale Anliegen von Vester et al. war es, die vom Sinus-Institut festgestellten Veränderungen der Milieu- und Lebensstiltypen mit einer Klassenperspektive zu verbinden. Die großangelegte Studie *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel* (2001 [1993]) war ähnlich konzipiert wie *Die feinen Unterschiede* und sollte erstmals eine umfassende qualitative und quantitative Analyse der deutschen Sozialstruktur vorlegen (Vester u. a. 2001). Die Studie reflektiert auch die damals vorherrschende Debatte des sozialen Wandels, indem sie die Transformation der Sozialstruktur und horizontale Ausdifferenzierungen sozialer Milieus in den Blick nimmt. Eine der zentralen Erkenntnisse der Studie ist demnach auch, dass es vor dem Hintergrund von Modernisierungsprozessen zu einer „Pluralisierung“ der Klassenstruktur gekommen sei (ebd., 135ff.). Es könne eine wachsende Vielfalt von Lebensstilen beobachtet werden, diese sind jedoch weiterhin an sozialstrukturelle Bedingungen geknüpft.

Auffallend ist jedoch, dass die Autoren sich konzeptionell zwar umfassend dem Bourdieu'schen Begriffsrepertoire bedienen – neben dem Habitus, dem Feldbegriff gilt das auch für die Idee des sozialen Raums –, einem Begriff aber die Übernahme verweigern: und zwar der sozialen Klasse. Stattdessen schreiben sie von „Milieus“ und nehmen dabei Anleihe bei Émile Durkheim, aber auch Stefan Hradil

(ausführlich dazu auch Vester 2002). Nach Durkheim entstehen soziale Milieus auf der Grundlage von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und werden erst durch Hierarchisierung und Interessenkonflikte zu Klassen. Gleichzeitig verweist der Begriff des Milieus auf mehr als eine geteilte soziale Lage. Ein Milieu konstituiert sich dadurch, dass die Angehörigen „Ideen, Interessen, Gefühle und Beschäftigung gemeinsam haben, die der Rest der Bevölkerung nicht mit ihnen teilt“ (Durkheim 1988, 55). Angedeutet ist damit auch ein Prozess der Vergemeinschaftung woraus sich auch ein Bündel an geteilten „moralischen Regeln“ entwickelt, die in einem Milieu geteilt werden (ebd.).

Es bleibt ein bisschen unklar, weshalb sich Vester für den Milieubegriff und gegen den Klassenbegriff entscheidet. Dafür wird, soweit ich es überblicke, auch keine inhaltliche Begründung vorgelegt. In den Grundannahmen, geteilte soziale Lage und gemeinsame Formen der Lebensführung, scheint es hier keinen Widerspruch zwischen dem Verständnis von Elias und Bourdieu zu geben. Es hat den Anschein, als ob diese Entscheidung eher dem spezifisch deutschen Kontext und der antizipierten Skepsis gegenüber der Vorstellung von „Klassen“ in einer Gesellschaft geschuldet ist als einer tatsächlich bestehenden analytischen Differenz (Vester u. a. 2001, 168).

3.5 Bedeutungsverlust als Ausdruck von Klassenherrschaft?

Der wissenschaftliche Diskurs findet nicht isoliert von allgemeinen gesellschaftlichen Veränderungen statt, sondern ist immer auch ein Spiegel der Gesellschaft. Die Begriffe, mit denen eine Wissenschaft operiert, sind als „soziale Konstruktionen“ immer Ausdruck von aktueller und vergangener sozialer Ordnung und damit auch Ausdruck von sozialen Herrschaftsverhältnissen (Skeggs 2004, 27; Rehberg 2006). Sie zeugen von den legitimen Denk- und Sprechweisen und stecken damit auch ab, worüber gesprochen und gedacht werden kann, was außerhalb des Denk- und Sagbaren bleibt, ohne dabei aber mit einer offensichtlichen Zensur zu operieren. „In other words, it is about how systems of knowledge, inscription and representation enable some things to be known and perspectives taken, whilst other things and perspectives are made invisible, irrelevant and lacking in importance“ (Skeggs 2004, 45).

Die Durchsetzung der Vorstellung einer Post-Klassengesellschaft, wenn man so möchte, wird von Jens Dangschat (1998) und Karl-Siegbert Rehberg demnach auch als „diskursiver Erfolg“ (Rehberg 2006, 25) der herrschenden sozialen Klassen beurteilt. Die Vorstellung des Endes der Klassengesellschaft entsteht aus der spezifischen Wahrnehmung der Welt der herrschenden Klassen bzw. der aufstrebenden Eliten an der Universität in den 1970er und 80er Jahren. Die eigene sozial gewordene Perspektive auf den Forschungsgegenstand, Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang auch von „Ethnozentrismus“, zu rekonstruieren und kontinuierlich zu reflektieren ist eine Herausforderung. Am heimlichsten arbeiten, so Bourdieu, vor allem unsere klassen-spezifischen Vorannahmen.

„Da jede soziale Klasse die grundlegenden Prinzipien ihrer Ideologie, der Funktionsweise und der Entwicklung der Gesellschaft aus einer Primärerfahrung des Sozialen hat, in der, unter anderem, die soziale Determiniertheit mehr oder minder deutlich verspürt wird, liefe der Soziologie, der das für eine Herkunftsklasse charakteristische Verhältnis zur Gesellschaft nicht soziologisch analysierte, unweigerlich Gefahr, in sein wissenschaftliches Verhältnis zum Objekt die unbewußten Voraussetzungen seiner Primärerfahrung oder, subtiler, die Rationalisierungen einfließen zu lassen, mit deren Hilfe der Intellektuelle seine Erfahrungen entsprechend einer Logik reinterpreten kann, die immer auch von seiner Stellung im intellektuellen Feld geprägt ist“ (Bourdieu, Chamboredon, und Passeron 1991, 84).

Wird das vorab nicht kritisch reflektiert, läuft man Gefahr, „Realitäten schlicht als nicht vorhanden zu erklären, nur weil sie durch das Beobachtungsinstrument und die sozial konditionierte Absicht seiner Benutzer kaschiert werden“ (Bourdieu, Chamboredon, und Passeron 1991, 49). Viele der aus dem individualistischen Paradigma entstandenen Theorien weisen daher einen „bias“ in Richtung der Erfahrungen und Sichtweisen der gut qualifizierten Mittelschicht auf (Dangschat 1998, 51). Die These des Arbeitskraftunternehmers tendiert beispielsweise aufgrund seiner eingelagerten Subjekt-konstruktionen dazu, die Erfahrungen, den Habitus und die Ressourcenausstattung der mittleren und höheren sozialen Klassen zu verallgemeinern, was dazu beiträgt, Phänomene und Entwicklungen in der Gesellschaft, die auf ein bestimmtes Feld oder spezifische soziale Gruppen beschränkt sind, in ihrer Bedeutung überzubewerten. Auch im Zusammenhang mit der Lebensstilforschung wurde problematisiert, dass sie vor allem das Lebensgefühl der urbanen gut qualifizierten Mittelschichten trifft. Gerade in diesen Schichten wurde die Pluralität der Lebensstile nachgewiesen (Meyer 2001, 265). Geht man davon aus, dass wissenschaftliche Konzepte immer auch auf die soziale Welt rückwirken und damit auch die Wahrnehmung der Welt prägen, kann man der Lebensstilforschung den Vorwurf nicht ersparen, „gewollt oder ungewollt der bestehenden Ungleichheitsordnung legitimatorische Rückendeckung zu liefern“ (ebd. 2001, 265). Meyer zitiert hier Günter Endruweit mit den Worten „Der Blick für die Weiterexistenz von oben und unten wird zumeist nur denen getrübt, die gesichert oben sitzen“ (ebd.). Beverly Skeggs treibt das Argument aber noch weiter und verweist darauf, dass es sich dabei nicht nur um einen inner-disziplinären Richtungsstreit handelt. Nachdem sowohl Ulrich Beck wie auch Anthony Giddens wichtige Stichwortgeber und Berater in der Politik waren – Beck für die rot-grüne Regierung unter Gerhard Schröder in Deutschland, Giddens prägt in Zusammenarbeit mit der Labour-Party unter Tony Blair den „Dritten Weg“ wesentlich mit –, hatten ihre Thesen auch unmittelbare Auswirkungen auf die politische Gestaltung der Gesellschaft (Skeggs 2004, 53).

4 Klassenanalyse mit Bourdieu

In der vom sozialen Wandel aufgeheizten Stimmung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nimmt der französische Soziologe Pierre Bourdieu in gewisser Weise eine Sonderstellung ein. Im Mittelpunkt seines Forschungsinteresses steht nämlich die Frage, wie es dazu kommt, dass sich Machtverhältnisse über die Zeit so wenig verändern und als erstaunlich stabil erweisen. In einem Radiointerview meint er dazu:

„Die Welt ist kein Perpetuum mobile. Die Dinge verändern sich nicht ständig. Als ich anfing, mich mit Soziologie zu befassen, war eines der Worte, das die Soziologen besonders gern in den Mund nahmen, „Wandel“. Alles ist im Wandel. Im Übrigen sagt man das heute noch: Die Männer verändern sich, die Frauen verändern sich, alles verändert sich, die ganze Zeit. Ich hatte sehr früh den Eindruck, dass es vor allem Stabilität gibt, Trägheit.“¹⁰

Es geht Bourdieu darum, zu erklären, wie soziale Ordnung und damit bezogene Machtverhältnisse kontinuierlich (wieder) hergestellt werden. Der Begriff der Klasse spielt dabei eine zentrale Rolle. Sein theoretischer Zugriff darauf bricht jedoch mehrfach mit traditionellen Formen der Klassenanalyse (Bourdieu 1987b; Vester 2013; Eder 1989). Erstens können Klassenpositionen nicht ausschließlich auf der Grundlage von ökonomischen Verhältnissen – wie dem Besitz- oder Nicht-Besitz von Produktionsmitteln – beschrieben werden. In modernen Gesellschaften werden Klassenlagen zunehmend über Bildung bestimmt, die unmittelbar auf die Verteilung von Berufspositionen wirkt. Zweitens müsse man sich davon verabschieden, von wissenschaftlich konstruierten Klassen auf eine tatsächlich politisch mobilisierbare Gruppe zu schließen. Das führt drittens zu einem Bruch mit Fragen des Klassenbewusstseins. Die Existenz von Klassen ist nicht daran geknüpft, ob sich Individuen selbst als Teil eines Kollektivs begreifen oder nicht (ein Fehlschluss, der auch Beck's argumentative Grundlage bildet). Vielmehr wirkt Klasse als Struktur im Hintergrund und drückt sich in ähnlichen Meinungen, Neigungen und Lebensweisen aus, die durch einen gemeinsamen „Klassenhabitus“ hergestellt

¹⁰ Zitat aus der Dokumentation „Soziologie ist eine Kampfsport“ von Carles (2009).

werden. Dieser ist aber „eher als Ausdruck eines kollektiven Klassen**un**bewußtseins denn eines kollektiven Klassenbewußtseins“ zu verstehen (Eder 1989, 17 Hv. CA). Schließlich müssen soziale Klassen immer relational zueinander gedacht werden, ihnen inhärente Eigenschaften sind Wandlungen unterworfen und bekommen erst in Abgrenzung zu Praktiken anderer Gruppen ihre distinguierende Bedeutung.

Diese Distinktionsprozesse sind auch integraler Bestandteil von Kämpfen, die zwischen den Klassen ausgefochten werden. Es wird um den Zugang zu Ressourcen, Chancen und Gütern, aber auch um Deutungsmacht konkurriert. Im Mittelpunkt steht die Macht, Unterschiede machen zu können, und damit auch festzulegen, wer zu einer Gruppe gehört (und damit Zugang zu Privilegien hat) und wer nicht. „The power to impose and to inculcate a vision of division, that is, the power to make visible and explicit social divisions that are implicit, is political power par excellence“ (Bourdieu 1989, 23). Die unterschiedlichen Klassen entwickeln zu den ihnen verfügbaren Ressourcen entsprechende Reproduktionsstrategien, mit dem Ziel, die eigene Position zu bewahren oder zu verbessern.

Für den Kontext der Studie ist es sinnvoll, insbesondere zwei Aspekte der Bourdieu'schen Theorie genauer zu betrachten. Das wäre zunächst seine Konzeption des sozialen Raums, als Kernelement der Klassentheorie, die auf einer Homologie zwischen sozialen Positionen und alltäglicher Lebensführung basiert. Darauf aufbauend seine Erklärung der Reproduktion sozialer Ordnung und die Frage, wie Individuen (im Zeitverlauf) an bestimmte soziale Positionen gelangen. Das Kapitel schließt mit einer kritischen Bestandsaufnahme dieses theoretischen Bezugsrahmes.

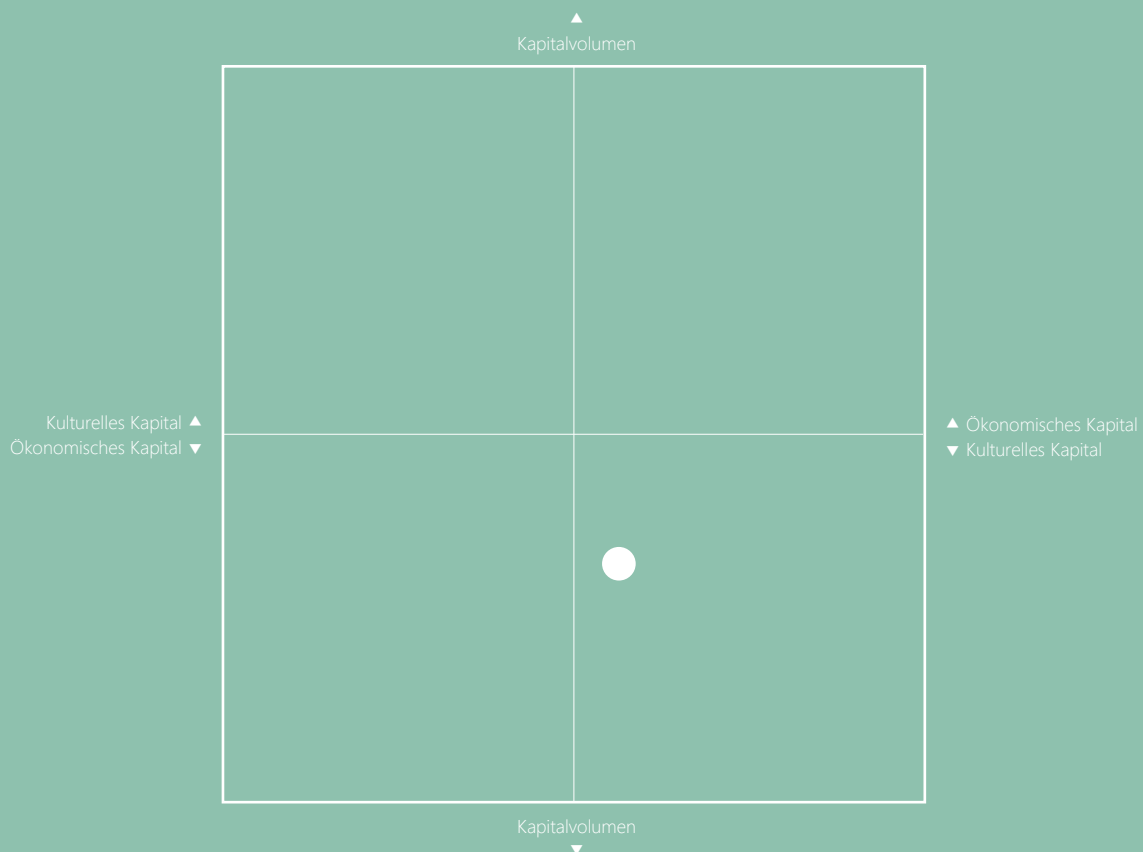
4.1 Gesellschaft als sozialer Raum

Für die Beschreibung von sozialen Klassen und Klassenlagen entwirft Bourdieu die Gesellschaft als mehrdimensionalen sozialen Raum, einen Raum der Unterschiede, in welchem die Gesellschaftsmitglieder auf der Grundlage der ihnen verfügbaren Ressourcen, oder anders gesagt „Kapitalien“, relational zueinander positioniert werden können. Mit dem Begriff Kapital sind jedoch nicht nur Geld, Grundbesitz und andere Vermögenswerte (ökonomisches Kapital) gemeint, es bezeichnet viel umfassender alle Dinge und Merkmale, die „ihrem Träger Stärke bzw. Macht verleihen“ (Bourdieu 1985, 9). Als akkumulierte Macht können auch Bildung und Wissen eine ähnliche Funktion haben, Bourdieu nennt es *kulturelles Kapital*. Dieses tritt in inkorporierter Form auf, das nicht nur Bildung in Form der herkömmlichen Schulbildung umfasst, sondern beispielweise auch Sprechweisen, Umgangsformen oder Tischmanieren. Die Aneignung dieser Form des Kapitals benötigt vor allem Zeit und lässt sich nicht ohne weiteres an andere weitergeben (Bourdieu 1983, 3ff.). Das kulturelle Kapital kann in Teilen auch eine Objektivierung in Form von Bildungstiteln erfahren, die der Trägerin institutionelle Anerkennung dieses Wissens zuerkennt; es kann sich darüber hinaus in Büchern oder Kunstwerken, aber auch in Maschinen, materialisieren. Ein richtiger Umgang mit diesen kulturellen Gütern – die

„symbolische“ Aneignung – setzt jedoch entsprechendes kulturelles Kapital voraus (ebd.). Schließlich spielt nicht nur die eigene Verfügungsmacht über Kapitalien eine Rolle, sondern auch die Ressourcen, die über Verwandtschafts- und Beziehungsnetzwerke aktiviert werden können, das *soziale Kapital* (Bourdieu 1983).

Der soziale Raum ist durch drei Achsen strukturiert (Abbildung 1). Die primäre Unterscheidungsachse verläuft vertikal auf der Grundlage des Gesamtvolumens an verfügbaren Kapitalien und positioniert Individuen über- und untereinander im sozialen Raum. So finden wir am oberen Ende der Skala beispielweise ÄrztInnen oder auch RechtsanwältInnen, die ein Hochschulstudium abgeschlossen haben und über ein gutes Einkommen verfügen, während am unteren Ende Hilfsarbeitskräfte eingeordnet werden können, die über eine geringere formale Ausbildung und nur über ein bescheidenes Einkommen verfügen. Die zweite Achse verläuft horizontal und verweist auf die Struktur und konkrete Zusammensetzung aus ökonomischem und kulturellem Kapital. Die einzelnen Kapitalsorten können im Gesamtportfolio sehr unterschiedlich gewichtet sein. Während beispielsweise bei VolksschullehrerInnen das kulturelle Kapital überwiegt, dominiert bei industriellen GroßunternehmerInnen das ökonomische Kapital. Die dritte Achse, auf die wir später noch zurückkommen werden, beschreibt die Entwicklung des Kapitalvolumens und der Kapitalstruktur von Individuen oder Klassen im Zeitverlauf.

Abbildung 1: Position im Sozialer Raum (Eigene Darstellung nach Bourdieu 1987a)



Der soziale Raum ist ein Kräftefeld, in dem der Zugang und Besitz von Kapital über „Verfügungsmacht“ entscheidet. Gleichzeitig ist die Macht, die eine bestimmte Kapitalkonfiguration verleiht, immer auch abhängig von den spezifischen Umständen, wofür Bourdieu in seinen späteren Arbeiten auch den Begriff des „Feldes“ einführt (Bourdieu 1985). Es handelt sich dabei um relativ abgeschlossene kleinere Räume im übergeordneten Sozialraum *Gesellschaft* (der natürlich eine Abstraktion ist), wenn man möchte, wie es beispielsweise die Wissenschaft, die Politik oder der Kunstbereich darstellen. Der jeweilige Wert eines Kapitalbesitzes bedingt sich damit aus der spezifischen Konstellation eines Feldes und den darin relevanten Gütern. „Vielmehr legt die spezifische Logik eines jeden Feldes jeweils fest, was auf diesem Markt *Kurs hat*, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was *in Beziehung auf dieses Feld* als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen von Praxis fungiert“ (Bourdieu 1987a, 194 Hv.i.O).¹¹

4.2 Soziale Lage und kulturelle Praktiken: eine Homologie

In der großangelegten Studie *Die feinen Unterschiede* (Bourdieu 1987a), die in den 1960er Jahren in Frankreich durchgeführt wurde und 1979 zum ersten Mal erschienen ist, erhebt und aggregiert Bourdieu eine Fülle an statischen Daten, um das ökonomische bzw. kulturelle Kapital einschätzen und damit den sozialen Raum der französischen Gesellschaft zum damaligen Zeitpunkt abbilden zu können. Neben der Ausbildung und Qualifikationen, der Berufsposition und dem Einkommen der Befragten, sind auch Bildung und Beruf des Vaters inkludiert, um Auf- und Abwärtsbewegungen von Klassenfraktionen nachzeichnen zu können (Bourdieu 1987a, 215). Als akkumuliertes Bündel von ökonomischem und kulturellem Kapital sind Berufspositionen, so Bourdieu, ein guter Indikator für die Positionierung eines Akteurs im sozialen Raum, und so finden wir auch die Landkarte des sozialen Raums der französischen Gesellschaft der 1960er Jahre nach Berufsgruppen, wie „Hochschullehrer“ und „Kunsthandwerker“, „Ingenieure“ und „Industrieunternehmer“, „Facharbeiter“ und „Landarbeiter“, strukturiert (Bourdieu 1987a, 212f.).¹²

¹¹ In den frühen Arbeiten von Bourdieu spielt der Begriff des „Feldes“ eine untergeordnete Rolle, der Fokus lag auf der Idee des sozialen Raums und den damit verbundenen Herrschaftsverhältnissen und Kämpfen (Eversberg 2014, 98f.). Bis heute scheinen sich gerade an diesem Begriff immer wieder wissenschaftliche Debatten zu entzünden, insbesondere wenn es darum geht Felder zu definieren (konstituiert die Familie beispielsweise ein eigenes Feld oder nicht; kann man im Zusammenhang mit Erwerbsarbeit oder einem Betrieb von einem Feld sprechen oder nicht) oder den Feldbegriff als Notwendigkeit für eine Analyse a la Bourdieu zu setzen. Im Grunde genommen geht es jedoch darum, die Praktiken von AkteurInnen im Kontext ihrer spezifischen Lebensumstände zu analysieren (Maton 2008, 53) und diese, sofern es sich um spezifische – auch institutionalisierte Kontexte – handelt, auch angemessen die darin vorhandenen Logiken dieser Orte in der Analyse zu berücksichtigen.

¹² Kritisch anzumerken ist, dass in diesem Modell von Bourdieu – ähnlich wie auch in der quantifizierenden Klassenanalyse z.B. nach Goldthorpe – Personen, die außerhalb der marktvermittelten Erwerbsarbeit stehen, nicht vorkommen (z.B. Hausfrauen und -männer). Ebenso scheint es problematisch, die soziale Laufbahn der Befragten nur auf der Grundlage der Daten des Vaters zu bestimmen. Diese Vorgehensweise entsprach sicherlich den damaligen Gepflogenheiten und verfügbaren Daten, wird aus einer feministischen Perspektive jedoch kritisch kommentiert (E. Beller 2009).

In der Studie sammelt Bourdieu nicht nur Daten über die soziale Lage der Bevölkerung in Frankreich, sondern auch Daten über ihren Lebensstil, wie Musikvorlieben, Konsumgewohnheiten und Freizeitverhalten (Vorlieben für KünstlerInnen, Zeitungen, Kinofilme, Mitgliedschaften in Bibliotheken, Besuch von Kursen, Essensgewohnheiten und Geschmack etc.). Er stellt fest, dass es zwischen der sozialen Lage und den kulturellen Praktiken, Denk- und Wahrnehmungsweisen eine „Homologie“ gibt. Zum Beispiel entwickelt sich je nach Distanz zu ökonomischen Notwendigkeiten ein anderer Umgang mit Nahrungsmitteln. „... the taste of necessity, which favours the most ‘filling’ and the most economical foods, and the taste of liberty – or luxury – which shifts the emphasis to the manner (of presenting, serving, eating etc.) and tends to use stylized forms to deny function” (Bourdieu 1984, 6).

Es gibt also, um das ein wenig abstrakter zu formulieren, eine Korrespondenz zwischen Praktiken, und damit auch Denk- und Wahrnehmungsweisen, und der Position, die man im sozialen Raum einnimmt. Diese Homologie wird durch den „Habitus“ erzeugt. Der Habitus ist ein „System dauerhafter Dispositionen“ (Bourdieu 2012, 165), die im Laufe der Sozialisation erworben werden und welche Individuen mit einer Neigung ausstattet, auf eine bestimmte Art zu denken, zu handeln, Dinge zu bevorzugen und andere zu verachten. Der Habitus sorgt dafür, dass die „Gesamtheit der Praxisformen eines Akteurs“ (Bourdieu 1987a, 278) – was man isst, welchen Sport man treibt und welche Bücher man liest, welche Automarken man bevorzugt und welche Kleidung man trägt – systematisch aufeinander bezogen und miteinander verbunden sind.

Wie kommt der Habitus als „strukturierende Struktur“ (2012, 165) aber nun in den Menschen? Bourdieu hat sich dieser Frage nicht erschöpfend gewidmet. In seiner Studie über die kabyllische Gesellschaft in Algerien (2012 [1972]) greift er auf Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie, implizit aber auch auf Zugänge des symbolischen Interaktionismus zurück, um Antworten darauf zu geben (Bourdieu 2012, 189).¹³ Kinder lernen über das aufmerksame Beobachten und Nachahmen von Personen in ihrem nächsten Umfeld die soziale Welt, die sie umgibt, kennen. Über Gestik und Mimik der Erwachsenen, über Redewendungen und Rituale verinnerlichen sie die Wirkungs- und Funktionsweisen der sozialen Gruppe, in der sie sich bewegen. In diesem langsamen „Vertrautwerden“ mit ihrer Umgebung, in dem das Spiel eine bedeutende Rolle einnimmt, werden an die vorherrschenden Bedingungen angepasste Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata entwickelt. Durch die Inkorporierung sozialer Strukturen entsteht also ein an seine Entstehungsbedingungen angepasster Habitus. Bourdieu spricht von einer „*dialektischen* Beziehung zwischen diesen objektiven Strukturen und den strukturierten *Dispositionen* ...“ (Bourdieu 2012, 147, Hv.i.O). Eine von Bourdieu verwendete Analogie bringt diese Dialektik schön auf den Punkt.

„To sum up what I mean by this, I can comment briefly on the notion of point of view: the point of view is a perspective, a partial subjective vision (subjectivist moment); but it is at the same

¹³ Auch wenn er den Bezug zum symbolischen Interaktionismus nicht unbedingt explizit macht, erinnern seine Beschreibungen sehr an die Ausführungen von George Herbert Mead über die Entwicklung von Identität (Mead 1968).

time a view, a perspective, taken from a point, from a determinate position in an objective social space (objectivist moment)” (Bourdieu 1987b, 2).

Das bedeutet, dass die durch den Habitus hervorgebrachten Praktiken und Denkweisen dazu tendieren, die objektiven Bedingungen, aus denen sie hervorgegangen sind, zu reproduzieren. Diese Reproduktion bestehender Verhältnisse vollzieht sich in unseren alltäglichen Handlungen, ohne dass dazu ein bewusstes Zutun notwendig wäre.

4.2.1 Jenseits des Bewussten

Als verinnerlichte soziale Struktur entfaltet der Habitus seine Wirkung jenseits dessen, was unserem Bewusstsein zugänglich ist. Wir können darüber sprachlich keine Auskünfte geben. Was uns subjektiv als persönliche Vorlieben, Erwartungen und Entscheidungen erscheint, ist bereits vorstrukturiert und lässt bestimmte andere Möglichkeiten erst gar nicht in Erscheinung treten oder sie als ungeeignet ablehnen.

„Die Praktiken und Handlungen können objektiv den objektiven Chancen angepaßt sein [...], ohne daß doch die Handlungssubjekte das geringste Kalkül angestellt oder auch nur, mehr oder minder bewußt, eine Einschätzung der Erfolgsaussichten vorgenommen haben müssen. Deshalb, weil die von den objektiven Bedingungen (die die Wissenschaft über statistische Regelmäßigkeiten sowie objektiv einer Gruppe oder Klasse zuschreibbare Wahrscheinlichkeiten erfaßt) dauerhaft eingepprägten Dispositionen gleichermaßen Aspirationen wie Praxisformen erzeugen, die mit jenen objektiven Bedingungen in Einklang stehen und gleichsam vorgängigeren objektiven Erfordernissen und Anforderungen angepaßt sind, werden die unwahrscheinlichsten Ereignisse ausgeschlossen, sei es vor aller Prüfung im Sinne eines Undenkbaren, sei es um den Preis einer doppelten Verneinung, deren Tendenz es ist aus der Not eine Tugend zu machen, d.h. das Verworfenen zu verwerfen und dem Unausweichlichen den Segen zu erteilen“ (Bourdieu 2012, 167f.)

Bourdieu spricht auch von „mental Barrieren“, die der Habitus errichtet, er wirkt wie eine „primordiale Zensur“ (Bourdieu 2012, 208). Ein einfaches Beispiel, um sich dieser Wirkung bewusst zu werden, ist der Besuch von Restaurants. In Lokalen gibt es keine offiziellen Verbotsschilder, die jemand am Eintritt hindern würden, dennoch wirken unterschiedliche Mechanismen – die Ausgestaltung des Establishments, die Auswahl der Speisen, die Preisgestaltung, implizite Dresscodes, die Örtlichkeit – dahingehend, dass Angehörige der Bildungselite und Angehörige der Volksklasse mit großer Wahrscheinlichkeit nicht aufeinandertreffen, wenn sie zum Essen ausgehen. Nicht unbedingt, weil es eine Frage des Geldes wäre, sondern weil man sich gerade aufgrund von (klassenspezifischen) Vorlieben für ein Restaurant entscheidet, das näher an den habituellen Dispositionen liegt und einem damit *sympathischer* erscheint. Der Habitus gibt also einen bestimmten Rahmen vor, innerhalb dessen Individuen durchaus erfinderisch in ihren Praktiken sein können. Deshalb spricht Bourdieu auch von einer bedingten Freiheit, die der Habitus gewährleistet, die „as remote from creation of unpredictable novelty as it is from simple mechanical reproduction of the original condition“ (Bourdieu 1990, 55).

Eine häufig geäußerte Kritik an Bourdieu ist, dass sein Handlungsmodell zu deterministisch sei. Sein Habituskonzept würde weniger Raum für Veränderungen lassen, in gewisser Weise seien die Handlungen der Akteure bereits durch ihre primäre Sozialisation vorgegeben. Bourdieu selbst weist aber explizit auf die Veränderbarkeit des Habitus hin, wenn er auch betont, dass diese nur in einem bestimmten Rahmen stattfindet. Er vergleicht es mit der persönlichen Handschrift, die man einmal erwirbt und die im Laufe des Lebens, trotz Veränderungen, in ihren elementaren Grundzügen gleich bleibt, egal wo sie angewendet wird (Bourdieu 1981a, 198). Mit scharfer Zunge quittiert Bourdieu die Kritik an seinem Konzept mit dem Verweis auf narzisstische Kränkungen:

„Ich glaube, was die Leute am Habitusbegriff so aufregt oder so zur Verzweiflung bringt, das ist, daß er die Umsetzung der *gentisch-generischen Denkweise* verkörpert, die eine Bedrohung für die Vorstellung darstellt, die die „Schöpfer“ von sich selbst haben, von ihrer Identität, ihrer „Einzigartigkeit“ (Bourdieu und Wacquant 1996, 167, Hv.i.O).

Gerade in seinen späteren Arbeiten nimmt Bourdieu stärker auf die Veränderbarkeit des Habitus Bezug und beschreibt ihn als „offenes Dispositionssystem, das ständig mit neuen Erfahrungen konfrontiert wird und damit unentwegt von ihnen beeinflusst wird. Er ist dauerhaft, aber nicht unveränderlich“ (Bourdieu und Wacquant 1996, 167). Die primäre Sozialisation in der Familie prägt einen Habitus, der die Grundlage für weitere Erfahrungen bildet, beispielsweise die Erfahrungen in der Schule. Gleichzeitig strukturiert der durch die Schule „transformierte Habitus“ (Bourdieu 2012, 188) wiederum die späteren Erfahrungen am Arbeitsplatz usw. „Die Erfahrungen ... integrieren sich im Rahmen einer systematischen Biographie, die sich auf der Basis der in einem bestimmten Typ familialer Struktur erfahrenen originären Klassensituation organisiert“ (Bourdieu 2012, 189).

4.2.2 Abgrenzung von Klassen und das Prinzip der Relationalität

Dieses dialektische Verhältnis zwischen sozialer Position und Lebensführung bedeutet andererseits aber auch, dass der Habitus je nach den Bedingungen seiner Entstehung unterschiedlich ausgeprägt ist und Personen, die sich im sozialen Raum nahestehen, auch ähnliche Vorlieben und Verhaltensweisen aufweisen. Folgen wir Bourdieu, können AkteurInnen, die gemeinsame Lebensbedingungen, aber auch bestimmte Haltungen und Lebensweisen teilen, als „Klasse“ gefasst werden. Dabei gibt es keine klar umrissenen Grenzen, wie das beispielsweise in einer quantitativen Klassenanalyse der Fall wäre, sondern es bilden sich mehr oder weniger abgegrenzte Cluster heraus.

Mit der Verbindung von ökonomischen Dimensionen des sozialen Raums und unterschiedlichen Lebensstilen vollzieht Bourdieu einen Bruch mit orthodox-marxistischen Klassentheorien und orientiert sich stärker an Max Weber und seiner Unterscheidung von Klasse und Stand. Klassen im Sinne von Bourdieu sind, wenn man so möchte, soziale Gruppen, die sich im Hinblick auf sozio-ökonomische Ressourcenausstattung und Praktiken der Lebensführung ähnlich sind. Dabei handelt es sich letztlich aber um ein wissenschaftliches Konstrukt, Bourdieu spricht deshalb auch von „objektiven“

(Bourdieu 1987a, 175) bzw. „theoretischen Klassen“, die eine „größtmögliche Homogenität“ (Bourdieu 1998, 23) im Hinblick auf Kapitalausstattung und Habitus (Lebensführung) aufweisen, was nicht zu verwechseln sei mit real existierenden Klassen im Sinne eines geteilten Klassenbewusstseins oder gar einer politischen Mobilisierbarkeit. Soziale Nähe bedeutet zwar, dass hier die Wahrscheinlichkeiten, für ein Anliegen mobilisieren zu können, höher sind, „... dennoch ist die Annäherung der Nächsten niemals zwingend notwendig ... - wie auch die Annäherung der Fernsten niemals unmöglich [ist]“ (Bourdieu 1985, 13).

Wie sieht diese gemeinsame Grundlage nun für die ArbeiterInnenklasse aus, welchen Klassenhabitus lässt sie entstehen? In den *Feinen Unterschieden* (1987a) geht Bourdieu am ausführlichsten darauf ein, auch wenn ihre Beschreibung im Vergleich zu den anderen Klassenfraktionen eher bescheiden ausfällt. Sein Interesse galt vordergründig den Distinktionsstrategien des Bürgertums und deren „legitimen“ kulturellen Praktiken. So merkt Bourdieu im methodischen Anhang selbstkritisch an, dass der ArbeiterInnenklasse nicht der Stellenwert eingeräumt wurde, „der ihnen eigentlich zukommt“ (Bourdieu 1987a, 786).¹⁴ In dieser Klasse komme, so Bourdieu, am eindrucklichsten zur Geltung, dass der Habitus eine aus der Notwendigkeit heraus entwickelte Tugend darstellt. Der Habitus der ArbeiterInnenklasse wird in einer Welt geprägt, in der es oft am Notwendigen fehlt, wo Mangel und Entbehrungen im Gegensatz zu anderen Klassenfraktionen alltäglich gegenwärtig sind. Daraus entwickelt sich ein „Not-Geschmack“ (*taste for necessity*) mit einer Vorliebe für das, was praktisch, effizient und funktional ist (Bourdieu 1987a, 591–94). Er drückt sich in der Ablehnung dessen aus, was „nichts für uns“ ist, und der Entscheidung für das, „was halt sein muß“, was für Angehörige dieser Klasse „vernünftig“ ist (ebd.). Bevorzugt werden Dinge, die preiswert, aber doch von guter Qualität sind, abgelehnt werden „Schnickschnack“ und Extravaganzen. Die Entscheidung für das Praktische und die Ablehnung des „Firlefanz“ (ebd. 598) sind nicht daraus abzuleiten, dass man es sich nicht leisten könne, sondern dass die objektiven Bedingungen (die durchaus von geringem finanziellen Ressourcen geprägt sind) eine Haltung prägen, welche die unerreichbaren Dinge von vorneherein ausschließen lässt (z.B. wird teure Kleidung mit dem Hinweis abgelehnt, dass sie unpraktisch sei).¹⁵ Diese Funktionalität übersetzt sich auch in einen spezifischen Umgang mit dem eigenen Körper. Die Unmittelbarkeit der Angewiesenheit auf die eigene Körperkraft zur Existenzsicherung resultiert – insbesondere bei den männlichen Arbeitern – in einem hohen Stellenwert physischer Kraft und allem, was dem Erhalt dieser Ressource dient: „kräftige Nahrung und starke Getränke, Schwerarbeit und Kraftübungen“ (ebd., 600).

¹⁴ Nur elf Prozent der Stichprobe sind an- und ungelernete ArbeiterInnen bzw. FacharbeiterInnen (Bourdieu 1987a, 788).

¹⁵ Bourdieu veranschaulicht das am Beispiel von Angehörigen der ArbeiterInnen-Klasse, die durch beruflichen Erfolg oder durch andere Umstände zu Reichtum gekommen sind. Sie verfügen zwar über eine ansehnliche Ausstattung mit ökonomischen Kapital, es fehlt ihnen aber an den notwendigen Dispositionen, um damit entsprechend umgehen zu können, weil sie nie die „Kunst“ gelernt haben, Geld zu verschwenden (1987a, 588).

Die Klassenlage erzeugt einen bestimmten Klassenhabitus, der einheitsstiftend wirkt und dafür sorgt, dass ohne jede Form der offensichtlichen Absprache die Praktiken der Angehörigen einer Klasse im Einklang stehen. Ohne bewusste Abstimmung sind „alle Praxen eines Subjekts [...] objektiv miteinander harmonisch und, jenseits jeder bewußten Abstimmung, objektiv abgestimmt auf die aller Angehörigen derselben Klasse“ (Bourdieu 1981a, 197). Das bedeutet natürlich nicht, dass wir innerhalb einer Klasse nicht eine große Bandbreite an unterschiedlichen Erfahrungen und Lebensweisen vorfinden. Es gibt natürlich Variationen zwischen den Angehörigen einer Klassenfraktion, so etwas wie einen „individuellen Habitus“ (Bourdieu 1990, 60), der auf die einzigartige Entstehungsgeschichte (a „*unique integration*“) eines Individuums verweist, die sich vor dem Hintergrund einer individuell spezifischen Biographie entfaltet. Gleichzeitig „ebenso sicher ist aber auch, daß jedes Mitglied derselben Klasse sich mit einer größeren Wahrscheinlichkeit als jedes Mitglied einer anderen Klasse in seiner Eigenschaft als Akteur oder Zeuge den für die Mitglieder dieser Klasse häufigsten Situationen konfrontiert sieht“ (Bourdieu 2012, 187).

Die für eine bestimmte Klasse charakteristischen Merkmale sind jedoch nicht zeitlose, ihnen inhärente (substantialistische) Eigenschaften, sondern unterliegen ständiger Veränderung. Bourdieu betont daher das Moment der *Relationalität* in der Analyse und der Unterscheidung von sozialen Klassen.

„...man hüte sich, zu notwendigen und intrinsischen Merkmalen irgendeiner sozialen Gruppe (Adel, Samurais, aber auch Arbeiter oder Angestellte) zu erklären, was in Wirklichkeit Merkmale sind, die ihr zu einem bestimmten Zeitpunkt aufgrund ihrer Position in einem bestimmten sozialen Raum und einem bestimmten Stand des *Angebots* an möglichen Gütern und Praktiken zukommen“ (Bourdieu 1998, 17, Hv.i.O.).

Ein gutes Beispiel, um das deutlich zu machen, sind sportliche Aktivitäten. Während beispielweise Tennis lange Zeit ein Sport der Aristokratie und des Großbürgertums war, der in privaten Sportanlagen oder in exklusiven Clubs ausgeübt wurde, fand er auch in anderen sozialen Schichten im späten 20. Jahrhundert zunehmend Verbreitung und verlor seine „Distinktionsprofite“ (Haut 2011; Bourdieu 1974, 62f.; Norden 2004). Es wäre nun aber falsch, auf Grund dieser Tatsache von einem Ende der Klassengesellschaft zu sprechen. In ihrem Streben, sich zu unterscheiden, verlagern die herrschenden Schichten ihre Interessen auf andere Sportarten oder verändern den Ausübungsort (Prestigeclubs) oder die Ausübungsart, um die sozialen Abstände wiederherzustellen und die Distanz zu sichern.

4.3 Möglichkeitsräume und die Reproduktion sozialer Ordnung

Vorhin war bereits von zwei Achsen des sozialen Raums die Rede: auf vertikaler Ebene das Gesamtvolumen des Kapitals und auf horizontaler Ebene die Kapitalstruktur. Bourdieu ergänzt diese um

eine dritte, zeitliche Dimension. Diese Achse ist ein zentrales Element der Bourdieu'schen Reproduktions- und Klassentheorie. Sie dient dazu, Bewegungen von Individuen oder sozialen Gruppen (z.B. Klassen) im sozialen Raum zu beschreiben (Bourdieu 1987a, 195f.). Entgegen der traditionellen Mobilitätsforschung gelingt es Bourdieu damit nicht nur, vertikale Bewegungen einzufangen, sondern auch horizontale Verlagerungen im sozialen Raum sichtbar zu machen. Während vertikale Bewegungen auf eine Veränderung im Gesamtkapitalvolumen verweisen, bedarf eine horizontale Veränderung eine Umstellung der Kapitalstruktur, beispielsweise von ökonomischem auf kulturelles Kapital (Bourdieu 1987a, 220).¹⁶

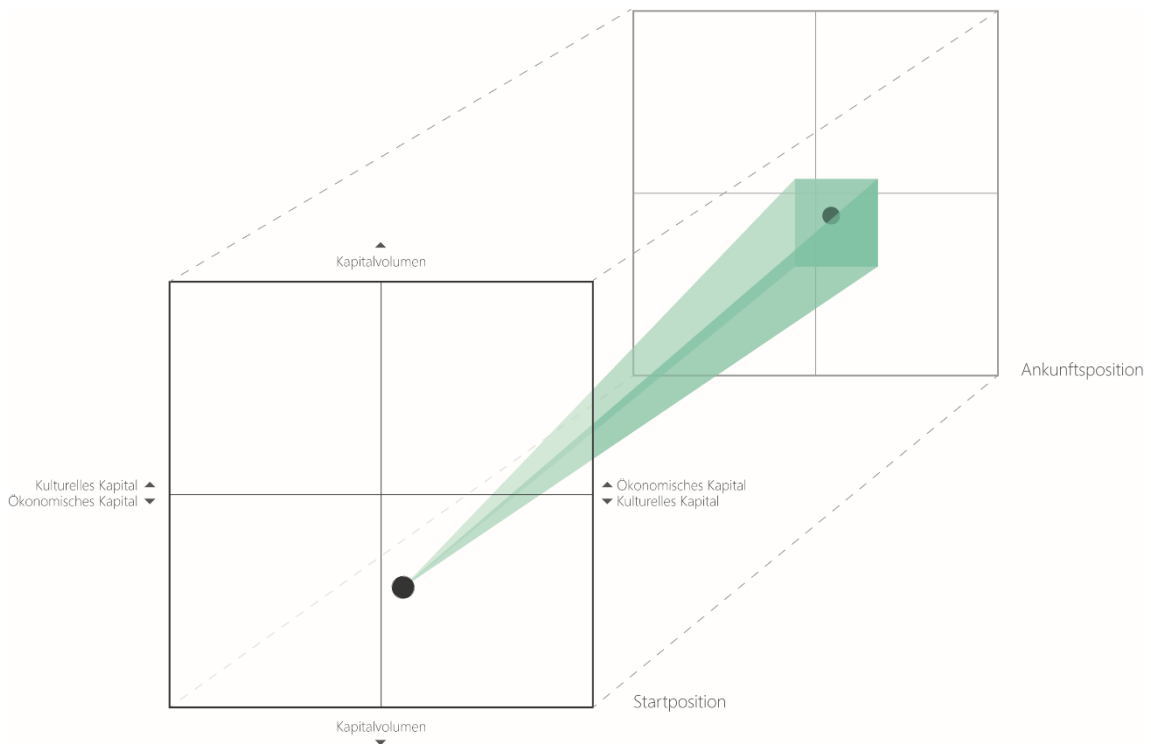
Ein zentrales Argument von Bourdieu ist, dass es nicht beliebig sei, an welche Positionen im sozialen Raum Gesellschaftsmitglieder gelangen. Ihre Bewegungen seien nicht „willkürlich“, es gebe eine unmittelbare Verbindung zwischen Startposition und Ankunftspunkt. An jede Position im sozialen Raum, so kann man es sich vorstellen, ist ein Bündel an wahrscheinlichen Verläufen geknüpft. Bourdieu bezeichnet es als „das einem bestimmten Individuum objektiv gegebene Möglichkeitsfeld“ (Bourdieu 1987a, 188) oder den „Möglichkeitsraum“ (Bourdieu 2000, 58). Es ist also nicht für alle Gesellschaftsmitglieder alles gleich möglich und damit gleichermaßen wahrscheinlich. Der Möglichkeitsraum drückt sich statistisch gesehen in den Wahrscheinlichkeiten aus, mit denen Individuen an bestimmte soziale Positionen (z.B. Berufspositionen) gelangen oder auch Bildungstitel erwerben werden (Bourdieu 1981a, 172). Die nachstehende grafische Darstellung skizziert diesen Möglichkeitsraum, wie er sich für eine Person an einem gegebenen Startpunkt im sozialen Raum aufspannt (Das Möglichkeitsfeld entfaltet sich aufgrund der Dialektik von Position und Disposition, wie sie vorhin diskutiert wurde. Die für eine soziale Lage charakteristischen Bedingungen, mit ihren Chancen und Möglichkeiten, sind tief in den Habitus eingeschrieben. Er stattet uns mit einem „Sinn für Grenzen“ aus, der bestehende (objektive) Grenzen vorwegnimmt und einen damit „ausschließen lässt (Objekte, Menschen, Orte, etc.), was einen selbst ausschließt“ (Bourdieu 1987a, 734). In Praktiken und Entscheidungen fließen also latente Vorstellungen über eine wahrscheinliche Zukunft und die damit verbundenen Realisierungschancen ein. Im gleichen Maße wie der Habitus also AkteurInnen von sozialen Positionen fernhält, deren Erreichen gerade deshalb unwahrscheinlich ist, weil es ihnen an den dort notwendigen Ressourcen und Dispositionen mangelt, zieht er sie an Orte, die ihren Vorlieben am ehesten entsprechen, die zu ihnen „passen“ (ebd., 728) und „für die sie von vorne herein zugeschnitten sind“ (ebd., 189). Das Gefühl der „Berufung“ beschreibt Bourdieu als Resultat dieser Homologie von „Angestrebtem und Erreichtem“ (ebd.), von dem, wofür man sich wie gemacht fühlt und für das, was man tatsächlich wie gemacht ist.

¹⁶ In diesen Bewegungen spiegeln sich nicht nur individuelle Laufbahnen, sondern können sich auch Veränderungen in der Sozialstruktur abbilden, die andere Strategien zur Statussicherung notwendig machen. Die Reproduktion der sozialen Ordnung bedarf deshalb nicht unbedingt eine Vererbung von Bildung und Berufen der Eltern auf die Kindergeneration. Das gilt vor allem in historischen Konstellationen, in denen AkteurInnen ihre soziale Positionen nur durch eine Verlagerung und Umstellung der Kapitalausstattung aufrecht erhalten können (Bourdieu 1987a, 219).

Abbildung 2). Er hat, abhängig von der Ausgangsposition, unterschiedliche Dimensionen und weist einen unterschiedlichen Umfang, was das Spektrum an zukünftigen (möglichen) Positionen betrifft, auf. Die Abgeschlossenheit des Möglichkeitsraums in der grafischen Darstellung dient hier anschaulichen Zwecken, in der Praxis sind die Grenzen dieses Raum wesentlich diffuser.

Das Möglichkeitsfeld entfaltet sich aufgrund der Dialektik von Position und Disposition, wie sie vorhin diskutiert wurde. Die für eine soziale Lage charakteristischen Bedingungen, mit ihren Chancen und Möglichkeiten, sind tief in den Habitus eingeschrieben. Er stattet uns mit einem „Sinn für Grenzen“ aus, der bestehende (objektive) Grenzen vorwegnimmt und einen damit „ausschließen lässt (Objekte, Menschen, Orte, etc.), was einen selbst ausschließt“ (Bourdieu 1987a, 734). In Praktiken und Entscheidungen fließen also latente Vorstellungen über eine wahrscheinliche Zukunft und die damit verbundenen Realisierungschancen ein. Im gleichen Maße wie der Habitus also AkteurInnen von sozialen Positionen fernhält, deren Erreichen gerade deshalb unwahrscheinlich ist, weil es ihnen an den dort notwendigen Ressourcen und Dispositionen mangelt, zieht er sie an Orte, die ihren Vorlieben am ehesten entsprechen, die zu ihnen „passen“ (ebd., 728) und „für die sie von vorne herein zugeschnitten sind“ (ebd., 189). Das Gefühl der „Berufung“ beschreibt Bourdieu als Resultat dieser Homologie von „Angestrebtem und Erreichtem“ (ebd.), von dem, wofür man sich wie gemacht fühlt und für das, was man tatsächlich wie gemacht ist.

Abbildung 2: Möglichkeitsfeld im sozialen Raum (Eigene Darstellung)



Dadurch entwickeln auch Personen in ähnlichen Lebenslagen und mit ähnlichen Dispositionen ähnliche Verläufe. „This implies that there is a strong correlation between social positions and the dispositions of the agents who occupy them, or, which amounts to the same thing, the trajectories which have led them to occupy them, and consequently that the modal trajectory is an integral part of the system of factors constituting the class“ (Bourdieu 1984, 110). Diese Dynamik sorgt für die Reproduktion sozialer Ordnung, während auf der anderen Seite Individuen das Gefühl und den Eindruck haben, das zu erreichen, was sie immer erreichen wollten und das zu machen, wozu sie sich geeignet und „berufen“ fühlen.

4.3.1 Objektive und subjektiv wahrgenommene Möglichkeitsräume

Für die vorliegende Analyse erscheint es sinnvoll, im Hinblick auf die Möglichkeitsräume – zumindest für analytische Zwecke – zwischen objektiven Möglichkeitsräumen, die sich aufgrund der sozialen Klassenlage ergeben, und den subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsräumen, also den habituell geprägten Wahrnehmungsweisen, zu unterscheiden. Bei Bourdieu findet sich diese Differenzierung nicht explizit, erscheint mir aber in seinem Material angelegt und wurde für die vorliegende Studie systematisiert.

Der *objektive* Möglichkeitsraum verweist auf die tatsächlich (objektiv) vorhandenen Möglichkeiten in einer gegebenen Situation und die sozialen Strukturen, welche diese hervorbringen. So schafft das Bildungssystem (in seiner konkreten, zu einem historischen Zeitpunkt verfassten Ausgestaltung) mit seiner spezifischen Struktur aus Abschlüssen, Titeln und Voraussetzungsketten geschlossene und offene Türen, ebenso wie der Arbeitsmarkt auf der Grundlage von Qualifikationsanforderungen, der regionalen Wirtschaftslage usw. ein bestimmtes Ausmaß an Beschäftigungsmöglichkeiten bereithält. Diese objektiv gegebenen Möglichkeiten sind nicht nur durch Institutionen strukturiert, sondern auch durch die individuell verfügbare Ausstattung mit ökonomischem, kulturellem und sozialem Kapital, aber auch durch Aspekte wie familiäre Verhältnisse, Betreuungsverpflichtungen usw. geprägt.

Die *subjektiv wahrgenommenen* Möglichkeitsräume andererseits verweisen auf die habituell geprägten Vorstellungen, Erwartungen und Ansprüche von Subjekten. Der Habitus bestimmt den Horizont, der sich uns eröffnet und welche der 3 (theoretisch) verfügbaren Möglichkeiten überhaupt gesehen werden können bzw. schließlich auch für uns als geeignet in Betracht gezogen werden. Der Habitus lässt ein Raster entstehen, welche Wege „normal“ und selbstverständlich gelten, was als möglich und erreichbar erlassen wird, und was im Gegensatz dazu als „unmöglich“ oder unerreichbar gilt (Atkinson 2010b; Bourdieu 1990).

Entscheidungen sind damit immer Resultate aus den in einer gegebenen Situation *verfügbaren* (objektiven) Möglichkeiten und den aufgrund bestimmter habituellen Dispositionen sowie bisheriger Erfahrungen *wahrgenommenen* (für mich als geeignet erscheinenden) Möglichkeiten. Sie prägen

schließlich wiederum unsere zukünftigen Optionen, da jede Auswahl des einen gleichzeitig auch bedeutet, sich gegen etwas anderes zu entscheiden. „Our choices will then in turn shape our future possibilities, for any choice involves foregoing alternatives and sets us on a particular path that further shapes our understanding of ourselves and of the world“ (Maton 2008, 52f.).

Möglichkeitsräume haben eine dynamische Komponente, sie sind Gegenstand von Auseinandersetzungen zwischen den Klassen. In (symbolischen) Kämpfen wird ausgefochten, welche Räume für welchen Personenkreis zugänglich sind. Die Praktiken der herrschenden Klassen dienen dazu, sich zu distinguieren, also einen Unterschied zu markieren, und damit legitime Formen des Denkens, Sprechens und Handelns durchzusetzen, die jene, die diesen Umgangsformen nicht mächtig sind, ausschließt. In der Kleidung, in der Sprache, im Geschmack, in der Wahl der Schule usw. ist die eigene Position in der Sozialstruktur symbolisiert, sie zeichnet die TrägerInnen aus und macht sie als zu einer bestimmten Gruppe zugehörig erkennbar und unterscheidet sie damit zugleich von anderen, die nicht Teil der Gruppe sind (Bourdieu 1974).

Aus den Arbeiten von Bourdieu – ergänzt mit Erkenntnissen aus anderen Studien – können wir entlang der für die vorliegende Studie zentralen Themen Übergänge in die Arbeitswelt und Etablierung am Arbeitsplatz am Beispiel der ArbeiterInnenklasse die Wirkung dieser Dialektik von Erwartetem und Erreichtem (Erreichbarem) nachzeichnen, die dazu beiträgt, Angehörige der Klasse an bestimmte Positionen zu ziehen, welche die Reproduktion sozialer Ordnung sicherstellt.

4.3.2 Die Schule: ausschließen, was einen selbst ausschließt

Das Bildungssystem hat in modernen Gesellschaften eine wesentliche Funktion in der Zuweisung von Gesellschaftsmitgliedern zu späteren (Berufs-)Positionen. Was also in der Schule passiert, hat wesentliche Auswirkungen darauf, welche Wege eingeschlagen werden, und prägt damit sukzessive die bestehenden und zukünftigen Möglichkeiten. Dass Kinder aus Elternhäusern mit geringer Ausstattung, insbesondere an kulturellem Kapital (in der Regel wird dafür der Begriff „bildungsfern“ verwendet), auch heute nicht die gleichen Chancen wie Kinder aus anderen Klassen vorfinden, ist in der Bildungsforschung gut dokumentiert (vgl. u.a. Solga und Dombrowski 2009). Dabei vollzieht sich die Ausschließung dieser Kinder in der eben beschriebenen Dialektik von objektiven Chancen und subjektiven Aspirationen. Wie Bourdieu und Passeron (1971) in ihrem Buch über das französische Bildungssystem schreiben, aber auch in aktuellen Studien (vgl. u.a. Grundmann u. a. 2003; van Essen 2013) immer wieder bestätigt wird, haben Kinder aus dem ArbeiterInnen-Milieu (bzw. aus bildungsfernen Milieus) größere Schwierigkeiten, mit den an den habituellen Dispositionen der Mittelschicht ausgerichteten Lehr- und Lernformen zurecht zu kommen, weil es eine geringe Passung zwischen lebensweltlichen Erfahrungen und schulischen Anforderungen gibt (auf einer sehr basalen Ebene beginnt das bereits mit dem Wissen und dem Umgang mit schulischen Regeln (Jünger 2011)). Vor

diesem Hintergrund wird die Schule häufig als wenig positiv erlebt und oft zum ersten Mal die Erfahrung der Entwertung der bis dahin gelernten Verhaltens- und Denkweisen gemacht. Fähigkeiten werden hier in eine hierarchische Ordnung gebracht, gut in Physik zu sein, zählt mehr, als zum Beispiel gut Gitarre spielen zu können (Sennett und Cobb 1993, 268). Verbunden mit der schulischen, meritokratischen Logik werden Kinder, die nicht diesen Anforderungen entsprechen, von Lehrkräften schnell als „faul“ oder „unmotiviert“ oder „dumm“ kategorisiert (Lehmkuhl, Schmidt, und Schöler 2013).

„Gegenüber den milieuspezifischen Lebenswelten unterer Klassenmilieus erweisen sich die schulischen Bildungsangebote und -anforderungen als so wenig passend und so sehr als heteronome Disziplinar- und Kolonialisierungsmaßnahme, dass es hier zu einer Art offenem Konflikt kommen muss, der allerdings unterschiedlich gelöst werden kann.“ (Grundmann u. a. 2003, 38)

Während einige versuchen, mit Fleiß und unter Anstrengung, sich den Normen der Schule und den Erwartungen der LehrerInnen anzupassen, treten andere in Opposition zu diesen Disziplinierungsversuchen.

Objektiv drücken sich diese Effekte in unterschiedlichen schulischen Leistungen aus. Für Österreich zeigen beispielweise Auswertungen der PISA-Daten, dass Kinder von Eltern mit Pflichtschulabschluss als höchste abgeschlossene Ausbildung in der vierten Schulstufe bei den mathematischen Leistungen knapp 21 Monate hinter jenen Kindern liegen, deren Eltern über eine Matura verfügen. Haben die Eltern einen Lehrabschluss, verringert sich dieser Abstand deutlich, liegt aber immer noch bei rund acht Monaten (Bruneforth, Weber, und Bacher 2013, 199).¹⁷ Die Ausschließung passiert jedoch nicht nur über die Praktiken und Strukturen der Schule selbst, sondern auch durch die habituellen Dispositionen der Kinder, die eben bestimmte Wege attraktiver erscheinen lassen als andere. Das zeigt sich beispielsweise dann, wenn Kinder sich selbst bei gleichen schulischen Leistungen gegen den Besuch einer weiterführenden Schule entscheiden.

Hintergrund dafür bilden – wie wir später bei den empirischen Fällen noch genauer sehen werden – im Habitus verankerte Orientierungen, die auf einen schnellen Eintritt in die Arbeitswelt drängen lassen (Bourdieu 1981b, 314). Bourdieu bleibt hier in seinen Beschreibungen aber sehr vage. Wie dieser Zusammenhang konkreter aussieht, können wir in der Studie von Paul Willis (2013) und in einer aktuelleren Studie von Wolfgang Lehmann (2007) nachlesen. Willis untersucht Ende der 1970er Jahre in einer Industriestadt in Großbritannien die Übergänge von Jugendlichen aus der ArbeiterInnenklasse in die Arbeitswelt und zeigt, dass sie vor dem Hintergrund der im Milieu präsenten Haltungen und Orientierungen in Opposition zu den Anforderungen der Schule treten und nach der

¹⁷ Die schulischen Leistungen sind dabei nicht nur klassenspezifische sondern auch geschlechtsspezifisch konstruiert (Forster 2011, 66f.). Studien zeigen, dass Lehrkräfte die Kinder abhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit und damit verbundenen Rollenzuschreibungen unterschiedlich bewerten. Während Burschen mit schlechten Leistungen eher als „Individuen mit Potential und versteckten Talenten“ (ebd., 67) wahrgenommen werden, während die guten Leistungen der Mädchen eher ihrem Fleiß und nicht einer Begabung zugeschrieben.

ersten Gelegenheit greifen, um diese zu verlassen. Diese Gegenschulkultur, mit ihrer Ablehnung von geistiger Arbeit, wurzelt in einem latenten Bewusstsein der eigenen Existenzbedingungen und den damit verbundenen Chancen, welche die Versprechen der Schule und der Lehrkräfte als Illusionen durchschaut. Das bereitet die Jugendlichen gleichzeitig aber auch auf eine Welt der manuellen Arbeit vor, die körperliche Tätigkeit und (männliche) Stärke zelebriert (Willis 2013, 166–83). In einer aktuellen Studie über Lehrlinge aus Deutschland und Kanada stellen Wolfgang Lehmann und Alison Taylor (2015) fest, dass eine frühe Vertrautheit mit handwerklicher Arbeit bei jungen Menschen eine Neigung für manuelle Tätigkeiten entstehen lässt, die zum Zeitpunkt von Bildungswegentscheidungen aktiviert wird. Diese Orientierungen entstehen unter anderem durch gemeinsame Aktivitäten mit den Eltern, Jugendliche berichten beispielsweise darüber, wie sei mit den Vätern gemeinsam an Autos gebastelt oder in der Wohnung und im Haus Dinge repariert hätten. Aber auch das Aufwachsen auf einem Bauernhof bedeutet oft eine frühe Sozialisierung im Umgang mit unterschiedlichen Tätigkeiten und Gerätschaften. Daraus entwickeln die Jugendlichen eine Vorliebe für handwerkliche Arbeit, welche die Entscheidung für die Lehre nach der Schule zu einer nicht hinterfragten Selbstverständlichkeit werden lässt (Lehmann und Taylor 2015, 613). Verbunden damit finden wir auch hier eine Abgrenzung gegenüber „geistiger“ Tätigkeit, für die man sich als „ungeeignet“ wahrnimmt, wie ein junger Studienteilnehmer erzählt: „I’ve always been good with my hands... I’ve never been book smart at all“, und weiter, „I’m good with my hands, I’m not good with my head“ (Lehmann 2007, 90).

4.3.3 Berufspositionen: Zwischen Berufung und Ausweglosigkeit

Die Argumentationslogik von Bourdieu ist, wenn wir uns das in Erinnerung rufen, dass die Dialektik aus sozialen Bedingungen und habituellen Dispositionen uns an Positionen lenkt, die zu uns „passen“ und an denen wir uns schließlich angemessen „zu Hause“ (Bourdieu 1981b, 308) fühlen, eben weil die dort vorhandenen Anforderungen, Umgangsformen usw. den eigenen Erwartungen entsprechen. Das gilt nicht nur für die Schule, sondern in weiterer Folge auch für die Berufspositionen, die wir erlangen. Dieses Thema ist in den Arbeit von Bourdieu im Vergleich zu anderen Aspekten nur wenig beleuchtet, und auch in der aktuellen Forschung finden wir kaum empirische Anwendungen (Hebson 2009). Am ausführlichsten nimmt Bourdieu dazu in seinem kurzen, eher unbekanntem Text *Men and Machines* (1981b) Stellung. Der Aufsatz verfolgt eigentlich einen etwas anderen Hintergedanken. Es geht Bourdieu darum, gegen eine bestimmte (intellektuelle) Haltung gegenüber entfremdeter Arbeit Stellung zu beziehen, die darauf vergisst, dass die herrschende Form der Arbeitsteilung gerade deshalb funktioniert, weil es eine Korrespondenz gibt zwischen Tätigkeiten und den Personen, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft in gewisser Weise darauf vorbereitet werden, diese Positionen zu besetzen (ebd., 314). Er schreibt dazu, „Objectified, institutionalized history only becomes enacted and active if the job [...] finds someone who finds an interest in it, feels sufficiently at home in it to take it

on" (ebd., 309).¹⁸ Am Beispiel des Kellnerberufs erklärt Bourdieu, dass es für jemanden aus einer anderen Klassen unverständlich erscheinen mag, dass jemand freiwillig zeitig in der Früh aufsteht, um rechtzeitig im Lokal zu sein und alles für die Gäste vorzubereiten. Es handelt sich um eine Harmonie, „... between what they are and what they do, between their subjective ‚vocations‘ (what they fell ‚made‘ for) and their objective ‚missions‘ (what is expected of them), between what history has made them and what history asks [sic] them to do“. Und diese kann sowohl als positive Befriedigung und Bestätigung erfahren werden, wie eben die Identifikation für einen Job, sich aber auch als resignative Erkenntnis in Erscheinung treten, nichts anderes machen zu können (ebd., 308).

“This harmony may be expressed in their sense of being 'at home' in what they are doing, of doing what they have to do and doing it happily (in the subjective and objective senses), or with a resigned conviction that they cannot do anything else, which is another way, though a less happy one, of feeling 'made' for one's job" (Bourdieu 1981b, 308)

Gleichzeitig bindet diese Verflechtung aus Dispositionen und Bedingungen die Individuen auch an eine bestimmte soziale Position.

„A whole process of investment leads workers to contribute to their own exploitation through their effort to appropriate their work and their working conditions, which leads them to bind themselves to their ‚trade‘ by means of the very freedoms (often minimal and almost always ‚functional‘) that are left to them, and as a result of the competition arising from the differences (vis-à-vis unskilled workers, immigrants, women etc.) that structure their occupation as a field" (ebd., 314f.).

So zeigt beispielweise Gail Hebson (2009) in einer britischen Studie über weibliche Arbeiterinnen und Angestellte, die beharrliche Wirkung von Klassenfaktoren mit Blick auf Aufstiegsbestrebungen im Betrieb. Die untersuchten Arbeiterinnen standen einem beruflichen Aufstieg sehr skeptisch gegenüber, da sie damit eine Entfremdung aus ihrem Herkunftsmilieu und damit ihren Arbeitskolleginnen verbanden. Berufliche Mobilität wurde mit einem Gruppen- und Identitätsverlust gleichgesetzt, die mögliche Vorteile dieses Schrittes nicht aufwiegen konnten. Die klare Abgrenzung zu den „white collar workers“ oder Managern unterstützt diese Wahrnehmungen und versieht die Entscheidungen zusätzlich mit Legitimität.

¹⁸ Die Selbstverständlichkeit dort zu sein wo man ist, und auch mit seinen Fähigkeiten hier hinzupassen, zeigt Bourdieu beispielweise auch des kleinbürgerlichen Milieus im Frankreich der 1960er Jahren, die häufig in den unteren und mittleren Ebenen des öffentlichen Dienstes beschäftigt sind. Hier finden wir eine Übereinstimmung von Habitus und Berufsethik, von Arbeitsorientierungen und betrieblichen Anforderungen: „Rechtschaffenheit, Pünktlichkeit, rigoristische Moral und Hang zu moralischer Entrüstung“ (Bourdieu 1974, 54) korrespondieren mit Arbeitsordnung die auf der Einhaltung von Dienstvorschriften und bürokratischen Strukturen basiert.

4.4 Passung zwischen Disposition und Position: ein Trugbild?

Diese Vorstellungen von sozialer Ordnung und sozialer Reproduktion, die durch eine Übereinstimmung und Passung von Positionen und Dispositionen, Chancen und Erwartungen bzw. Praktiken entsteht, finden nicht ungeteilte Zustimmung in der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Bernard Lahire zählt zu jenen WissenschaftlerInnen, die sich insbesondere mit diesem Aspekt der Bourdieu'schen Theorie kritisch auseinandergesetzt haben. Er argumentiert, dass soziale Lage und Habitus nicht zwangsläufig zueinander passen. Ein Blick auf die Empirie würde zeigen, dass Widersprüche und Nicht-Passungen (*feelings of 'out of place' and 'maladjustment'*) häufiger vorkommen, als die Theorie von Bourdieu das nahelegt. Wie könnte es sonst sein, so Lahire, dass manche Personen für ihre Klassenposition untypische Musikvorlieben aufweisen? Oder dass Geschwister ganz unterschiedliche Erwartungen entwickeln und dementsprechend unterschiedliche Wege einschlagen? Darauf gebe das Modell von Bourdieu keine Antworten.

Diese fehlende Passung habe zwei Ursachen, so Lahire. Erstens machen Individuen in modernen Gesellschaften schon während ihrer Sozialisation Erfahrungen in unterschiedlichen Konstellationen und Feldern, was dazu führt, dass sie ein sehr heterogenes Set an Dispositionen entwickeln. Bourdieu hat seine Theorie am Beispiel einer traditional organisierten Gesellschaft, den Kabylen (einer ethnischen Gruppe im Bergland des nördlichen Algeriens), entwickelt. In modernen Gesellschaften hingegen sind Individuen in vielfältigere Bezüge eingebunden, die zum Teil sehr unterschiedliche Logiken aufweisen und damit die Herausbildung widersprüchlicher Dispositionen begünstigen. „The children in our social formations are increasingly confronted with heterogeneous and competing situations, which are sometimes indeed in contradiction with one another in terms of the principles of socialization that they develop“ (Lahire 2011, 22). Es sind diese Aspekte, die, so Lahire, die man unbedingt in Betracht ziehen muss, um empirisch feststellbare widersprechende Präferenzen und Verhaltensweisen innerhalb einer Person (*intra-individuelle Variationen*), aber auch zwischen Angehörigen einer sozialen Klasse (*inter-group Variationen*) erklären zu können.

Zweitens würde Bourdieus Theorie nicht berücksichtigen, dass Individuen im Laufe ihres Lebens mit Veränderungen konfrontiert sind, die neue Ansprüche an sie stellen und für die ihr Habitus nicht unbedingt Handlungsmuster parat hält. Diese Nicht-Passungen entstehen jedoch nicht nur im Zusammenhang mit großen Umwälzungen, wie es Veränderungen der Sozialstruktur oder ein Bildungsaufstieg darstellen – deren Auswirkungen auf den Habitus hat auch Bourdieu thematisiert –, sondern auch scheinbar banale Dinge, wie berufliche oder familiäre Veränderungen, aber auch längere Aufenthalte im Krankenhaus, die Einberufung zum Militärdienst oder Migration.

„By considering certain major shifts in social space only in terms of the volume and structure of distribution of capital possessed (cases of social decline or great upward social mobility), one ends up forgetting that there are also shifts and/or changes in the world of the family (becoming a parent, divorcing after being married...), the world of friends, etc., as well as those of

a socio-professional order (losing one's job, changing employers, moving from one kind of work or employment to another)" (Lahire 2011, 45).

Diese Situationen erfordern von Individuen eine aktive Auseinandersetzung und gegebenenfalls Anpassung ihrer Handlungsweisen. Während Bourdieus Analyse dazu tendieren würde, Individuen als „pre-reflexiv“ Handelnde zu begreifen, die in gegenwärtigen Praktiken nur vergangene Prägungen aktualisieren, müsse man stärker auf deren situative Ausgestaltung achten. Diese sind auf der einen Seite das Produkt von internen und externen Kräften, von Dispositionen, die im Laufe der Sozialisation verinnerlicht wurden, und auf der anderen Seite dem Kontext, also den objektiven situativen Bedingungen.

4.4.1 Permanente Spannung: eine inhärente Erfahrung der jungen Generation?

Von einigen Autoren wird die Erfahrung von Widersprüchen und Nicht-Passung als inhärenter Bestandteil der Erfahrungen nicht-privilegierter junger Erwachsener in der gegenwärtigen Gesellschaft gesehen. Veränderungen in der Gesellschaft würden zu anderen Sozialisationserfahrungen führen – und hier lässt sich an Lahires Argumentation anknüpfen –, welche die Herausbildung von Ansprüchen begünstigen würden, denen aber keine Realisierungsmöglichkeiten gegenüberstehen.

Schultheis schreibt in seinem Vorwort zur Studie von Beaud und Pialoux, dass die Bildungsexpansion zu einer Verschiebung von „Erwartungshorizonten, Anspruchsniveaus und biografischen Entwürfen“ (Schultheis 2004, 14) geführt habe. Von den höheren sozialen Klassen etablierte Werte und Anspruchshaltungen – wie nach Selbstverwirklichung oder Herausforderung in der Arbeit – hätten sich in allen Schichten verbreitet. Gleichzeitig fehlt es in den unteren Klassen an den notwendigen Ressourcen, um diese suggerierten Möglichkeiten realisieren zu können. Bittlingmayer verweist im Hinblick auf die Konsumpraktiken darauf, dass soziale Klassen heute im Gegensatz zu den 1960er und 70er Jahren (in der Zeit, als Bourdieu seine Untersuchungen machte) weniger voneinander abgeschlossen sind. Gerade in der jungen Generation sind die unteren Klassen ebenfalls mit einer Konsumlogik der herrschenden Klassen konfrontiert, zu deren Realisierung ihnen aber oft die finanziellen Ressourcen fehlen würden (Bittlingmayer 2002, 244). Daraus entwickeln sich prekäre Habitusformationen (siehe auch Kapitel 5). Während es bei Schultheis und Bittlingmayer quasi um die Internalisierung von „falschen“ (klassenfremden) Ansprüchen geht, die mangels Kapitalausstattung nicht umgesetzt werden können, verweist Fabrice Plomb (2001) in einer Studie über ausgrenzungsgefährdete junge Erwachsene bei der Suche nach einem Arbeitsplatz darauf, dass Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt dazu beitragen, dass basale Ansprüche an Arbeit und Beschäftigung in einer Umgebung steigender Flexibilisierung und Prekarisierung immer weniger realisiert werden können.

4.4.2 Nicht-Passung in der Theorie Bourdieus

Nun ist es nicht ganz so, dass Bourdieu Formen von Nicht-Passung nicht auch im Blick gehabt hätte. So verweist er etwa in einer seiner Aufsätze darauf, dass die „vorweggenommene Anpassung des Habitus an die objektiven Verhältnisse“ nur ein „Sonderfall des Möglichen“ sei, und zwar dann, „wenn die Bedingungen seiner Entstehung völlig mit denen übereinstimmen, unter denen er wirksam wird“ (Bourdieu 1981a, 170f.). Bourdieu mahnt an dieser Stelle ein, dass man dieses Modell nicht zu einer „quasi-vollkommenen“ Reproduktion verallgemeinern dürfe.

In seinen Arbeiten finden wir zwei Momente, in denen ein Mismatch zwischen Position und Disposition, Chancen und Erwartungen, Bedingungen und Praktiken thematisiert wird. Erstens kann es dazu kommen, wenn tiefgreifende Verschiebungen in der Sozialstruktur dazu führen, dass die inkorporierten Dispositionen nicht mehr zu den tatsächlichen Bedingungen passen (1). Als Beispiel nennt Bourdieu in den *Feinen Unterschieden* Umbrüche im Zuge der Bildungsexpansion, die zu einer Entwertung von Bildungstiteln geführt hätten. Die Inhaber dieser Titel – oder auch die Eltern von Kindern – verbinden damit aber noch jene Vorteile, die sie zu einem früheren Zeitpunkt hatten (Bourdieu 1981a, 179). Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von einem „Hysteresis-Effekt“. Die Veränderung der Struktur trifft hier also auf die Beständigkeit der Habitus.

Zweitens thematisiert er Erfahrungen von Widersprüchen im Zusammenhang mit dem Vordringen in Felder und soziale Positionen, die dem ursprünglich herausgebildeten Habitus nicht vertraut sind, beispielweise in Form eines Bildungsaufstiegs (2). Bourdieu selbst ist dafür ein ausgezeichnetes Beispiel. Aufgewachsen in einem kleinen Dorf in Frankreich als Sohn eines Postbeamten und später aufgestiegen zum Professor einer renommierten Pariser Universität hat er einen weiten Weg zurückgelegt. In seinem Buch *Ein soziologischer Selbstversuch* beschreibt er die innere Zerrissenheit und Zwiespältigkeit, die mit diesem Aufstieg verbunden ist. Sie lässt einen „gespaltenen, von Spannungen und Widersprüchen beherrschten Habitus“ (Bourdieu 2002, 113) entstehen, in dem sich neue Erfahrungen zu veränderten Dispositionen verdichten und mit alten habituellen Mustern kollidieren.

Bourdieu und Lahire unterscheiden sich in ihrer Argumentation – so könnte man es zusammenfassen – darin, dass Bourdieu grundsätzlich von einer Passung zwischen objektiven und kognitiven Strukturen ausgeht, diese Passung jedoch durch große soziale Umwälzungen gestört werden kann und zu Konflikten zwischen ursprünglich inkorporiertem Habitus und den vorgefundenen Bedingungen führen kann. Lahire hingegen betont, dass die Passung zwischen Dispositionen und Positionen nur in Ausnahmefällen zu finden ist, und Nicht-Passungen und Widersprüche eher die Regel als die Ausnahme sind – auch bei AkteurInnen, die nicht den von Bourdieu skizzierten großen Wandlungen unterworfen sind.

4.5 Bourdieu: ein vorläufiges Résumé

Das Hauptargument von Bourdieu ist, dass Subjekte im Zuge ihrer Sozialisation Dispositionen des Denkens, Wahrnehmens und Handelns entwickeln, die den objektiven Verhältnissen, aus denen sie hervorgegangen sind, angepasst sind und damit auch die Bedingungen, Begrenzungen und Möglichkeiten, die an diese soziale Position geknüpft sind, inkorporiert haben, welche als mentale Leitlinien das prägen, wovon wir träumen, was wir erwarten und wo wir uns wohl fühlen. Diese Übereinstimmung oder Passung zwischen Position und Disposition führt dazu, dass Angehörige einer Klasse ähnliche Laufbahnen einschlagen und an soziale Positionen gelenkt werden (zum Beispiel Berufspositionen), die ihren Wünschen und Fähigkeiten entsprechen, damit gleichzeitig aber auch die Reproduktion sozialer Ordnung sicherstellen.

Auch wenn Bourdieu im Laufe seiner Karriere den Habitusbegriff und seinen theoretischen Zugriff darauf leicht verändert hat – so hat er den Habitus später auch durchwegs offener entworfen, als das in seinem Frühwerk angelegt war (Silva 2016b) –, so würde ich doch argumentieren, dass diese Vorstellung einer „ontologische Komplizenschaft“ (Bourdieu 1985, 75) zwischen kognitiven und sozialen Strukturen ein Grundpfeiler der Bourdieu'schen Theorie der Praxis ist. Das bedeutet gleichzeitig, nicht zu negieren, dass Bourdieu nicht auch Konflikte in dieser Konstellation berücksichtigt hätte. Auf viele der Kritikpunkte, die vorhin genannt wurden, nimmt Bourdieu in seinen Arbeiten mehr oder weniger direkt Bezug.

Letztendlich bleibt es aber eine empirische Frage, wie dieses Verhältnis von Position und Disposition ausgestaltet ist. Bourdieu selbst hat in seinen Studien vor allem Gruppen und Klassen im Blick und abstrahiert gerade in seinem Frühwerk sehr stark von individuellen Konstellationen. Eine Ebene, die beispielsweise in der Studie „Das Elend der Welt“ (Bourdieu 2010a) viel stärker zu Tage tritt. In der Fülle des empirischen Materials fehlt jedoch vor allem eine konkrete – empirische – Auseinandersetzung und Darstellung, wie denn diese Passung zwischen Position und Disposition, die so zentral in seiner Theorie ist, eigentlich zustande kommt. Er bringt zahlreiche Beispiele für diese Passung, ermöglicht es uns aber nicht, im Detail deren Entstehung – und damit auch Hinweise auf mögliche Nicht-Passungen – nachzuvollziehen. Ist sie tatsächlich einfach vorhanden, oder muss sie (immer wieder) hergestellt werden? Wie wird sie in den Lebensverläufen, aber auch situativ im Umgang mit bestimmten Situationen wirksam? Wo kommt es zu Spannungen und Konflikten, und wie wird damit umgegangen? Und damit fehlt auch Wissen darüber, wie verinnerlichte Dispositionen tatsächlich operieren, wie sie geformt und transferiert werden, wie sie aktualisiert und übertragen werden (Lahire 2011).

4.6 Soziale Klasse als Forschungsprogramm

Der erste Teil der Arbeit hat gezeigt unter welchen historischen Bedingungen und inner-disziplinären Entwicklungen es in der Soziologie, im speziellen in der Arbeits- und Industriosozologie, zu einer Verabschiedung von sozialer Klasse als zentraler analytischer Kategorie gekommen ist. Einerseits sind es gesellschaftliche Modernisierungsprozesse, welche die Erscheinungsform sozialer Ungleichheit verändert haben und damit auch vertikale Strukturierungskonzepte der Gesellschaft in Frage stellen. Andererseits gab es eine berechtigte Unzufriedenheit mit strukturdeterministischen Konzepten, die den individuellen Handlungen und Deutungen der Subjekte nur wenig Bedeutung beimaßen. Die subjektorientierte Soziologie, als Teil des individualistischen Paradigmenwandels, hat unwidersprochen dazu beigetragen, die aktiven Herstellungsleistungen der Individuen im Umgang mit betrieblichen Anforderungen ins Zentrum zu rücken und damit zentrale Aspekte eines gesellschaftlichen Wandels der Lohnarbeit zu erhellen. Die Popularität der These in der Scientific Community hat sicherlich auch damit zu tun, dass sie konkrete Erfahrungen von Beschäftigten in der modernen Arbeitswelt aufgreift und versucht fassbar zu machen.

Das Arbeitssubjekt in seiner Entstehung und sozialstrukturellen Einbettung bleibt in vielen Arbeiten und Studien nach der subjektorientierten Wende jedoch erstaunlich unterbeleuchtet. Eine auf das Individuum gerichtete Perspektive kann uns zwar umfassende Beschreibungen der Vorstellungen, Fähigkeiten, Vorlieben, Orientierungen, Interaktionen und Aushandlungsprozesse bieten, sie bleibt aber eindimensional, weil ihr der relationale Bezug fehlt. Systematische Unterschiede zwischen Individuen, die auf einer kollektiven Ebene angesiedelt sind, geraten damit aus dem Blick. Damit beraubt sich die Arbeitssoziologie einer angemessenen, herrschaftskritischen Analyse des gesellschaftlichen Wandels.

In der internationalen Debatte können wir seit einigen Jahren eine neue Blüte der kulturellen Klassenforschung feststellen, die sich vor allem auf das Klassenkonzept von Bourdieu bezieht (Skeggs 2004; Savage 2000; Atkinson 2010a). Das Konzept ist deshalb attraktiv, weil es stärker auf die kulturelle und damit praktische Hervorbringung und Reproduktion von Klassenverhältnissen abzielt. Gleichzeitig ist es ein Instrument, das Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die durch die Marktlage, um es mit Weber zu formulieren, hervorgerufen werden, explizit offenlegt. Es ist ein Ansatz, wie Bittlingmayer und Bauer schreiben, der Produktionsverhältnissen, Alltagshandlungen und Denkschemata der AkteurInnen verbindet und erklärbar macht, wie diese Dimensionen in ihrem Wechselverhältnis zur Reproduktion der sozialen Ordnung beitragen (Bittlingmayer und Bauer 2014, 214). Nicht alle Gesellschaftsmitglieder haben die gleichen Chancen, die gleichen Bedingungen, nicht Alles ist gleichermaßen möglich.

Die vorliegende Arbeit setzt in Anlehnung an Bourdieu den Klassenbegriff sehr bewusst ein. Drei Gründe möchte ich dafür anführen. Erstens erscheint es mir gerade vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen wie disziplinären Entwicklungen notwendig, den von vielen Seiten mit Skepsis beäugten Begriff der Klasse gerade im deutschsprachigen Raum wieder salonfähig zu machen. Er markiert auch auf einer sprachlichen Ebene eine Abgrenzung zum herrschenden gesellschaftlichen wie soziologischen Diskurs. Gleichzeitig geht es dabei natürlich um mehr als nur sprachliche Effekthascherei. Der Klassenbegriff (in der Verwendung von Bourdieu) scheint mir zweitens auch deshalb geeignet, weil er explizit die sozialen Herrschaftsverhältnissen in den ökonomischen Verhältnissen verankert (Bourdieu 1983, 196) und damit auch den Aspekt der Lohnabhängigkeit in einem kapitalistischen Wirtschaftssystem unterstreicht, sie darauf jedoch nicht reduziert. Damit gelingt drittens, ein gesellschafts- und herrschaftskritischer Zugriff auf Phänomene sozialer Ungleichheit. Gesellschaftsmitglieder stehen nicht nebeneinander im sozialen Raum, sondern positionieren sich auf der Grundlage ihrer Verfügungsmacht und ihrem Zugang zu Ressourcen relational zueinander. Damit verbunden sind auch unterschiedliche Chancen und Lebensbedingungen. Der Zugang zu diesen Ressourcen ist umkämpft, über verschiedenste Distinktionsstrategien wird versucht, die unteren Klassen davon auszuschließen. Der Klassenbegriff verweist damit auch auf die sozialen Kämpfe, die zwar in modernen Gesellschaften weniger offensichtlich zu sein scheinen – und beispielsweise durch die Sozialpartnerschaft stärker institutionell eingehegt sind –, die aber dennoch in unterschiedlichen Arenen der Gesellschaft, in der Politik, in den Medien, in der Wissenschaft usw. kontinuierlich geführt werden.¹⁹

¹⁹Neben dem Klassenbegriff wird in der Studie auch der Begriff des Milieus verwendet. Bourdieu hat diese Begriffe zum Teil selbst synonym verwendet, in der Regel bezeichnet er damit kleinere Einheiten einer Klasse bzw. spezifische Segmente davon. Ich verwende ihn ebenfalls in dieser Form und damit ähnlich wie Michael Vester et al (2001), der diese in Anlehnung an Bourdieu als „Beziehungszusammenhänge des Alltags“ (Vester 2010, 46) begreift. Damit unterscheidet sich der Begriff des Milieus in der hier verwendeten Weise grundlegend von der Verwendungsweise der Lebensstilforschung in der Tradition von Schulze und anderen.

5 Arbeiter und Arbeiterinnen

Dieses Kapitel versucht Arbeiter und Arbeiterinnen als soziale Gruppe historisch, sozial-rechtlich und empirisch zu verorten. Zunächst wird die Entstehung der ArbeiterInnenschaft im Zuge der Durchsetzung der industriellen und kapitalistischen Produktionsweise skizziert und vor dem Hintergrund spezifisch österreichischer (politischer, wirtschaftlicher und sozialer) Kontexte diskutiert. Damit sollen die Wurzeln und die konkret historische Verfasstheit dieser Klasse herausgearbeitet werden. Im Anschluss daran werden beginnend mit 1945 jüngere wirtschaftliche und soziale Entwicklungen beschrieben, die unmittelbar für die heutige Konstitution der Klasse, insbesondere der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, relevant sind. Der zweite Teil beschäftigt sich mit der arbeitsrechtlichen Verfasstheit von Arbeitern und Arbeiterinnen, insbesondere in ihrer Abgrenzung zu anderen Beschäftigungsgruppen. Diese bildet auch die Grundlage für statistische Beschreibungen und die Zusammensetzung der ArbeiterInnenschaft nach unterschiedlichen sozio-ökonomischen Kategorien. Die Datenlage dazu ist in Österreich einigermaßen überschaubar. Die Verschiebung der Bedeutung von Klassenfaktoren hat unter anderem dazu geführt, dass andere Ungleichheitskategorien nun stärker im Vordergrund stehen. Zunehmend hat der Bildungsabschluss, aber auch Migrationshintergrund, den beruflichen Status als relevante Kategorie abgelöst.²⁰ Rehberg spricht von einer „statistischen Unsichtbarmachung“ einer Klassengesellschaft (Rehberg 2006, 23f.). Auf der Grundlage der Daten der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung, der Einkommens- und Bildungsstatistik der Statistik Austria kann jedoch eine grobe Beschreibung der Kapitalausstattung ebenso wie ein Einblick in die sozio-demographischen Merkmale der arbeitsrechtlichen Gruppe der Arbeiter und Arbeiterinnen gegeben werden. Abschließend wird mit Bezug auf Studien über ArbeiterInnen eine erste Skizzierung ihrer sozialen Lage und arbeitsbezogenen Orientierungen vorgenommen.

²⁰ Beispielsweise werden in der deutschen Shell-Jugendstudie kaum mehr soziodemographische Faktoren berücksichtigt, die Stellung im Betrieb nicht mehr erhoben (Eversberg 2011, 127f.).

5.1 Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise

Auf dem Weg von der handwerklichen zur industriellen Produktionsweise stellte die Etablierung von Manufakturen einen wesentlichen Meilenstein dar. In den Manufakturen wurde im Gegensatz zu bäuerlichen und handwerklichen Produktionsformen der Fertigungsprozess in kleine Schritte zerlegt und Arbeit an einem Ort zentralisiert. Die Beschäftigten selbst führten nur mehr einzelne Teilschritte aus, wofür in der Regel keine Qualifikationen und langen Einarbeitungszeiten notwendig waren. Mit der Etablierung der Manufakturen im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden auch – aus der Perspektive der Unternehmer – grundlegende Probleme der vorindustriellen Produktion beseitigt. Mit der Trennung von Wohn- und Arbeitsort (und einer strengen Kontrolle des Arbeitsprozesses) konnte eine Regelmäßigkeit der Arbeitstätigkeit sichergestellt werden, welche die Arbeitsintensität und damit Produktivität steigerte (Lackner und Stadler 1990, 2).

Manufakturen verbreiteten sich zunächst nur langsam, und Tätigkeiten wie beispielsweise Spinnen oder Weben für die Textilindustrie wurden an private Haushalte ausgelagert, es etablierte sich das sogenannte *Verlagswesen*. Die Etablierung des Verlags- und Manufakturwesens war in Europa wie auch in Österreich auf bestimmte Regionen begrenzt. Nicht nur Absatzmärkte und Rohstoffe spielten eine Rolle, sondern auch das lokal verfügbare Arbeitskräfteangebot. Die schlechten Arbeitsbedingungen in den Manufakturen erschwerten die Rekrutierung von Arbeitskräften. Die Landbevölkerung versuchte so lange als möglich mit einer Landwirtschaft oder handwerklichen Tätigkeiten ihr Auskommen zu finden. Für bäuerliche Familien stellte die Heimarbeit für die Manufakturen daher oft nur einen Zuverdienst zur Subsistenzwirtschaft dar, die Kleinhäusler, die damit einen großen Teil der Lebenskosten bestritten, befanden sich in einer wesentlich größeren Abhängigkeit. Auch die starke Verankerung des Handwerks und Zunftwesens in den Städten war für die Anwerbung von Arbeitskräften nicht förderlich (Komlosy 2015, 126). Man versuchte deshalb ausländische Arbeitskräfte mit der Aussicht auf Vergünstigungen anzuwerben, in Österreich wurden aber auch Menschen in Arbeitshäusern, Waisenkinder oder ausgesteuerte Knechte angeworben oder zur Arbeit verpflichtet (Ehmer und Meißl 1984). Der absolutistische Staat in Österreich förderte nicht nur die Entstehung von Manufakturen mit besonderen Privilegien (wie z.B. Befreiung von der Zukunft- und Gesellenordnung), sondern auch das Verlagswesen und die Heimarbeit (Webereien, Spinnereien). Beide galten nicht nur als wichtige Vorstufe der Produktion, sondern auch als erste Anpassung an eine industrielle Arbeitslogik, welche Arbeitskräfte in weiterer Folge für die Arbeit in der Fabrik qualifizieren sollte (Hautmann und Kropf 1974, 18).

Der Übergang von den Manufakturen zur zentralisierten und maschinellen Produktion in den Fabriken im Zuge der industriellen Revolution wird in der Geschichtsforschung als Markierungspunkt der Durchsetzung der kapitalistischen Wirtschaftsweise gesehen, die insbesondere durch die Baumwollindustrie vorangetrieben wurde (Komlosy 2015, 136). Diese Entwicklung setzte in Österreich im

Vergleich zu anderen europäischen Ländern erst relativ spät ein und verlief auch langsamer (Hautmann und Kropf 1974). Während zuerst die Mechanisierung der Spinnereien erfolgte, konnten durch die langsamen technischen Fortschritte in der Weberei Haushalte noch längere Zeit mit dem Verlagswesen ihr Auslangen finden (Komlosy 2015, 142).

Während im 18. Jahrhundert das Finden von geeigneten Arbeitskräften für die Manufakturen vielfach eine Schwierigkeit darstellte, entstand mit fortschreitender Industrialisierung ein Überangebot von Arbeitskräften (Ehmer und Meißl 1984). Das hatte zum einen mit einem allgemeinen Bevölkerungswachstum und zum anderen mit sinkenden Sterblichkeitsraten aufgrund verbesserter hygienischer Bedingungen und Ernährung zu tun. Hinzu kam, dass die zunehmende Mechanisierung der Textilindustrie viele der Beschäftigten in den Heimwebereien und -spinnereien zu Arbeitslosen machte. So rekrutierten sich die FabrikarbeiterInnen in der Textilindustrie vor allem aus Angehörigen dieses Milieus. Die ArbeiterInnen im Maschinenbau, der in der zweiten Welle der Industrialisierung zu einem wichtigen Bereich heranwuchs, waren zu einem großen Teil Handwerker, da gerade am Beginn in diesem Sektor noch viel handwerkliches Geschick gefragt war. Im Gegensatz dazu setzte man im Kohlebergbau und in der Eisenverhüttungsindustrie auf die physische Kraft der Landarbeiter, Knechte und kleinen Bauern. Viele davon hatten neben der Fabriksarbeit noch eine Landwirtschaft für die Eigenversorgung.

Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts dominierten in Österreich die Landwirtschaft und eine kleinbetriebliche Wirtschaftsstruktur. Obwohl der Industriesektor deutlich gewachsen war, waren um die Jahrhundertwende mehr als die Hälfte der ArbeiterInnen in Betrieben unter 20 Personen beschäftigt. Die österreichisch-ungarische Monarchie hatte, so schreiben Hautmann und Kropf, den Charakter „eines industriell *ungenügend entwickelten Agrarstaates*“ (1974, 83, Hv.i.O). Im österreichischen Teil waren es vor allem Niederösterreich und Wien, Oberösterreich und die Steiermark, die eine den westeuropäischen Ländern vergleichbare industrielle Produktion vorweisen konnten.

5.2 Herausbildung der Arbeiterschaft

Veränderungen in den Produktionsbedingungen und in der Arbeitsteilung bedingen einen Wandel in den sozialen Beziehungen und führen zur Herausbildung neuer sozialer Gruppen. Die Durchsetzung der kapitalistisch industriellen Produktionsweise führt – folgen wir Karl Marx und Friedrich Engels – zur Entstehung zweier antagonistischer Gruppen: jene, die im Besitz von Produktionsmitteln sind, und jene, die - nur im Besitz der eigenen Arbeitskraft - gezwungen sind, diese gegen Lohn zu verkaufen (Marx und Engels 1969). Die ArbeiterInnen sind also „doppelt frei“, sie unterliegen nicht mehr den feudalen Abhängigkeitsverhältnissen, sind keine SklavInnen oder Leibeigene mehr, sondern juristisch freie Personen, andererseits sind sie aber auch „frei“ von Eigentum an Produktionsmitteln.

„Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesitzer also den freien Arbeiter auf dem Warenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft verfügt als seine Ware, und daß er andererseits andre Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen“ (Marx und Engels 1968, 1:183).

Diese Entwicklung ist ein historisch langwieriger Prozess, den Ehmer und Meißl auch als Akt der Disziplinierung beschreiben (1984). Die Arbeit in der Manufaktur forderte von den ArbeiterInnen, die an ländliche und handwerkliche Arbeitsrhythmen gewöhnt waren, die Einordnung in einen arbeitsteiligen Produktionsprozess, die Unterordnung unter eine betriebliche Hierarchie und ein anderes Zeitregime (Ehmer und Meißl 1984, 34). So folgte die Arbeitszeit nicht mehr jahreszeitlichen Mustern, wie z.B. in der Landwirtschaft, sondern wurde vom Unternehmen im Detail vorgegeben (Arbeitsbeginn, Arbeitsende, Pausen etc.). Diese Einordnung in die betriebliche Disziplin war von Gewalt und Zwang geprägt, die Betriebe wurden eher wie Kasernen oder Arbeitshäuser geführt. Körperliche Züchtigung stand auf der Tagesordnung, bedingungsloser Gehorsam gegenüber den Aufsehern und Fabriksdirektoren war für die ArbeiterInnen unabdingbar, und Zuwiderhandeln, Aufmüßigkeit oder auch Alkohol- und Tabakkonsum wurden hart bestraft (Ehmer und Meißl 1984; Hofbauer 2014). Neben der unmittelbaren Gewalt und Kontrolle versuchte man ArbeiterInnen aber auch mit der Aussicht auf Privilegien zu disziplinieren und an den Betrieb und die Fabriksordnung zu binden. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren die Anpassungsprozesse schon weit fortgeschritten. Die direkte Kontrolle durch Aufseher und Ordner verlagerte sich hin zu einem objektivierten Zwang durch Maschinentakte oder andere Vorgaben in der Arbeitsorganisation und der Produktion, wie Stückzahlen oder Akkordsätze (Ehmer und Meißl 1984, 36–50).

Verelendung und erste Formen sozialer Absicherung

Die Lage der ArbeiterInnen war in dieser Phase der industriellen Entwicklung denkbar schlecht. Die Arbeitsbedingungen waren miserabel, die Löhne reichten kaum zum Überleben. Arbeitszeiten von 12 bis 14 Stunden waren üblich, und Kinderarbeit weit verbreitet. Die Herauslösung großer Teile der Bevölkerung aus gemeinschaftlichen Versorgungszusammenhängen lieferte die ArbeiterInnen schutzlos den Launen des Marktes aus. Für den Ausfall der Arbeitskraft - nach Arbeitsunfällen, bei Krankheit oder im Alter - gab es keine Versorgung. Friedrich Engels schreibt 1845 über die Lebensbedingungen der ArbeiterInnen in England:

„Alle möglichen Übel werden auf das Haupt der Armen gehäuft. Ist die Bevölkerung der Stadt überhaupt schon zu dicht, so werden sie erst recht auf einen kleinen Raum zusammengedrängt. Nicht damit zufrieden, die Atmosphäre in der Straße verdorben zu haben, sperrt man sie dutzendweise in ein einziges Zimmer, so daß die Luft, die sie nachts atmen, vollends zum Ersticken wird. Man gibt ihnen feuchte Wohnungen, Kellerlöcher, die von unten, oder Dachkammern, die von oben nicht wasserdicht sind. Man baut ihre Häuser so, daß die dumpfige Luft nicht abziehen kann. Man gibt ihnen schlechte, zerlumpfte oder zerlumpende Kleider und schlechte, verfälschte und schwerverdauliche Nahrungsmittel. [...] Man entzieht ihnen alle Ge-

nüsse außer dem Geschlechtsgenuß und dem Trunk, arbeitet sie dagegen täglich bis zur gänzlichen Abspannung aller geistigen und physischen Kräfte ab und reizt sie dadurch fortwährend zum tollsten Übermaß in den beiden einzigen Genüssen, die ihnen zu Gebote stehen. Und wenn das alles nicht hilft, wenn sie das alles überstehen, so fallen sie der Brotlosigkeit einer Krisis zum Opfer, in der ihnen auch das wenige entzogen wird, was man ihnen bisher noch gelassen hatte“ (Engels 1845, 123f.).

Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts etablierten sich punktuell betriebliche Vorsorgeeinrichtungen und erste gesetzliche Regulierungen, welche den Zugriff des Kapitals auf die Arbeitskraft zügeln sollten, wie zum Beispiel die Beschränkung von Tageshöchstleistungszeiten und Kinderarbeit oder auch die Festlegung von Ruhezeiten (Komlosy 2015, 156). Die Unzufriedenheit über die Missstände und miserablen Lebens- und Arbeitsbedingungen entluden sich im Revolutionsjahr 1848. Hier finden wir ein erstes organisiertes Auftreten der ArbeiterInnen, es konnten einige wichtige politische Errungenschaften durchgesetzt werden. ArbeiterInnen durften nun Versammlungen abhalten, Vereine gründen und Zeitungen herausgeben (Hautmann und Kropf 1974, 33). Sehr rasch entstanden an verschiedenen Orten Arbeiterbildungsvereine, die sich regen Zulaufs erfreuten und als politische Organisation die Forderungen der ArbeiterInnenschaft kanalisiert. Unter dem Druck einer erstarken Bewegung wurden Ende des 19. Jahrhunderts erste Sozialgesetze erlassen. Einen Meilenstein stellt hier die Einführung der gesetzlichen Kranken- und Unfallversicherung für ArbeiterInnen in den Jahren 1888/89 dar. Diese Form der Absicherung übertrug Teile der Sorgeverantwortungen der Familien auf staatliche Einrichtungen, blieb aber an ein Arbeitsverhältnis geknüpft. Die Idee, den Staat als Instanz des Schutzes und der Fürsorge gegenüber der unkontrollierten Ausbeutung der Arbeiterschaft zu etablieren, erwächst als eine Form des Kompromisses zwischen zentralen Akteuren in diesem Prozess, dem Unternehmertum und der Arbeiterbewegung.

Herausbildung unterschiedlicher Gruppen von Beschäftigten

Deutschmann (2002) argumentiert, dass sich der Kapitalismus ständischer Traditionen und Institutionen bedient, um den grundlegenden Konflikt zwischen Arbeit und Kapital unsichtbar zu machen. So entwickelt sich mit der Durchsetzung des Kapitalismus auch eine Vielfalt von Hierarchisierungen zwischen den Lohnabhängigen, die mit unterschiedlichen Privilegien, Rechten und Pflichten ausgestattet sind (Deutschmann 2002, 199). Da gab es zunächst das große Heer der un- und angelernten Arbeitskräfte und Gehilfen, die nach kurzen Anlernzeiten in unterschiedlichen Bereichen eingesetzt werden konnten. Gleichzeitig war – gerade in den Anfängen der Mechanisierung – noch eine große Zahl an handwerklich ausgebildeten Fachkräften in den Fabriken beschäftigt, deren Bedeutung jedoch mit zunehmendem technologischen Fortschritt zurückging (Matis 1966).

Darüber hinaus entwickelte sich eine privilegierte Schicht von ArbeitnehmerInnen, die als Vorläufer der Angestellten gesehen werden können. Ihr historischer Ursprung liegt im Mittelalter, wo der wachsende Handel in den Städten eine Schicht an Bediensteten entstehen ließ, die von Unternehmern

mit wichtigen Aufgaben der Geschäftsführung und Leitung betraut wurden (Drs 1999). Diese Unternehmensgehilfen, die später als „Beamte“ bezeichnet wurden, waren Spezialisten auf ihrem Fachgebiet und deshalb auch weniger leicht zu ersetzen. Da viele dieser Beamten aus der Selbstständigkeit kamen oder diese Form der (abhängigen) Beschäftigung nur als vorübergehend ansahen, versuchten die Unternehmen sie mit Vergünstigungen an den Betrieb zu binden. „Um ihnen den nunmehrigen Dienst nicht als sozialen und wirtschaftlichen Abstieg (...) erscheinen zu lassen und um zu verhindern, daß die Beamten (wieder) in die Selbstständigkeit 'auswandern' würden, waren die Dienstherren bereit, ihnen die Annehmlichkeiten einer selbstständigen Lebensführung mit der Sicherheit der Dienststellung zu verbinden“ (Drs 1999, 7). Die kleine Gruppe der Beamten vergrößerte sich zunehmend um weitere Gehilfen. Aus dieser Gruppe von Beschäftigten entwickelte sich schließlich gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Angestelltenschaft.

Das bäuerliche Unterfutter der ArbeiterInnenschaft in Österreich

In der historischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der ArbeiterInnenschaft und mit der ArbeiterInnenbewegung stand lange Zeit das Interesse am Industrieproletariat in den großen Städten im Vordergrund. Regionalen Phänomenen aus der „Provinz“ wurde dabei hingegen wenig Aufmerksamkeit geschenkt (Ardelt 1992). Jedoch gerade in Österreich liegen die Wurzeln der ArbeiterInnenschaft zu einem nicht unbedeutenden Teil in den ländlichen, bäuerlichen Milieus. Wie bereits skizziert, rekrutierten sich die Arbeitskräfte in den Anfängen der Industrialisierung vor allem aus den ländlichen Unterschichten. Gesellschaftliche Umbrüche und technologische Fortschritte führten immer wieder dazu, dass große Teile der ländlichen Bevölkerung als Arbeitskräfte freigesetzt wurden. Ein Teil zog auf der Suche nach Arbeit in die Städte, ein nicht unwesentlicher Teil blieb aber als PendlerInnen in den dörflichen Strukturen verhaftet und hatte oft noch eine kleine Landwirtschaft zur Selbstversorgung neben einer Tätigkeit in den Fabriken. Ihre Lebensführung unterschied sich kaum von den kleinbäuerlichen Familien (Gutschner 1998, 18). Die Lebensbedingungen für ArbeiterInnen waren auf dem Land gemeinhin etwas besser als in den Städten, die Abhängigkeit vom Arbeitgeber aber oft größer (Zang 1992, 51).

Die ländlichen Arbeiter stellten ein industrielles Arbeitskräftereservoir dar, das in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs genutzt wurde und in Zeiten der Rezession wieder in die Dörfer zurückkehrte. Auch viele ArbeiterInnen aus dem ländlichen Raum sahen die Fabrik nur als Zwischenlösung, bis sie einen Arbeitsplatz in der Landwirtschaft oder einem handwerklichen Gewerbe finden konnten (Ehmer und Meißl 1984, 43). ArbeiterInnen waren in den bäuerlichen Milieus der kleinen Gemeinden oft sozial isoliert und in der Defensive, eine Ausnahme bildeten Ortschaften, in denen sich aufgrund von lokal ansässigen Fabriken eine größere Zahl von ArbeiterInnen niedergelassen hatte. Diese Verachtung der ArbeiterInnenschaft durch die bäuerliche Bevölkerung ist noch weit bis in das 20. Jahr-

hundert zu spüren. So berichtet eine Tabakarbeiterin aus Oberösterreich, die in der Zwischenkriegszeit aufgewachsen ist, von der schlechten Behandlung durch die Bauernschaft im Herkunftsort (Altreiter, Kannonier-Finster, und Ziegler 2012).

5.3 Vom Goldenen Zeitalter zur Rückkehr der Verwundbarkeit

In Österreich war man nach Kriegsende, wie anderswo in Europa, zunächst mit der Bewältigung der verheerenden Folgen des Zweiten Weltkrieges beschäftigt. Bereits in den 1950er Jahren begann die österreichische Wirtschaft, auch dank der Unterstützung durch die Alliierten, im Vergleich zu anderen europäischen Staaten jedoch wieder kräftig zu wachsen. So hatte sich die industrielle Produktion, die auch von den Entwicklungen während des Nationalsozialismus profitiert hatte, 1959 im Vergleich zu den Vorkriegsjahren verdoppelt, in der Schwerindustrie und in der chemischen Industrie betrug die Produktion das Drei- bis Vierfache (Sandgruber 1995, 471ff.; S. Beller 2007, 246ff.). Dieses österreichische „Wirtschaftswunder“ kann als Teil der kollektiven Narration der Nachkriegsbewältigung gesehen werden, verbunden mit einem inszenierten gemeinsamen Neubeginn, der, wie Roman Sandgruber schreibt, „alles Vorausgegangene vergessen und den so überraschend kräftigen und schnellen Wirtschaftsaufschwung als Resultat eines sehr tiefgehenden Bruchs mit vorangegangenen Bedingungen sehen wollte“ (ebd. 1995, 439).

Die wirtschaftliche Entwicklung Österreichs wird vom Konzept der sozialen Marktwirtschaft und der Sozialpartnerschaft geleitet, die eine enge Zusammenarbeit von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden vorsieht. Eine besondere Rolle kommt in diesem Zusammenhang auch der verstaatlichten Industrie zu, über die wesentliche wirtschaftliche und arbeitsmarktpolitische Impulse gesetzt werden konnten. Im Vordergrund stand die Ausweitung wirtschaftlichen Wachstums und der Produktion, um die Bedürfnisse der Bevölkerung, nach einer langen Zeit des Mangels und der Entbehrungen – erst 1953 konnten beispielweise die Lebensmittelkarten abgeschafft werden –, befriedigen zu können. In den 1960er Jahren begann sich schließlich die Nachfrage nach luxuriöseren Konsumgütern wie Haushaltsgeräten, Automobilen, Radios und Fernsehgeräten auszuweiten (Sandgruber 1995, 475). In dieser Phase konnten auch wichtige sozial- und arbeitsrechtliche Verbesserungen für die Beschäftigten erzielt werden: 1955 wurde das Allgemeine Sozialversicherungsgesetz beschlossen, 1959 die 45-Stunden-Woche eingeführt und fünf Jahre später eine Verlängerung des Mindesturlaubs auf drei Wochen erzielt (S. Beller 2007, 252).

Gleichzeitig vollzog sich in den Nachkriegsjahren auch ein Wandel von einer Agrar- hin zu einer Industriegesellschaft, die mit einer Veränderung der Beschäftigungsstruktur einherging. Während die Beschäftigtenzahlen in der Sachgütererzeugung zwischen 1951 und 1971 von 26,9 Prozent auf 32,9 Prozent stiegen, halbierte sich die Anzahl der in der Landwirtschaft tätigen Personen von 32,9 Prozent auf nur mehr 14,5 Prozent (Haller 2008, 271). Der technische Fortschritt in der Landwirtschaft

reduzierte die Anzahl an notwendigen Arbeitskräften erheblich, für Knechte und Mägde gab es keinen Bedarf mehr, und auch die Bauertöchter und -söhne begannen sich in den größeren Städten nach Verdienstmöglichkeiten umzusehen. Viele unter ihnen hielten im Nebenerwerb an der Landwirtschaft fest, bestritten den Lebensunterhalt jedoch größtenteils mit dem Einkommen aus außerhäuslicher Tätigkeit. Für viele dieser „Arbeiterbauern“ (Ehmer und König 1996) bedeutete das ein ständiges Wechseln zwischen widersprüchlichen Welten. Während der Woche Fabrikarbeiter, und an den Abenden und Wochenenden warteten Verpflichtungen auf dem Hof.

Goldene Jahre und eine verspätete Krise

Nach konjunkturellen Schwankungen setzte Ende der 1960er bzw. Anfang der 1970er Jahre ein Konjunkturaufschwung ein, der zunächst auch nicht durch den Erdölchock und die darauf weltweit einsetzende Wirtschaftskrise (1973/74) gebremst wurde. Die Industrie, die während der Strukturkrise in den 1960er Jahren ins Stocken geraten war, florierte auch dank wachsender ausländischer Investitionen (Butschek 2012, 335). Die österreichische Politik setzte auf eine Mischung aus Hartwährungspolitik, welche die Inflation niedrig hielt, sowie staatliche Investitionen und versuchte damit die Kapazitätsauslastungen in der Industrie hochzuhalten (Reiterer 1998, 205; Sandgruber 1995, 488ff.). Dieser Wirtschaftsboom schlug sich auch in einer niedrigen Arbeitslosenquote nieder, die 1973 mit 1,2 Prozent einen historischen Tiefstand erreichte. Vor dem Hintergrund kontinuierlicher Arbeitszeitverkürzungen in den 1970er Jahren (von 43 Wochenstunden 1970 auf 40 Wochenstunden 1975) entstand ein Bedarf an Arbeitskräften, der vom österreichischen Angebot nicht ausreichend gedeckt werden konnte und zunehmend durch ausländische Arbeitskräfte (sogenannte „Gastarbeiter“) befriedigt wurde (Butschek 2012, 340ff.). Bis in die 1980er Jahre funktionierte dieses Konzept, die Arbeitslosigkeit konnte auf einem niedrigen Niveau gehalten werden. Der Ausbau staatlicher Sicherungssysteme und die Ausweitung von Arbeitnehmerschutzgesetzen ermöglichten breiten Bevölkerungsschichten, von einer allgemeinen Wohlfahrtssteigerung zu profitieren (Komlosy 2015, 173ff.).

Das sogenannte „Goldene Zeitalter“ (Hobsbawm 1997) stellt eine einzigartige Phase des Wirtschafts- und Wohlstandswachstums in Europa dar. Das Ende dieser Phase, dass in vielen Ländern mit der Ölpreiskrise 1973/74 eingeleitet wurde, kam mit einiger Verzögerung auch in Österreich an. In den 1980er Jahren setzen eine wachsende Arbeitslosigkeit, eine steigende Staatsverschuldung und eine Krise der verstaatlichten Industrie dieser Phase des „Austro-Keynesianismus“ (Sandgruber 1995, 491) ein Ende. Spätestens seit den 1990er Jahren – und mit dem Bruch der Kreisky-Ära – beginnen sich auch in Österreich jene Entwicklungen abzuzeichnen, die in anderen westlichen Industrieländern schon seit den 1970er Jahren im Gange waren. Ein neues Verständnis von Staatlichkeit und Wirtschaftspolitik bekam unter dem Aufwand neoliberaler Wirtschaftskonzepte Aufwind. Der Staat sollte als Mediator auftreten und sich aus wirtschaftlichen Belangen weitgehend raushalten. Im neoliberalen Mainstream gilt dieser als Inbegriff von Ineffizienz, die staatlichen Betriebe als Belastung

für den Staatshaushalt. Vor diesem Hintergrund (auch beschleunigt durch die Beitrittsverhandlungen mit der Europäischen Union) begann auch in Österreich eine Phase der Liberalisierung öffentlicher Dienste und die Privatisierung zahlreicher öffentlicher Beteiligungen und Betriebe (Schneider und Bartel 1990).

Wandel in Richtung Dienstleistungsgesellschaft

Mit dem Ende des Goldenen Zeitalters wird auch ein sektoraler Wandel der Wirtschaftsstruktur deutlich. Der sekundäre Sektor verliert gegen Ende der 1970er Jahre an Bedeutung, während der tertiäre Sektor überdurchschnittlich wächst. Diese Verschiebung zwischen Industrie und Dienstleistungssektor wird in der Literatur mit einem post-industriellen Wandel in Verbindung gebracht, der langfristig zur Etablierung einer Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft führt (vgl. u.a. Bell 1976). Als Motor dieser Entwicklung werden Veränderungen in der betrieblichen Arbeitsorganisation, aber auch die Ausweitung von Informations- und Kommunikationstechnologien ebenso wie ein Wandel im Konsum- und Freizeitverhalten angeführt. Auch wenn der sekundäre Sektor nach wie vor eine wichtige wirtschaftliche Funktion erfüllt, ist der Anteil des verarbeitenden Gewerbes an der Bruttowertschöpfung, aber auch die Anzahl der in diesem Bereich Beschäftigten in den EU-Ländern in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zurückgegangen (Tabelle 1).

Tabelle 1: Sektorale Verteilung der Erwerbstätigen nach Ländern von 1960 bis 2005 in Prozent

	Land- und Forstwirtschaft		Industrie und Gewerbe		Dienstleistungen	
	1960	2005	1960	2005	1960	2005
Österreich	23	5	41	28	36	67
Skandinavien	22	3	37	23	41	74
Großbritannien	4	1	44	22	52	77
Frankreich	20	4	37	23	43	74
Deutschland	13	2	48	30	39	68
Italien	28	4	39	31	33	65
USA	4	3	34	20	59	79

Quelle: Adaptierte Darstellung nach (Haller 2008, 275).

Es gibt jedoch erhebliche Unterschiede im Ausmaß der Radikalität und Geschwindigkeit dieses Umbruchs. Während in Ländern wie Großbritannien unter Margaret Thatcher gezielt auf den Ausbau des Dienstleistungsbereiches (insbesondere auf die Finanzwirtschaft) gesetzt und ganze Industrie-Regionen stillgelegt wurden, ist in Ländern wie Österreich oder Deutschland die Schrumpfung der Industrie weniger stark vonstattengegangen. So waren 2005 in Großbritannien nur mehr 22 Prozent der Erwerbstätigen in Industrie und Gewerbe beschäftigt, im Vergleich zu Österreich oder Deutschland, wo dieser Wert bei 28 bzw. 30 Prozent lag. Während heute in Großbritannien der Anteil der Industrie an der Wertschöpfung nur mehr bei knapp 10 Prozent liegt, verzeichnen wir in Österreich wieder einen höheren Wert als noch 1995, knapp 20 Prozent (Ecker und Weyerstraß 2016). Eine große Heterogenität gibt es auch bei der Anzahl der Beschäftigten. In den EU-Ländern arbeiten zwischen zwei Drittel und vier Fünftel der Beschäftigten im Dienstleistungsbereich (Mau und Verwiebe 2010, 152). Während in Ländern wie Dänemark, Großbritannien, Schweden oder Belgien bereits

mehr als drei Viertel der Beschäftigten im Dienstleistungsbereich tätig sind, liegt der Anteil in den osteuropäischen Ländern deutlich darunter (z.B. Rumänien, Polen), in den kontinentaleuropäischen Ländern wie Deutschland und Österreich befindet er sich im Mittelfeld. In Österreich waren 2015 knapp 70 Prozent der Erwerbstätigen im Dienstleistungsbereich beschäftigt, ein gutes Viertel in Industrie und Gewerbe und knapp fünf Prozent in der Land- und Forstwirtschaft (Statistik Austria 2016a).

Rückkehr der Verwundbarkeit

Die Triade aus stabilen Beschäftigungsverhältnissen, sozialer Absicherung und sozialpartnerschaftlichen Arrangements mit einer relativ starken Position der Gewerkschaften, die für die Blütezeit des Fordismus in den Nachkriegsjahren prägend war, wurde durch Umwälzungen in der Arbeitswelt brüchig und ist spätestens seit dem Ende des Realsozialismus 1989 in die Defensive geraten (Komlosy 2015, 175). Der post-fordistische Strukturwandel der Arbeitswelt führt zu einer erneuten Verschärfung sozialer Ungleichheiten (Reinprecht 2008). Anfang der 1980er Jahre steigt die Arbeitslosenquote in Österreich sprunghaft innerhalb von wenigen Jahren auf über fünf Prozent an. Trotz eines leichten Rückgangs um die Jahrtausendwende hat sich dieser Trend nicht umgekehrt, die Arbeitslosigkeit befindet sich heute mit einer Arbeitslosenquote von 9,1 Prozent (2016) auf einem historischen Höchststand.²¹ Gleichzeitig weiten sich prekäre Beschäftigungsformen aus, die nur ein geringes Ausmaß an finanzieller und sozialer Absicherung bieten. Der österreichische Niedriglohnsektor ist in den letzten fünfzehn Jahren deutlich gewachsen, inzwischen arbeitet mehr als jeder Achte für einen Bruttostundenlohn unterhalb der Niedriglohngrenze (Fritsch, Teitzer, und Verwiebe 2014). Darüber hinaus nimmt das Ungleichgewicht in der Verteilung von Einkommen und Vermögen in der Bevölkerung zu. In Österreich etwa besitzen fünf Prozent der reichsten Haushalte gut 45 Prozent des gesamten österreichischen Brutto-Privatvermögens, während sich die ärmsten 50 Prozent der Haushalte vier Prozent davon teilen.²²

Diese Entwicklungen können in unterschiedlichen Industriestaaten beobachtet werden und lassen Robert Castel von einer „Wiederkehr der massenhaften Verwundbarkeit“ (Castel 2008, 357) sprechen. Es wächst die Kluft zwischen jenen, die unter diesen Bedingungen noch gesellschaftlichen Anschluss finden können und jenen, die in einer kontinuierlichen Schwebelage um einen Statuserhalt kämpfen bzw. bereits den Anschluss verloren haben. Dazwischen gibt es eine größer werdende „Zone der Verwundbarkeit“ (ebd. 360), in der sich Beschäftigungsverhältnisse bündeln, die keine dauerhafte Existenzsicherung ermöglichen und daher die Betroffenen ständig „verwundbar“ machen. Klaus Dörre spricht in diesem Zusammenhang von einem Übergang von einer „fordistisch pazifizierten zu einer stärker polarisierten Klassengesellschaft“ (Dörre 2011, 115), in welcher der Staat durch

²¹ Nationale Definition auf der Grundlage von Daten des Arbeitsmarktservice Österreich.

²² AK Aktuell. Nr. 10/2012; http://media.arbeiterkammer.at/PDF/AK_Aktuell_10_2012.pdf - 10.2.2014.

das Einschränken von Sozialleistungen (passend dazu die Metapher des „Gürtels“, der enger geschnallt werden muss) ebenso wie durch Aktivierungsmaßnahmen für freigesetzte Arbeitskräfte wesentlich zur Aufrechterhaltung und Verschärfung dieser Herrschaftsverhältnisse beiträgt.

Segmentierung der Beschäftigten

Der Übergang vom fordistischen in ein post-fordistisches Zeitalter lässt auch die Differenzen und Hierarchien innerhalb der Beschäftigten, aber auch innerhalb der ArbeiterInnenschaft selbst wieder deutlicher hervortreten. Die an- und ungelerten Arbeiter und Arbeiterinnen, die in Zeiten von Wirtschaftswachstum ebenfalls am allgemeinen Wohlstandszugewinn teilhaben konnten, geraten zunehmend in Bedrängnis. Gerade ihre Arbeitsplätze sind es, die durch Umstrukturierungen usw. bedroht sind. Aber auch die relativ privilegierten FacharbeiterInnen scheinen in jüngster Zeit zunehmend unter Druck zu geraten. Stéphane Beaud und Michael Piloux (2004) skizzieren in einer großangelegten Studie in den Peugeot-Werken von Sochaux—Montbéliard (Frankreich) wie betriebliche Umstrukturierungen ab den 1980er Jahren dazu führten, dass die Facharbeiterschaft ausgedünnt und ihre Rechte und Privilegien beschnitten wurden. Ihr geschützter Status innerhalb der Fabrik galt nicht mehr länger. Sie konnten zwar nicht entlassen werden, wurden aber im Betrieb an andere Arbeitsplätze versetzt und mussten zum Teil bei den Angelernten und am Band aushelfen. Die Prekarisierung ihrer Arbeitsverhältnisse, die Unsicherheit und die Veränderungen führten auch bei den FacharbeiterInnen zu einer Angst, die bisher eher bei den Angelernten verbreitet war (Beaud und Piloux 2004, 108).

Ähnliche Phänomene wurden auch in einer Studie von Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler (2012) über TabakarbeiterInnen deutlich. Mit der Privatisierung des vormals staatlichen Betriebs Austria Tabak etablierten sich auch andere Führungs- und Personalmanagementstrukturen, welche die vormals privilegierte Stellung der Mechaniker in der Produktion zu untergraben begannen. In zunehmenden Ausmaße mussten die vormaligen „Lords“ und „Doktoren mit den braunen Kittel“ (Altreiter, Kannonier-Finster, und Ziegler 2012, 83) der Fabrik ebenfalls als Maschinenbediener einspringen, wurden nach Bedarf an unterschiedlichen Arbeitsplätzen eingesetzt, neu aufgenommene Kollegen lagen im Verdienst deutlich unter den älteren Mechanikern (ebd. 2012, 191).

Die Angelernten befinden sich im Vergleich dazu in einer noch schwierigeren Lage, wie Beaud und Piloux beschreiben. Die Betriebsleitung der Peugeot-Werke setzte ab den 1980er Jahren junge Leiharbeiter ein, um vor allem die ältere, angelernte Belegschaft unter Druck zu setzen.

„Diese jungen Leute waren 'flexibel', froh, eine Arbeit zu haben, bereit, sich dem Unternehmen 'hinzugeben', und obendrein hatten sie ein gewisses Bildungsniveau, konnten sich ausdrücken und lernten schnell. Durch die Einstellung von Abiturienten meist mit einem schlechten Abiturzeugnis, die sich nicht auf ein Studium einlassen mochten und deshalb froh waren, eine Fabrikkarriere einschlagen zu können, hoffte die Betriebsleitung, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, nämlich die soziale Spannung außerhalb der Fabrik zu lockern und gleichzeitig die

große Masse der schon in die Jahre gekommenen Angelernten auf Trab zu bringen“ (Beaud und Pialoux 2004, 58).

Diese Erfahrungen wirkten sich auf die Selbstwahrnehmung der Arbeiter und ihre Zukunftserwartungen aus. Dem Selbstbewusstsein, das aus einem kollektiven Zusammenhalt auch von Angelernten und Facharbeitern entwachsen war, weicht ein Gefühl von Unsicherheit und Entwertung, und Angst, ein „Auslaufmodell“ zu sein, dass in die Zeiten der Modernisierung nicht mehr hineinpasst.

Die Entwicklung, die Beaud und Pialoux für Frankreich beschreiben, lässt sich sicherlich nicht ohne weiteres auf andere Länder übertragen. In Deutschland und Österreich hat die Facharbeit mit der Institutionalisierung durch die duale Berufsausbildung nach wie vor einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert. Gleichzeitig machen sich auch hier Segmentierungs- und Entwertungstendenzen breit (Groh-Samberg 2014). Während ein Teil der qualifizierten FacharbeiterInnen sich gut auf organisatorische wie technologische Veränderungen und Restrukturierungen einstellen kann, sehen sich andere mit einer steigenden Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen durch Leiharbeit, Arbeitsdruck und niedrige Löhne konfrontiert. Diese Polarisierung erhöht den Druck und die Konkurrenz zueinander: Junge gegen Alte, Stammebelegschaft gegen LeiharbeiterInnen, hochqualifizierte FacharbeiterInnen gegen Angelernte.

5.4 Arbeitsrechtliche Verortung von ArbeiterInnen

Die österreichische Rechtsordnung definiert zwar Angestellte, Arbeiter und Arbeiterinnen, jedoch nicht explizit. Sie gelten im österreichischen Recht als „Restgröße“ (Drs 1999, 46), ArbeiterInnen sind demnach all diejenigen, die keine Angestellten sind. Erste rechtliche Begriffsbestimmungen der Angestellten finden sich im Pensionsversicherungsgesetz von 1906 und wurden schließlich mit dem Angestelltengesetz von 1921 in einer Weise gefasst, die auch heute noch weitgehend Gültigkeit hat. Und zwar umfasst es Personen, die *kaufmännische Dienste, höhere nicht kaufmännische Dienste* oder *Kanzleiarbeit* verrichten. In der heute geltenden Fassung wurde der Ausübungsort von den „Geschäftsbetrieben eines Kaufmannes“ (AngG §1) auf weitere Dienstgeber ausgeweitet.²³ Zu den kaufmännischen Tätigkeiten gehören im weitesten Sinne der Ein- und Verkauf und damit verbundene Dienste. Ausdrücklich festgehalten ist im AngG jedoch auch, dass nicht alle Arbeiten im kaufmännischen Bereich auch als solche einzustufen sind. Untergeordnete Tätigkeiten wie die Regalbetreuung sind daher im Gegensatz etwa zu KassiererInnen, VerkäuferInnen keine Angestelltenberufe. Am schwierigsten abzugrenzen sind die höheren nicht kaufmännischen Tätigkeiten, die ein größeres Ausmaß an Selbstständigkeit, Eigenverantwortlichkeit und Denkfähigkeit und damit auch eine be-

²³ Genannt werden unter anderem Kredit- und Versicherungsanstalten, Sparkassen, im Verlagswesen, bei Ärzten, Zahntechnikern, in Tabaktrafiken oder Rechtskanzleien.

stimmte formale Ausbildung notwendig machen, wie zum Beispiel bei ÄrztInnen oder IngenieurInnen. Als Kanzleiarbeiten gelten Schreib- wie Bürotätigkeiten sowie damit verbundene Arbeiten (Drs 1999; Brodil, Risak, und Wolf 2016; Leitner 2011).

Bei den Arbeitern und Arbeiterinnen sind die entsprechenden gesetzlichen Regelungen auf verschiedene Gesetzestexte verstreut. Zentral ist neben dem Allgemein Bürgerlichen Gesetzbuch (ABGB) die Gewerbeordnung. Mit ihr wurde 1859 die Gewerbefreiheit in der österreichisch-ungarischen Monarchie eingeführt, sie regelte nicht nur Einteilung und Ausübung eines Gewerbes, sondern bestimmte auch das Verhältnis der Unternehmen zu den Nachbarn, der Kundschaft ebenso wie zu den Gehilfen bzw. „Hilfsarbeitern“ und Lehrlingen (Plöschl 2010, 65). Obwohl die GewO 1859 bereits Elemente eines ArbeitnehmerInnenschutzes enthielt, spiegelte sich darin auch das damals vorherrschende patriarchale Verhältnis zwischen Beschäftigten und Arbeitgebern. Für Lehrlinge übernimmt der Gewerbetreibende beispielsweise die Funktion der Familie, mit einem Recht auf „Zucht“ bei gleichzeitiger Verantwortung für die „Obsorge“ (GewO 1859, §94), und für die Erziehung des Lehrlings zur „Arbeitsamkeit“ und „guten Sitten“ (§95). Trotz mehrfacher Novellierungen und einiger grundlegender Änderungen mit der Einführung der GewO 1994 haben bestimmte Teile des Gesetzes aus 1859 bis heute Gültigkeit. Das betrifft vor allem die Entlohnung und Kündigung sowie die Auflösung des Arbeitsverhältnisses. Im Gesetzestext finden sich Formulierungen, die uns heute wohl befremdlich erscheinen werden.²⁴

„Die Hilfsarbeiter sind verpflichtet dem Gewerbsinhaber Treue, Folgsamkeit und Achtung zu erweisen, sich anständig zu betragen, die bedungene oder ortsübliche Arbeitszeit einzuhalten, die ihnen anvertrauten gewerblichen Verrichtungen nach besten Kräften zu besorgen, über die Betriebsverhältnisse Verschwiegenheit zu beobachten, sich gegen die übrigen Hilfsarbeiter und Hausgenossen verträglich zu benehmen und die Lehrlinge, sowie die unter der Aufsicht der Hilfsarbeiter arbeitenden Kinder gut zu behandeln“ (GewO 1859, §76).

Ähnlich antiquiert Anmutendes finden wir bei den Gründen für die sofortige Entlassung von „Hilfsarbeitern“, wie beispielweise wenn jemand „der Trunksucht verfällt, und wiederholt fruchtlos verwahrt wurde“ (§82 lit. c), wenn jemand andere „zum Ungehorsam, gegen den Gewerbsinhaber, zu unordentlichem Lebenswandel oder zu unsittlichen oder gesetzeswidrigen Handlungen zu verleiten sucht“ (§82 lit. f), oder mit einer „abschreckenden Krankheit behaftet ist“ (§83 lit. h).

In der Praxis ist diese Einteilung in ArbeiterInnen und Angestellte keinesfalls eindeutig und ist immer wieder Gegenstand gerichtlicher Auseinandersetzungen. Unter der sozial- und arbeitsrechtlichen Kategorie der Arbeiter und Arbeiterinnen versammeln sich beispielsweise sehr unterschiedliche Be-

²⁴ Folgende Paragraphen zum „gewerblichen Hilfspersonal“ der GewO 1859 sind heute noch in Kraft: §§ 72, 73, 76-78e, 82-84, 88, 90-92 (Plöschl 2010, 71).

rufe wie Maschinenbedienerinnen, Schlosser, LKW-Fahrerinnen ebenso wie Reinigungskräfte, Kellner oder auch bestimmte Beschäftigte in Wettbüros.²⁵ In der Rechtsprechung und in der arbeitsrechtlichen Literatur lassen sich zwei Argumentationslinien für die Differenzierung dieser zwei Beschäftigungsgruppen festmachen. Zum einen wird die Trennung der beiden Gruppen mit unterschiedlichen Funktionen ihrer Tätigkeit, aber auch den unterschiedlichen Aufgaben begründet. ArbeiterInnen würden eher manuelle Tätigkeiten, Angestellte hingegen überwiegend geistige Tätigkeiten verrichten (Drs 1999, 40). Zum anderen wird argumentiert, dass die besondere Stellung der Angestellten auf der „Delegation von Unternehmensfunktionen“ (Drs 1999, 48) beruhe. In der Praxis und in der Literatur herrscht jedoch in vielen Fällen keine Einigkeit darüber, wie eine bestimmte Tätigkeiten nun tatsächlich einzuordnen ist. Monica Drs hat sich unterschiedlichste Rechtsprechungen des Obersten Gerichtshofs dazu angesehen und kam zu dem Schluss, dass zwar Argumentationslinien entwickelt wurden, diese aber nicht konsistent angewendet werden (ebd., 42).

Eine Unterscheidung mit Folgen

Bei der Unterscheidung zwischen ArbeiterInnen und Angestellten geht es aber nicht nur um eine Wortklauberei. Diese Kategorisierung übersetzt sich unmittelbar in arbeits- und sozialrechtliche Rechte und Privilegien. Zwar wurden diese Differenzen in den letzten Jahrzehnten zunehmend ausgeglichen, eine vollständige Gleichstellung gibt es jedoch nicht. Unterschiede gibt es nach wie vor bei Entlassungen (Kündigungsfristen), bei den Gründen für eine Vertragsauflösung oder für die Entgeltfortzahlung im Krankheitsfall. Diese basieren zum einen auf gesetzlichen Regelungen, die unterschiedliches vorsehen. Während beispielsweise die Gewerbeordnung lediglich eine 14-tägige Kündigungsfrist sowohl für DienstgeberInnen als auch ArbeitnehmerInnen vorsieht (GewO 1859, § 77), gibt es im Angestelltengesetz nach Dauer des Dienstverhältnisses gestaffelte Kündigungsfristen zwischen sechs Wochen und fünf Monaten (AngG §20).

Zum anderen hat es damit zu tun, dass ArbeiterInnen und Angestellte unterschiedlichen Kollektivverträgen unterliegen, die ebenfalls Rahmenbedingungen für die Ausgestaltung dieser Aspekte setzen können. So sind die Kündigungsfristen in der Bekleidungsindustrie für Angestellte laut AngG, während für ArbeiterInnen bei Kündigung durch den Dienstgeber selbst nach 25-jähriger Betriebszugehörigkeit nur eine sechswöchige Kündigungsfrist gilt.²⁶ Einige Kollektivverträge sehen für Angestellte sogenannte „Biennalsprünge“, also eine automatische Gehaltsvorrückung in jedem zweiten oder dritten Jahr, während es bei ArbeiterInnen selten eine zeitlich geregelte Gehaltsvorrückung gibt (Leitner 2011, 84).

²⁵ Vgl. dazu eine beispielhafte Auflistung der WKO (https://www.wko.at/Content.Node/Service/Arbeitsrecht-und-Sozialrecht/Arbeitsrecht/Beschaefigungsformen/Arbeiter_und_Angestellte.html - 14.4.2016)

²⁶ Vgl. Rahmenkollektivvertrag der Bekleidungsindustrie für Arbeiter (in der Fassung von 1.7.2016) bzw. Angestellte (in der Fassung von 1.7.2015).

Klassifizierungen jenseits realer Verhältnisse?

Seit der in diesem Kapitel eingangs skizzierten Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftssystems hat sich vieles verändert. Es drängt sich die Frage auf, ob vor dem Hintergrund grundlegender Veränderungen der Berufsstrukturen und der (betrieblichen) Arbeitsteilung die Einteilung von Beschäftigten in „ArbeiterInnen“ und „Angestellte“ heute noch eine legitime Grundlage hat. Die besondere Vertrauensposition und Vertretungsfunktion für Unternehmen dürfte heute bei einem großen Teil der Angestellten nicht mehr gegeben sein. Gleichzeitig gibt es viele Angestellentätigkeiten, die eher den Charakter von Routinearbeiten haben, als dass sie besonderer geistiger Anstrengung bedürften. Andererseits haben sich viele der Arbeitertätigkeiten derart gewandelt, dass ihre Ausübung in umfassendem Ausmaß Eigenständigkeit und Denkfähigkeit verlangt. Während die Tätigkeit von WerkmeisterInnen nach geltendem Recht zwar als höhere Tätigkeit eingestuft wird, werden die Arbeiten einer Mechanikerin oder eines Uhrmachers nicht den höheren Diensten zugeordnet (Drs 1999, 45). Drs kommt in ihrer Arbeit zu dem Schluss, dass die unterschiedlichen Regelungen und damit verbundene Benachteiligungen bzw. Vergünstigungen für ArbeiterInnen und Angestellte sachlich nicht gerechtfertigt sind und durchaus auch dem verfassungsrechtlichen Gleichheitsgrundsatz widersprechen.

Mit „Aktion Fairness“ startete der Österreichische Gewerkschaftsbund 1995 eine Kampagne für die rechtliche Gleichstellung von Arbeiterinnen und Angestellten. Die Forderungen des ÖGB flossen in das Arbeitsrechts-Änderungs-Gesetz 2000 ein, und es konnten auch einige Besserstellungen erreicht werden, wie die Angleichung der Entgeltfortzahlungsrufen bei Arbeitsverhinderung, schlussendlich blieb die Unterscheidung zwischen ArbeiterInnen und Angestellten in ihren Grundfesten jedoch unberührt.²⁷ Eine von der Öffentlichkeit eher unbemerkte Anpassung fand 2004 bzw. 2005 auf sektoraler Ebene statt, als sich Sozialpartner der Elektro- und Elektronikindustrie und später der eisen- und metallherstellenden- und verarbeitenden Industrie auf die Vereinheitlichung des Entlohnungssystems aller ArbeitnehmerInnen verständigten.²⁸ Alle Beschäftigtengruppen werden nun je nach Tätigkeit elf unterschiedlichen Beschäftigungsgruppen zugeordnet, innerhalb welcher es fünf Vorrückungsmöglichkeiten gibt.²⁹

5.5 Arbeiter und Arbeiterinnen – eine statistisch relevante Größe

Die sozialrechtliche und arbeitsvertraglich festgelegte berufliche Stellung bildet auch die Grundlage für die statistische Erfassung der Erwerbstätigen in Österreich. In den vergangenen Jahren hat, so

²⁷ Vgl. Leitner 2011, 98 sowie Hruška-Frank in Arbeit & Wirtschaft Nr.2/2015 (http://www.arbeit-wirtschaft.at/servlet/ContentServer?pagename=X03/Page/Index&n=X03_0.a&cid=1426089890977 – 29.3.2017)

²⁸ Die Regelung umfasst die Fachverbände Bergwerke, eisenerzeugende Industrie, Fahrzeugindustrie, Maschinen- und Metallwarenindustrie, NE-Metallindustrie und die Gießereien.

²⁹ http://www.metalltechnischeindustrie.at/fileadmin/_migrated/content_uploads/folder_ees_01.pdf – 19.3.2017

scheint es, der Bildungshintergrund der beruflichen Stellung als Differenzkategorie zunehmend den Rang abgelaufen. Auf der Basis der verfügbaren statistischen Daten werden nachstehend einige zentrale sozio-demographische Charakteristika dieser Gruppe beschrieben und Einblicke in die ökonomische und kulturelle Kapitalausstattung gegeben.

Um die arbeitsrechtliche Kategorie der ArbeiterInnen in ihrer Quantität abschätzen zu können, lohnt ein Blick auf die Arbeitsmarktstatistik. Trotz einer vielerorts vermuteten Bedeutungslosigkeit zeigt sich, dass es sich hier mit einer Million Beschäftigten keinesfalls um ein Minderheitenprogramm handelt. Die Zahl der ArbeiterInnen ist seit Mitte der 1990er Jahre relativ stabil und schwankt laut Daten des Hauptverbandes der österreichischen Sozialversicherungsträger zwischen 1,2 und knapp 1,4 Millionen Beschäftigten (Grillitsch 2016).³⁰ Ihr Anteil an den Beschäftigten insgesamt ist jedoch seit Jahrzehnten rückläufig, er liegt aktuell bei 26,3 Prozent der Erwerbstätigen bzw. bei 30,2 Prozent an den unselbstständig Beschäftigten (Statistik Austria 2016a). In der jüngeren Generation finden wir eine ähnliche Repräsentation: in der Gruppe der 20- bis 34-Jährigen stellen die Arbeiter und Arbeiterinnen 27,5 Prozent der Erwerbstätigen bzw. 29,1 Prozent der Unselbständigen (siehe Tabelle 4). Die ArbeiterInnen sind mehrheitlich in der Industrie beschäftigt, ein nicht unerheblicher Teil kann jedoch dem Dienstleistungssektor zugeordnet werden. Wobei wir hier abhängig vom Geschlecht eine unterschiedliche Verteilung beobachten können. Während Männer überwiegend in Industrie und Gewerbe beschäftigt sind, sind knapp drei Viertel der Arbeiterinnen im Dienstleistungsbereich tätig (Tabelle 2). Unter den jungen ArbeiterInnen ist das Verhältnis ähnlich, wobei hier ein deutlich höherer Anteil (gut 27 Prozent) in der Industrie und im Gewerbe beschäftigt ist (Statistik Austria, Mikrozensus 2014).

Tabelle 2: ArbeiterInnen nach Wirtschaftsbereich und Geschlecht

Wirtschaftsbereiche ÖNACE	ArbeiterInnen			
	Gesamt in 1.000	in %	Männer in %	Frauen in %
Land- und Forstwirtschaft	17,0	1,6	1,6	1,5
Industrie und Gewerbe	563,9	51,7	64,8	24,0
Dienstleistungen	509,1	46,7	33,6	74,6
Insgesamt	1.090,0	100,0	100,0	100,0

Quelle: STATISTIK AUSTRIA, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2015, Jahresdurchschnitt über alle Wochen (eigene Darstellung).

Die ArbeiterInnenschaft ist in Österreich stark männlich dominiert. Die Männer stellen mit rund 68 Prozent mehr als doppelt so viele Beschäftigte wie Frauen, deren Anteil bei rund 32 Prozent liegt. Im Vergleich dazu tritt die Geschlechterschere unter den jungen ArbeiterInnen noch deutlicher hervor: unter den 20- bis 34-Jährigen sind knapp drei Viertel Männer (72,8 Prozent, 2014). Im Vergleich zu

³⁰ In der Statistik des Hauptverbandes der Sozialversicherungsträger Österreich gelten alle Personen mit aufrechem Dienstverhältnis als Beschäftigte. Zusätzlich erfasst werden ebenso freie DienstnehmerInnen, Kinderbetreuungs-geldbezieherInnen sowie Präsenz- und Zivildienstleistende mit aufrechem Beschäftigungsverhältnis. Da Beschäftigungsverhältnisse gezählt werden, werden Personen mit zwei Anstellungsverhältnissen doppelt gezählt (Grillitsch 2016).

anderen beruflichen Gruppen ist der Anteil von Personen mit Migrationshintergrund unter den Arbeitern und Arbeiterinnen höher. Ein Drittel der Arbeiterschaft, das gilt sowohl insgesamt als auch für die jüngere Altersgruppe, verfügen über einen Migrationshintergrund, während es bei den Angestellten und öffentlich Bediensteten rund 16 Prozent sind (Statistik Austria 2016).³¹

Bildungshintergrund und berufliche Stellung

Der überwiegende Teil der ArbeiterInnen verfügt über einen Lehrabschluss als höchste abgeschlossene Bildung. Betrachten wir den Bildungshintergrund jedoch nach beruflicher Stellung, zeigt sich, dass unter denjenigen, die Hilfstätigkeiten verrichten, sowohl insgesamt als auch in der jüngeren Altersgruppe, der Pflichtschulabschluss überwiegt. Deutlich zu erkennen ist, dass sich der Anteil der Personen mit maximal Pflichtschulabschluss in der jüngeren Generation deutlich reduziert hat. Gleichzeitig ist jedoch auch erkennbar, dass sich unter den Hilfstätigkeiten im stärkeren Ausmaß auch AbsolventInnen von höheren Schulen, aber auch von Universitäten und Fachhochschulen befinden (Tabelle 3).³²

Tabelle 3: Berufliche Stellung nach höchstem Bildungsabschluss und Alter

	Anzahl	in Prozent	... in Hilfstätigkeit	... in angelernter Tätigkeit	Fach- und VorarbeiterInnen, MeisterInnen
ArbeiterInnen Gesamt					
Pflichtschule	226.176	22,1	47,5	26,7	4,1
Lehre	628.844	61,3	30,6	53,4	85,3
Berufsbildende mittlere Schule	75.784	7,4	8,5	8,7	5,6
Allgemeinbildende höhere Schule	36.090	3,5	5,3	4,6	1,5
Berufsbildende höhere Schule*	40.405	4,0	4,9	4,5	3,0
Universität, Fachhochschule	1.8134	1,8	3,1	2,2	0,6
Gesamt	1.025.433	100,0	100,0	100,0	100,0
20 – 34 Jahre					
Pflichtschule	49.886	14,4	36,4	20,5	2,9
Lehre	228.880	66,1	30,0	54,4	86,1
Berufsbildende mittlere Schule	24.370	7,0	9,0	8,3	5,5
Allgemeinbildende höhere Schule	15.919	4,6	9,3	7,4	1,1
Berufsbildende höhere Schule*	19.057	5,5	9,5	6,1	3,7
Universität, Fachhochschule	8.277	2,4	5,7	3,3	0,6
Gesamt	346.389	100,0	100,0	100,0	100,0

* inkl. BHS-Abiturentenlehrgang, Kolleg

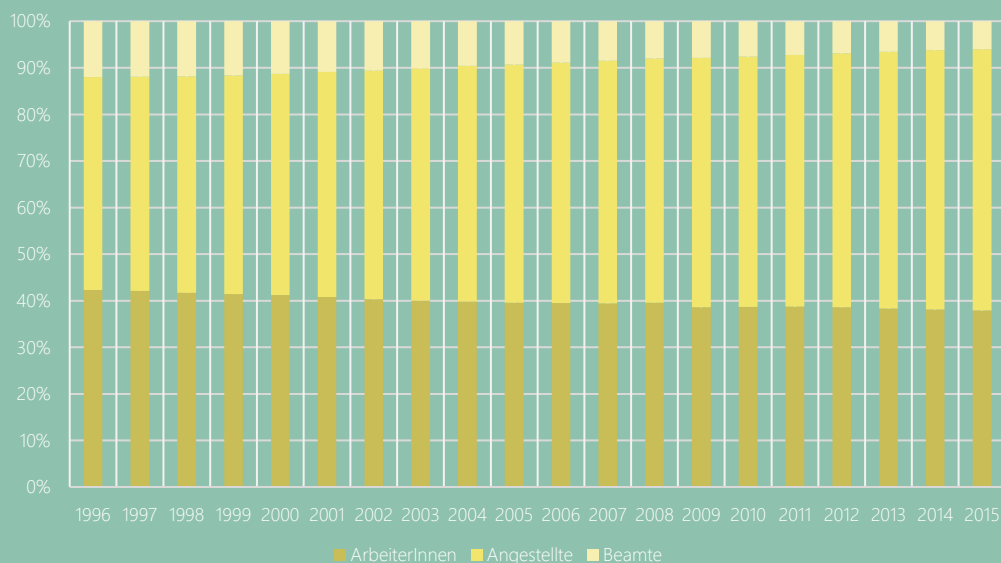
Quelle: STATISTIK AUSTRIA, Mikrozensus Arbeitskräfteerhebung 2015, Eigene Berechnungen.

Mehr als die Hälfte der ArbeiterInnen, und zwar gut 60 Prozent, sind HilfsarbeiterInnen oder üben angelernte Tätigkeiten aus. Unter den jungen ArbeiterInnen verrichten 17 Prozent Hilfstätigkeiten, 33 Prozent befinden sich in angelernten Tätigkeiten, und 50 Prozent sind Facharbeiter, Vorarbeiter oder Meister (Statistik Austria, Mikrozensus 2015). Wobei wir auch hier wieder erhebliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern finden. Frauen finden wir vor allem in den Hilfs- und angelernten Tätigkeiten. Hingegen stellen sie nur 15 Prozent Fach- und Vorarbeiterinnen bzw. Meisterinnen.

³¹ Wobei der niedrige Wert vor allem auf die niedrigen Werte bei den Vertragsbediensteten und BeamtenInnen entsteht; bei den Angestellten liegt er etwas höher.

³² Keine Aussage kann hier darüber gemacht werden, ob es sich bei diesen Tätigkeiten um Übergangs- oder Zwischenlösungen handelt, oder es tatsächlich zu einer Verhaftung in dieser beruflichen Stellung kommt.

Abbildung 3: Entwicklung der Unselbständigen nach beruflicher Stellung



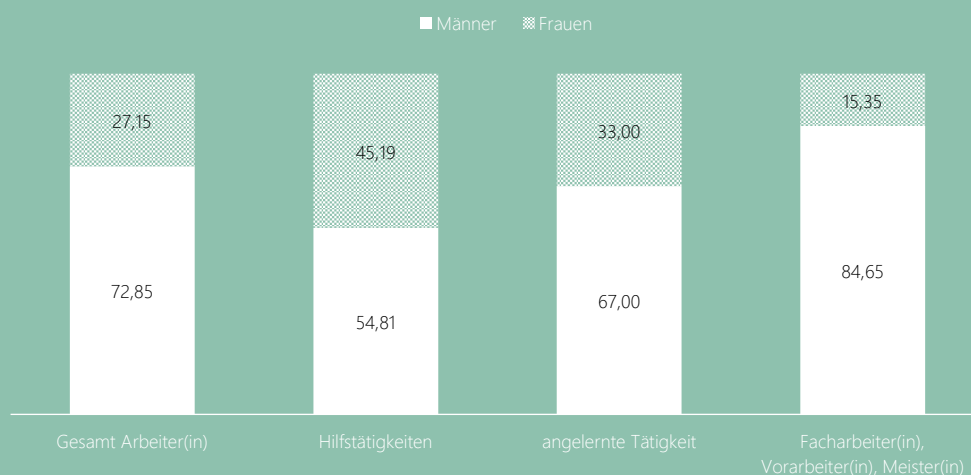
Quelle: Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung 2016

Tabelle 4: Erwerbstätige (ILO) nach beruflicher Stellung und Geschlecht

	Insgesamt		Männer		Frauen	
	in 1.000	in %	in 1.000	in %	in 1.000	in %
ArbeiterInnen	1.090,0	26,3	741,9	68,1	348,0	31,9
Angestellte	2.065,6	49,8	901,7	43,7	1.163,9	56,3
Beamte und Beamtinnen	201,8	4,9	118,2	58,6	83,6	41,4
Vertragsbedienstete	217,6	5,2	81,5	37,4	136,1	62,6
Freie DienstnehmerInnen	34,3	0,8	14,7	42,9	19,6	57,1
GewerbeinhaberInnen ohne ArbeitnehmerInnen	144,7	3,5	90,5	62,5	54,2	37,5
GewerbeinhaberInnen mit ArbeitnehmerInnen	139,4	3,4	107,2	76,9	32,2	23,1
Freie Berufe	67,1	1,6	37,4	55,8	29,7	44,2
Neue Selbstständige	18,5	0,4	9,7	52,5	8,8	47,5
Selbstständige in Land- und Forstwirtschaft	102,7	2,5	58,4	56,9	44,3	43,1
Mithelfende Angehörige	66,8	1,6	33,0	49,4	33,8	50,6
Gesamt	4.148,4	100,0	2.194,2		1.954,2	

Quelle: STATISTIK AUSTRIA, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2015, Jahresdurchschnitt über alle Wochen. - Bevölkerung in Privathaushalten ohne Präsenz- und Zivildiene (eigene Darstellung)

Abbildung 4: Stellung der ArbeiterInnen zwischen 20 – 34 Jahren im Beruf nach Geschlecht in Prozent



Quelle: STATISTIK AUSTRIA, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2014

Einkommen

Dass die Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Beschäftigtengruppen keineswegs belanglos ist, zeigt der Blick auf die unterschiedliche Einkommensentwicklung der unselbstständig Beschäftigten. Wie der Einkommensbericht des österreichischen Rechnungshofes (2016) zeigt, hatten ArbeiterInnen zwischen 1998 und 2015 einen Reallohnverlust von rund 13 Prozent zu verzeichnen. Die Einkommenszuwächse lagen in dieser Zeitperiode nur fünfmal über der Inflation (ebd., 32). Die Einkommen der ArbeiterInnen insgesamt liegen deutlich unter jenen der Angestellten, Vertragsbediensteten und BeamtenInnen. Das mittlere Jahresbruttoeinkommen der vollzeitbeschäftigten ArbeiterInnen liegt bei 30.000 Euro, bei den Angestellten liegt dieser Wert bei gut 39.000 Euro, bei Vertragsbediensteten bei 38.000 Euro und bei den BeamtenInnen bei rund 56.000 Euro (Tabelle 5). Gleichzeitig sind die Unterschiede innerhalb der ArbeiterInnenschaft weniger stark ausgeprägt als in anderen Beschäftigungsverhältnissen.

Tabelle 5: Bruttojahreseinkommen der unselbstständig Beschäftigten (Vollzeit, 2015)

	Anzahl der Personen	verdienen weniger als ... Euro		
		25%	50%	75%
ArbeiterInnen	1.120.800	20.384	29.826	38.325
HilfsarbeiterInnen	176.000	9.164	20.268	28.192
Angelernte	418.300	21.171	29.331	36.842
FacharbeiterInnen	482.300	24.395	32.710	40.605
VorarbeiterInnen/MeisterInnen	44.300	31.765	39.533	49.467
Angestellte	1.164.900	24.937	39.441	59.036
Vertragsbedienstete	236.800	29.807	37.872	50.179
BeamtenInnen	166.700	45.960	55.981	67.315
Gesamt	2.689.200	23.751	35.049	49.660

Quelle: Darstellung entnommen von (Statistik Austria 2016c)

Zwischen Männern und Frauen gibt es, wenig überraschend, erhebliche Einkommensunterschiede. Bei ganzjähriger Vollzeitbeschäftigung liegt das mittlere Bruttojahreseinkommen bei Arbeiterinnen bei 23.778 Euro, während es bei den Männern bei 33.843 Euro liegt. Im Vergleich dazu haben weibliche Angestellte 38.378 Euro Bruttojahreseinkommen, Männer 54.643 Euro (Rechnungshof 2016, 6). Auffallend ist auch der Vergleich über Altersgruppen hinweg. Während in der Altersgruppe der 20- bis 29-Jährigen die Bruttojahreseinkommen bei ganzjähriger Vollzeitbeschäftigung von ArbeiterInnen und Angestellten noch weniger stark abweichen, geht diese Schere mit zunehmendem Alter auseinander. Während sich bei den ArbeiterInnen – auch aufgrund der fehlenden automatischen Gehaltsvorrückungen – die Einkommen mit steigendem Alter kaum erhöhen (von 15.133 Euro im Alter von 20 bis 29 Jahren auf 23.302 in der Altersgruppe 50 bis 59 Jahren), steigen die Bruttojahreseinkommen der Angestellten von 20.797 auf 40.838 Euro (Rechnungshof 2016, 62). Das Einkommen hängt natürlich auch stark von den jeweiligen Branchen ab. So liegen die durchschnittlichen Löhne im produzierenden Bereich (NACE B-F) deutlich über den anderen Sektoren. Das Bruttojahreseinkommen der ArbeiterInnen im Bereich der Herstellung von Waren (C) beträgt 30.391 Euro, während

es im Handel bzw. in der Instandhaltung und Reparatur von KFZ (G) nur bei rund 20.000 Euro liegt (Statistik Austria 2016c).

5.6 Arbeitswelten

Aktuelle Forschungen zu den Arbeits- und Lebenswirklichkeiten von Arbeiter und Arbeiterinnen sind in Österreich, aber auch in Deutschland, spärlich gesät. Insbesondere wenn es um Haltungen und Orientierungen, Denk- und Wahrnehmungsweise im Kontext von Erwerbsarbeit geht, die auch Thema der vorliegenden Studie sind. Es gibt aber vereinzelt Studien, die uns Eindrücke über die habituelle und klassenspezifische Verfasstheit dieser sozialen Gruppen geben können.³³ Nicht alle Studien operieren mit einem Vokabular, das eine entsprechende Anbindung an Bourdieu erlaubt. Möglich ist das beispielweise bei der großangelegten Milieustudie von Michael Vester et al (2001), die Ende der 1990er Jahre in Deutschland durchgeführt wurde, ebenso wie bei den darauf aufbauenden Folgestudien, unter anderem über Junge Arbeitnehmer-Milieus (Teiwes-Kügler 2009), die sich explizit am theoretischen Rahmen von Bourdieu orientiert. Hier einzuordnen ist auch eine Studie von Dieter Karrer über die Lebensführung und den Habitus von ArbeiterInnen und Angestellten in der Schweiz, die ebenfalls in diesem Zeitraum durchgeführt wurde (Karrer 1998). Andererseits gibt es auch Studien wie jene von Birgit Geissler (1984) oder aktueller von Sonja Weber-Menges (2004) über die Arbeits- und Lebensbedingungen von ArbeiterInnen und Angestellten, die nicht explizit mit einem Habitus-Konzept arbeiten, aber bestimmte arbeitsbezogene Orientierungen- und Haltungen (wie beispielsweise einen bestimmten Arbeitsethos) beschreiben, die wir ebenfalls als Ausdruck von habituellen Zügen interpretieren können.

Es liegt nahe auf innere Differenzierungen der ArbeiterInnenschaft zu achten, die sich auf der Grundlage der unterschiedlichen Ausstattung mit kulturellem und ökonomischen Kapital ergibt. Der offensichtlichste Ausdruck dieser inneren Segmentierung ist die Unterscheidung von an- und ungelerten ArbeiterInnen zu den FacharbeiterInnen (inklusive VorarbeiterInnen und MeisterInnen). Zum anderen zeigen sich Unterschiede zwischen der älteren und jüngeren Generation von ArbeiterInnen, denen aufgrund der begrenzten Datenlage hier aber nur in Ansätzen nachgegangen werden kann. Dafür beziehe ich mich in erster Linie auf die systematische Aufarbeitung der dazu vorhandenen Literatur, die Dennis Eversberg (2011) geleistet hat.

³³ In der internationalen Forschung gibt es natürlich eine Fülle an Studien über die ArbeiterInnenklasse, auch über die jüngere Generation von Arbeiter und Arbeiterinnen. In der nachstehenden Übersicht wird bewusst auf den deutschsprachigen Raum fokussiert, da gerade im Hinblick auf den Habitus spezifisch lokale Ausprägungen wirksam werden, die sich nicht unmittelbar auf andere geographische Räume übertragen lassen. Für die ArbeiterInnenklasse in Großbritannien oder auch Frankreich sind demnach vor dem Hintergrund ihrer konkreten Entstehungsbedingungen und der gegenwärtigen Lebensbedingungen andere Charakteristika bestimmend, als das für ArbeiterInnen hierzulande gilt. Es soll damit nicht unterstellt werden, dass es in der Entwicklung der Klasse auch zwischen Österreich und Deutschland Unterschiede gibt. Es werden jedoch bestimmte Kontexte geteilt, die zumindest in Ansätzen einen Rückschluss von deutschen auf österreichische Verhältnisse erlauben.

An- und ungelernte ArbeiterInnen

Die Gruppe der un- und angelernten Arbeiter und Arbeiterinnen ist – darauf verweist auch Weber-Menges – sicherlich heterogen, die Angehörigen teilen jedoch aufgrund ihrer Position in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ein größeres Risiko sozialer Ausgrenzung. Vielfach werden Tätigkeiten verrichtet, für die eben gerade keine speziellen Qualifikationen notwendig sind, was die Angelernten und HilfsarbeiterInnen in der Regel schneller ersetzbar macht. Das Wissen um die eigene Austauschbarkeit und die damit verbundene Unsicherheit machen Arbeitsplatzsicherheit zu einem zentralen Anliegen und lässt andere Ansprüche in den Hintergrund treten (Geissler 1984, 62; Karrer 1998). In dieser Gruppe finden wir nicht nur – wie man vielleicht erwarten würde – Geringqualifizierte. Weber-Menges spricht deshalb auch von einem „Sammelbecken“ (2004, 375), in dem sich BerufsabsteigerInnen ebenso finden, wie SchulabbrecherInnen oder Personen mit anderen Lehrabschlüssen. Die Umstände, welche die Menschen in eine angelernte Tätigkeit führen, sind vielfältig (geringer Verdienst, Familiengründung, Betriebsschließungen usw.), und keineswegs immer freiwillig.

Es ist diese Gruppe von ArbeiterInnen, die in der Studie von Karrer ihr Leben als besonders stark fremdbestimmt wahrgenommen haben (Karrer 1998, 82). Man reagiert auf äußere Veränderungen, im Betrieb ebenso wie im sozialen Umfeld, und versucht so gut es geht sich an die Verhältnisse anzupassen und mitzuhalten. Im Vordergrund steht die Aufrechterhaltung der Arbeitsfähigkeit, die stark an körperliche Kräfte gebunden ist. Die Fallgeschichten erinnern sehr stark an Bourdieu's Charakterisierung der Arbeiterklasse in den *Feinen Unterschieden*. Man orientiert sich an dem was funktional und praktisch ist und macht aus den Erfahrungen von Mangel eine Tugend. Man wünscht sich deshalb auch kein großes Auto (einen Mercedes), sondern gibt sich zufrieden mit einem „Opel“, weil ein Auto in erster Linie „einfach fahren“ muss (Karrer 1998, 109).

Während die Befragten geringqualifizierten Arbeiter und Arbeiterinnen in der Studie von Karrer in schwierigen Verhältnissen leben, aber durch einigermaßen stabile Beschäftigungsverhältnisse gut in die Gesellschaft integriert sind, gibt es darunter noch eine Gruppe der „Unterprivilegierten“ (Vester u. a. 2001, 522). Vester et al. sprechen von einem „traditionslose Arbeitnehmermilieu“ (ebd.), in welchem die Prekarisierung der Lebensverhältnisse am deutlichsten zu Tage tritt. Die instabilen Verhältnisse lassen eine Lebensplanung entstehen, die stärker auf das Hier-und-jetzt fokussiert ist. Man versucht sich an Gelegenheiten anzupassen und sie dort zu ergreifen, wo sie sich anbieten. Während ein Teil darum bemüht ist über Selbstdisziplinierung, aber auch mit Unterstützung staatlicher Hilfe, an die Mitte der Gesellschaft Anschluss zu finden, verlagern Andere, im Wissen um die begrenzten Chancen ihre Erwartungen realisieren zu können, ihrer Bemühungen auf Lebensbereiche, die außerhalb der Erwerbsarbeit angesiedelt sind. Ein großer Teil hat jedoch resigniert, sie glauben den Versprechungen es schaffen zu können nicht, fühlen sich gleichzeitig aber auch entmutigt andere Wege beschreiten zu können.

Exkurs Leiharbeit

Ein Blick lohnt hier auch auf die in den vergangenen Jahren wachsende Leiharbeit. Von Leiharbeit sind zwar sehr unterschiedliche Beschäftigtengruppen betroffen, es zeigt sich jedoch, dass gerade Arbeiter und ArbeiterInnen – sie stellten 2015 gut zwei Drittel der Leiharbeitskräfte – und Personen mit niedrigen Bildungsabschlüssen überrepräsentiert sind (ebd.). Unter den ArbeiterInnen selbst sind wiederum vor allem die ArbeiterInnen in Hilfstätigkeiten bzw. die Angelernten betroffen: sie stellen knapp dreiviertel der über eine Leiharbeitsfirma angestellten ArbeiterInnen. Bis zur Wirtschafts- und Finanzkrise 2008 ist sie in Österreich kontinuierlich gestiegen. Nach einem Einbruch der Zahlen, weil in vielen Betrieben die Krise mit einer Entlassung der Leiharbeitskräfte bewältigt wurde, hat sich die Anzahl der Leih- und Zeitarbeitskräfte zuletzt wieder stabilisiert, sie lag 2015 bei rund 77.000 Personen (Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2015). Die Leiharbeit ist zu einem überwiegenden Teil auf den Bereich der Industrie konzentriert. 42 Prozent der LeiharbeiterInnen entfallen auf die Industrie, gefolgt von knapp 30 Prozent im Gewerbe und Handwerk. In den anderen Branchen hat Leiharbeit nur eine geringe Bedeutung, die höchsten Werte erzielt hier noch der Handel mit 8 Prozent. Sieht man sich die Leiharbeit nach Altersgruppen an, fällt auf, dass in der Gruppe der 15 bis 34-Jährigen, der Anteil an LeiharbeiterInnen im Vergleich etwas höher liegt. Er beträgt hier 2,9 Prozent im Vergleich zu 2,2 Prozent. Zahlenmäßig die meisten Leiharbeitskräfte gibt es in der Altersgruppe 25 bis 34 (Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2014).

Unterschiedliche Studien machen deutlich, dass die Arbeitsplatzunsicherheit unter den Leiharbeitskräften einen hohen Anpassungsdruck erzeugt. Prekäre Berufsbiographien und Erfahrungen von Arbeitslosigkeit tragen zu einer hohen Leistungsbereitschaft bei, um sich damit für eine Übernahme in die Stammbeschaft zu empfehlen, seien die Chancen auch noch so gering. Die LeiharbeiterInnen sind Ausgeschlossene, die gleichzeitig mit dem Versprechen auf Integration – und damit ein unbefristetes Arbeitsverhältnis – bei der Stange gehalten werden (Beaud und Pialoux 2004; Eversberg 2011; Kraemer und Speidel 2004). Die Segmentierung der Belegschaft in Leih- und Stammbeschäftigten führt, auch das ist in der Literatur mehrfach beschrieben worden, unter anderem zu einer Entsolidarisierung und Spaltung der Belegschaft. Auch die Gewerkschaften finden sich hier oft in einer gespaltenen Position (Papouschek und Krenn 2016).

FacharbeiterInnen

Unter den FacharbeiterInnen finden wir Personen mit einer abgeschlossenen Berufsausbildung. Rund 85 Prozent der Fach- und VorarbeiterInnen bzw. MeisterInnen in Österreich verfügen über einen Lehrabschluss, ein kleinerer Teil hat auch eine berufsbildende Mittlere Schule (6 Prozent) oder eine berufsbildende höhere Schule (3 Prozent) absolviert (Tabelle 3). Vester et al unterscheiden in ihrer Studie drei große Gruppen in der Traditionslinie der Facharbeit (Vester u. a. 2001, 511): das

traditionelle ArbeiterInnenmilieu, sowie ein leistungsorientiertes und ein modernes ArbeitnehmersInnen-Milieu.³⁴ Das traditionelle ArbeiterInnenmilieu umfasst in Deutschland, so die AutorInnen, nur mehr einen kleinen Teil der Bevölkerung und kennzeichnet sich vor allem durch eine Bescheidenheit aus, die sich historisch aus einem Mangel am Notwendigen entwickelt hat.³⁵ Daraus entspringt eine Sicherheitsorientierung, die sich in der Arbeit, aber auch im Zusammenleben oder der Altersvorsorge ausdrückt. Zusammenhalt in der Gemeinschaft werden ebenso wie Ehrlichkeit und Offenheit honoriert, Bestrebungen sich abzugrenzen oder sich von der Gruppe zu distanzieren werden nicht gerne gesehen (Vester u. a. 2001, 513f.). Im leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieu herrscht ein hohes Arbeitsethos, das auf individueller Leistung und einer meritokratischen Logik beruht. Anerkennung und Prestige verdient, wer fleißig ist und hart arbeitet. Die Angehörigen dieses Milieus verfügen über eine gute Ausbildung, wir finden hier FacharbeiterInnen, MeisterInnen und TechnikerInnen, aber auch einige kaufmännische Angestellte und Beschäftigte im Bank- und Versicherungswesen. Die Identifikation mit der Arbeit und das berufliche Engagement sind hoch. Darüber hinaus finden wir hier eine latente Aufstiegsorientierung, die auf einem selbstbewussten Umgang mit den eigenen Fähigkeiten beruht. Folgen wir Karrer und Weber-Menges, gründet dieses Selbstbewusstsein bei den FacharbeiterInnen insbesondere auf einem Stolz auf handwerkliches Geschick und technische Fähigkeiten, die mit einer Abgrenzung gegenüber Bürotätigkeiten verbunden sein können (Karrer 1998, 134; Weber-Menges 2004, 380).³⁶ Gleichzeitig werden hier in verstärktem Ausmaß auch Ansprüche an die Ausgestaltung der Tätigkeit gestellt, sie soll herausfordernd sein und Selbstbestätigung bringen. Am Arbeitsplatz will man gute Arbeit leisten, fordert gleichzeitig aber auch ein gewisses Maß an Selbstständigkeit und Handlungsspielraum ein (Geissler 1984).

In einer aktuelleren Studie über junge Arbeitnehmersmilieus von Teiwes-Kügler (2009) weisen die untersuchten jungen (männlichen) Facharbeiter ebenfalls Merkmale des leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieus auf.³⁷ Wobei in der Studie zwei Typen herausgearbeitet wurden: eine Gruppe mit geringen Bildungsabschlüssen (überwiegend Hauptschulabschluss) aus ländlichen Regionen, die näher am traditionellen Arbeitermilieu sind. Und zum anderen ein „moderner“ Typus, mit Realschulabschlüssen (einige verfügen über ein Fachabitur), aus städtischen Regionen. Beide verbindet ein Leistungsethos, der aus der handwerklichen und fachlichen Qualifikation geschöpft wird und woraus auch Ansprüche formuliert werden. Man ist stolz auf die eigene Arbeit und auf das, was man mit den Händen schafft. Damit verbunden ist auch eine Bereitschaft zur Weiterbildung und eine tendenzielle Aufstiegsorientierung, die jedoch innerhalb des fachlichen Bereichs bleibt, wie zum Beispiel der Auf-

³⁴ In diesem Milieu werden von Vester et al. sowohl ArbeiterInnen als auch Angestellte zusammengefasst.

³⁵ Diese Züge ordnet Karrer den an- und ungelerten ArbeiterInnen zu (siehe oben).

³⁶ Wobei es hier insbesondere bei den Meistern und Meisterinnen zu einer stärkeren Vermischung von körperlichen und geistigen Tätigkeiten kommt.

³⁷ Die Beschreibung basiert auf zwei unterschiedliche Erhebungen im Jahr 2005 und 2009 unter 20 bis 36-jährigen männlichen Facharbeitern mit einer Mechaniker- und Schlosserausbildung (Teiwes-Kügler 2009, 92).

stieg in eine Meisterposition (vgl. dazu auch Eversberg 2011, 142). Während beim traditionellen Typus noch eine starke Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit zu finden ist, die mit einer Abgrenzung zu den Angestellten einhergeht, fällt diese beim modernen Typus weniger scharf aus. Beide Gruppen zeigen ein hohes Engagement im Betrieb, sie wollen Arbeitsprozesse aktiv mitgestalten, fühlen sich im Betrieb aber oft in ihrer Arbeit und ihrer Expertise wenig wertgeschätzt (Teiwes-Kügler 2009, 98ff.). Die handwerkliche Orientierung und ein hoher Berufsethos der Facharbeiter finden wir auch in den Portraits einer Studie von Caroline Bühler über die Berufsorientierung junger Erwachsener (2005). Spürbar wird hier aber auch eine Skepsis mit der die jungen Erwachsenen in die Zukunft blicken. Erfahrungen von Umstrukturierungen, Arbeitsplatzwechsel usw. werfen einen dunklen Schatten der Verunsicherung voraus (ebd., 126f).

6 Methodische Überlegungen

Die Studie basiert auf einem Verständnis von sozialer Klasse, das über eine formale Bestimmung von Kapitalausstattungen und Konfigurationen hinausgeht. Soziale Klasse wird letztendlich in den alltäglichen Praktiken und Interaktionen hergestellt und zeigt sich in den klassenspezifischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen. Verantwortlich dafür ist der Habitus, der bestimmte (klassenspezifische) Formen sozialer Praxis hervorbringt. Es gilt also, die klassen- und milieuspezifischen Strukturen zu entdecken, die dem Denken, Handeln und der Wahrnehmung von Individuen zugrunde liegen, gleichzeitig aber auch einen Blick für die Rahmenbedingungen und Spannungsverhältnisse zu haben, unter denen bestimmte Dispositionen zum Ausdruck kommen können. Um diesen Wirkungsmechanismen auf die Spur zu kommen, ist ein methodisches Verfahren notwendig, welches es erlaubt, die latenten Sinnstrukturen freizulegen, welche Deutungen und Handlungen der Individuen hervorbringen.

Die entsprechenden methodischen Werkzeuge bieten interpretative (Rosenthal 2008) bzw. rekonstruktive (Bohnsack 2014) Zugänge der qualitativen Sozialforschung. Sie stellen einen methodologischen Rahmen bereit, um Prozesse der „Bedeutungsgenerierung“ (Lueger 2010, 18) zu erkunden und damit „jene Regeln zu untersuchen, die in diesem Bedeutungskontext die Handlungen der involvierten Personen *strukturieren*“ (ebd. 2010, 18, Hv.i.O). Auf der Grundlage der Analyse von Einzelfällen können wir nicht nur einen umfassenden Einblick in bisher unbekannte oder wenig erforschte Phänomene und Lebenswelten bekommen, sondern insbesondere die Komplexität von sozialen Phänomenen in ihrer Ausgestaltung und Wirkung begreifbar machen. Wie Rosenthal schreibt, leitet die qualitative Forschung eine „Logik des Entdeckens“ (Rosenthal 2008, 13), welche eine gewisse Offenheit im Forschungsprozess voraussetzt. Diese Offenheit zielt darauf ab, herauszufinden, wie die Individuen selbst ihre Welt deuten, ihr Sinn verleihen und durch ihr Handeln herstellen. Mit Hilfe eines

rekonstruktiven Verfahrens kann im Detail analysiert werden, wie sich habituelle (klassenspezifische) Dispositionen in Wechselwirkung mit objektiven Strukturen und Verhältnissen und im Kontext spezifischer Lebensumstände in der Lebensgestaltung der jungen ArbeiterInnen ausdrücken.

6.1 Feldzugang und Fallauswahl

Die Untersuchungsgruppe umfasst Beschäftigte, die auf der Grundlage ihres Arbeitsvertrages als Arbeiter oder Arbeiterinnen beschäftigt und zwischen 20 und 34 Jahre alt sind. Die Altersgrenzen wurden auf der Grundlage von zwei Überlegungen gewählt. Erstens war das Anliegen der Arbeit, die junge Generation von ArbeiterInnen zu untersuchen, die ihre Erfahrung in der Arbeitswelt nach den sozialen und wirtschaftlichen Umbrüchen der späten 1970er Jahre gemacht hat. Zweitens war im Hinblick auf die Forschungsfragen ein gewisses Mindestalter erforderlich, bei dem davon ausgegangen werden kann, dass bereits unterschiedliche Erfahrungen mit und in der Arbeitswelt gesammelt wurden. Die Altersgrenze wurde schließlich auch mit Rückgriff auf eine Studie der Statistik Austria über den Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt gewählt (Statistik Austria 2010).

Aufgrund der spezifischen Struktur des Untersuchungsfeldes und damit verbundenen Schwierigkeiten, Personen für Gespräche zu finden, standen in der vorliegenden Studie die Fallauswahl und der Feldzugang in engem Wechselverhältnis. Während einer ersten explorativen Erhebungsphase zu Beginn der Studie wurde schnell deutlich, dass sich der Zugang zur Untersuchungsgruppe keineswegs einfach gestaltet. Die in Studien durchaus verbreitete Strategie, über den persönlichen Familien- oder Bekanntenkreis einen Zugang zu erlangen, stellte sich im Hinblick auf Arbeiter und Arbeiterinnen als nur wenig ergiebig heraus. Im Gegensatz zu klassisch industrie-soziologischen Betriebsstudien wurde zu Beginn bewusst ein offener Zugang gewählt und eine Festlegung auf bestimmte Branchen oder einen Betrieb vermieden – mit entsprechenden Konsequenzen für die Rekrutierungsmöglichkeiten. Wo waren junge Arbeiter und Arbeiterinnen anzutreffen, wenn nicht im Betrieb? Der eher experimentelle Versuch, über einen Fragebogen Personen auf der Straße zu rekrutieren, musste nach einigen Durchläufen ohne Erfolg beendet werden. In den Fällen, wo es gelang, Kontakt aufzunehmen, konnte den Arbeitern und Arbeiterinnen keine Bereitschaft für ein Interview abgerungen werden. In den Parks und bei Bushaltestellen zeigten sich in erster Linie obdachlose Personen als äußerst kontaktfreudig. Aber auch dort, wo Zugänge zustande kamen, war es nicht möglich, Arbeiter und Arbeiterinnen für ein Interview zu gewinnen. Als Beispiel sei nur ein Versuch in der Bauwirtschaft kurz geschildert. Über die Initiative des Koordinators eines großen Bauvorhabens konnte das Forschungsanliegen den BauleiterInnen unterschiedlicher Unternehmen vorgestellt werden, mit der Bitte, die Anfrage an ihre Beschäftigten weiterzuleiten. Während der Koordinator zuversichtlich war, dass sich

unter den Hunderten Beschäftigten jemand finden würde, kamen jedoch kein Kontakt und keine Gespräche zustande. Ein Bauleiter erklärte in einer Nachricht, *„es tut mir leid, aber von unseren Arbeitern möchte sich niemand interviewen lassen.“*

Der Feldzugang verrät uns bereits einiges über die Verfasstheit und Konfigurationen dieses Milieus. Er verweist zunächst darauf, dass die Orte, an denen die junge ArbeiterInnenschaft außerhalb von betrieblichen Kontexten zu finden ist, sehr vielfältig und im Gegensatz zu Zeiten der Blüte der Arbeiterkultur - mit ihren Bildungsvereinen und Gewerkschaftsbibliotheken, Arbeitergesangsvereinen und Sportgruppen, Kinder- und Jugendorganisationen - weniger deutlich an bestimmten Orten organisiert und damit anzutreffen ist (Schmidt 2015, 135ff., 144ff.). Die Schwierigkeiten im Feldzugang können darüber hinaus, ganz im Sinne von Bourdieu, als Ausdruck einer sozialen Distanz zwischen unterschiedlichen Positionen im sozialen Raum interpretiert werden (Bourdieu 1997) und machen andere Strategien für einen Zutritt in das Feld notwendig.

6.1.1 Türen öffnen

Die Motivationen, an einer Studie teilzunehmen, sind individuell sicherlich sehr unterschiedlich, ein wesentliches Moment ist jedoch das Vertrauen (Kannonier-Finster und Ziegler 1996, 36; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 62). In der sozialen Beziehung zwischen Teilnehmenden einer Studie und Forschenden spiegeln sich immer auch gesellschaftliche Machtverhältnisse. Das Machtgefälle zwischen Angehörigen unterschiedlicher sozialer Klassen – und die daraus resultierende soziale Distanz – kann sich im Feldzugang in einer Skepsis gegenüber wissenschaftlichen Begehrlichkeiten niederschlagen.

Die auch in der Literatur bekannte Schwierigkeit (Tourangeau u. a. 2014; Holtrup 2008, 68f.), gerade Angehörige unterer sozialer Klassen für wissenschaftliche Studien zu gewinnen, liegt mitunter darin, dass sich die zwischen den sozialen Gruppen vorhandenen Machtverhältnisse in eine Zugangsbarriere verwandeln, die von beiden Seiten errichtet wird. Sei es aufgrund einer Unerfahrenheit im Umgang damit und einer daraus resultierenden Unklarheit über den Ablauf von Interviews, die Verwendung von Daten, oder einfach das In-Frage-Stellen der „Sinnhaftigkeit“ solcher Vorhaben. Nicht unwesentlich könnte auch eine Skepsis gegenüber Angehörigen einer Bildungselite sein, die ausgestattet mit der Autorität von Bildungstiteln, bei aller Reflexion oft genug selbst durch ihr distinktiertes Verhalten – es genügt manchmal das falsche Wort am falschen Ort – Gefühle der Minderwertigkeit und Beschämung auslösen können.

Wenn es keine unmittelbaren Möglichkeiten gibt, mit Personen im Feld über einen direkten Kontakt eine Vertrauensbeziehung herzustellen, ist man auf Mittelspersonen angewiesen, die einem Türen zum Feld öffnen. Das insbesondere dann, wenn die soziale Distanz, die zwischen Forscherin und For-

schungsfeld überbrückt werden soll, sehr groß ist. Die Bedeutung von „Türöffnern“ wird in der Methodenliteratur insbesondere im Kontext schwer zugänglicher – sogenannter „hard-to-reach“ bzw. „hard-to-survey“ (Tourangeau u. a. 2014) – sozialer Gruppen thematisiert (beispielsweise Eliten, Subkulturen und sozial benachteiligte Gruppen). Mit dem Vertrauen, das die Mittelsperson im Feld genießt, so die Idee, kann die Forscherin mit einem Vertrauensvorschuss bedacht werden, der dabei helfen kann, Kontakte zustande kommen zu lassen. Die Mittelsperson könnte man in dieser Konstellation als „Bürgen“ betrachten. Die Aufgabe für eine Forscherin ist nun, diejenigen Personen im Feld zu identifizieren, die dieses Vertrauen genießen, denn es gibt auch „gatekeeper“, die zwar engen Kontakt zur Gruppe haben, aber nicht als vertrauenswürdig erachtet werden (vgl. dazu auch Emmel u. a. 2007). Das Nicht-Zustandekommen von Interviews in der Bauwirtschaft könnte beispielsweise als Folge „falscher“ Kontaktpersonen gesehen werden.

In der vorliegenden Studie waren es schließlich Betriebsräte und Betriebsrätinnen, die das Zustandekommen von Gesprächen ermöglichten. Aus diesem Grund erfolgte schließlich die Entscheidung, die Untersuchung auf Industriebetriebe zu fokussieren. Die Kontakte zu BetriebsrätInnen konnten vor allem durch die Unterstützung der Produktionsgewerkschaft PRO-GE etabliert werden sowie durch Netzwerke im persönlichen und beruflichen Umfeld.

6.1.2 Industriebetriebe als Forschungsfeld

Im alltäglichen Sprachgebrauch wird mit dem Begriff der „Industrie“ sehr Unterschiedliches gefasst, aber auch in politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Kontexten finden wir ein unterschiedliches Verständnis davon, was genau mit dem Begriff „Industrie“ zu verstehen ist. Dementsprechend heterogen fallen die Definitionsversuche aus (Baum 2014; Brunner, Archan, und Wallner 2006). Im österreichischen Recht finden wir in der Gewerbeordnung (GewO 1994, i.d.F.v. Fassung vom 13.08.2016) in §7 eine genaue Bestimmung, in welchen Fällen ein Gewerbe in Form eines Industriebetriebs ausgeübt wird.

„§ 7. (1) Ein Gewerbe wird in der Form eines Industriebetriebes ausgeübt, wenn für den Betrieb im wesentlichen nachfolgende Merkmale bestimmend sind:

1. *hoher Einsatz von Anlage- und Betriebskapital;*
2. *Verwendung andersartiger als der dem Handwerk und den gebundenen Gewerben gemäßen Maschinen und technischen Einrichtungen oder Verwendung einer Vielzahl von Maschinen und technischen Einrichtungen gleichen Verwendungszweckes;*
3. *Einsatz von Maschinen und technischen Einrichtungen überwiegend in räumlich oder organisatorisch zusammenhängenden Betriebsstätten;*
4. *serienmäßige Erzeugung, typisierte Verrichtungen;*
5. *weitgehende Arbeitsteilung im Rahmen eines vorbestimmten Arbeitsablaufes;*
6. *größere Zahl von ständig beschäftigten Arbeitnehmern und Überwiegen der nur mit bestimmten regelmäßig wiederkehrenden Teilverrichtungen beschäftigten Arbeitskräfte oder automatisierte Betriebsweise;*
7. *organisatorische Trennung in eine technische und eine kaufmännische Führung, wobei sich die Mitarbeit des Gewerbetreibenden im wesentlichen auf leitende Tätigkeiten beschränkt.*

(2) Die Merkmale nach Abs. 1 müssen nur insoweit vorliegen, als sie für die Gestaltung des Arbeitsablaufes bedeutsam sind; sie müssen auch nicht alle vorliegen, doch müssen sie gegenüber den für eine andere Betriebsform sprechenden Merkmalen überwiegen.

(3) Für die Ausübung in der Form eines Industriebetriebes sind Organisation und Einrichtung des Gesamtbetriebes maßgebend; es muß nicht jede Teilarbeit in der Form eines Industriebetriebes ausgeübt werden.

(4) Das Gewerbe muß nicht in jeder Betriebsstätte in der Form eines Industriebetriebes ausgeübt werden. Es muß sich aber um gewerbliche Tätigkeiten handeln, die mit dem industriellen Charakter des Gesamtbetriebes vereinbar sind“ (GewO 1994, i.d.F.v. Fassung vom 13.08.2016).

Die Österreichische Wirtschaftskammer (WKÖ) definiert den Industriebegriff auf der Grundlage der Zugehörigkeit zum Fachverband der Sparte Industrie (Wirtschaftskammersystematik), der aktuell sechzehn Fachverbände umfasst. Für eine internationale Vergleichbarkeit sind Bestimmungen zentral, die auf der NACE Klassifikation (europäische Systematik der Wirtschaftstätigkeiten, ÖNACE 2008) basieren, bei welcher jedoch – im Unterschied auch zu den Bestimmungen in der GewO – die Betriebsgröße und Anzahl der Beschäftigten keine Rolle spielen.³⁸ In einem engen Verständnis bezieht sich Industrie dann auf die *Herstellung von Waren* (bis 2008 Sachgütererzeugung, Abschnitt C). Der *produzierende Bereich* oder *sekundäre Sektor* hingegen ist etwas weiter gefasst und inkludiert neben der Herstellung von Waren (C) auch die Abschnitte Bergbau und Gewinnung von Steinen und Erden (B), die Energieversorgung (D), die Wasserversorgung und Abfallwirtschaft (E) und das Bauwesen (F) (Brunner, Archan, und Wallner 2006). Darüber hinaus gibt es noch ein erweitertes Industrienkonzept, das zusätzlich zum produzierenden Bereich auch produktionsnahe Dienstleistungen zum industriellen Sektor zählt - wie beispielsweise Arbeitskräfteüberlassung, Datenverarbeitung, Marketing und andere unternehmensbezogene Dienstleistungen.³⁹ Die vorliegende Studie beschränkt sich auf Industriebetriebe im Abschnitt C, also auf den traditionellen Bereich der Sachgütererzeugung.

Die Auswahl der Betriebe und Branchen für die vorliegende Studie folgte zum einen dem Anliegen, der Diversität des Feldes in gewissem Ausmaß Rechnung zu tragen, war zum anderen aber auch davon abhängig, an welchen Orten eine Zusammenarbeit möglich war und etabliert werden konnte. Sie umfasste insgesamt sieben Betriebe in den folgenden Branchen: Maschinenbau, Papierindustrie, Textilindustrie, Eisen- und Metallwarenindustrie, Fahrzeugindustrie sowie Chemische Industrie. In drei Fällen kamen trotz Kontakten zu den Betriebsräten keine Interviews zustande. Mit einer Beschäftigtenzahl zwischen 600 und 2.000 Beschäftigten können die Betriebe in der Studie als industrielle Großbetriebe gewertet werden.⁴⁰

³⁸ <http://ec.europa.eu/eurostat/de/web/nace-rev2> - 19.12.2016.

³⁹ Diese Konzepte wurde u.a. vom Industriewissenschaftlichen Institut (IWI) vorgelegt.

⁴⁰ Vgl. dazu die KMU Definition von Eurostat (<http://ec.europa.eu/eurostat/de/web/structural-business-statistics/structural-business-statistics/sme> - 19.12.2016).




6.1.3 Beschreibung der Fälle

Zwischen Dezember 2014 und Oktober 2016 wurden insgesamt 20 Interviews mit Arbeitern und Arbeiterinnen zwischen 20 und 34 Jahren aus unterschiedlichen Branchen und Bundesländern geführt (Tabelle 6). Alle Befragten verfügen über eine abgeschlossene Lehre. Elf Personen sind zum Zeitpunkt der Befragung als Facharbeiter bzw. Facharbeiterin beschäftigt, neun Personen verrichten an- bzw. ungelernete Tätigkeiten, und eine Person befindet sich in einer firmeninternen Umschulung (Tabelle 7). Beim Sampling wurde darauf geachtet, Männer und Frauen gleichermaßen für die Studie zu gewinnen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Frauen in der Industrie deutlich unterrepräsentiert sind. In der Sparte Industrie und Gewerbe sind es 86,8 Prozent Arbeiter im Vergleich zu 13,2 Prozent Arbeiterinnen (Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2014, eigene Berechnungen).⁴¹

Tabelle 6: Sample nach Branchen und Geschlecht

	BETRIEBE	MÄNNER	FRAUEN
Maschinenbau	1	3	-
Papierindustrie	1	4	-
Textilindustrie	1	1	1
Metallverarbeitende Industrie	1	1	1
Fahrzeugindustrie	2	4	2
Chemische Industrie	1	1	2
Gesamt	7	14	6

Tabelle 7: Sample nach Geschlecht und beruflicher Stellung

Facharbeiter und Facharbeiterinnen	
An- und ungelernete ArbeiterInnen	
Umschulung	

Im Kontext des vorliegenden Untersuchungsgegenstandes ist für die Beschreibung des Samples auch eine Einordnung der sozialen Herkunft der GesprächspartnerInnen von Bedeutung. Diese wird nachstehend nur kurz skizziert, im Ergebnisteil jedoch fallbezogen ausführlicher Thema sein.

Der überwiegende Teil der Eltern der InterviewpartnerInnen hat eine Lehre als höchste abgeschlossene Ausbildung, wobei es deutliche Unterschiede zwischen den Vätern und Müttern gibt (Tabelle 8). Der überwiegende Teil der Väter verfügt über eine abgeschlossene Lehre. Nur in zwei Fällen hat der Vater bzw. der Stiefvater einen Hochschulabschluss. Es dominieren traditionell männliche Lehr-

⁴¹ Eine ähnliche angemessene Repräsentation von Personen mit Migrationshintergrund konnte für die vorliegende Studie mit nur drei Fällen leider nicht erzielt werden.

berufe wie Tischler, Installateur, Werkzeugmacher oder Maschinenschlosser. Es gibt aber auch einige, die eine Lehre in der Gastronomie als Koch bzw. Kellner absolviert haben. Nur in zwei Fällen wurde eine Lehre als Bürokaufmann gemacht, die im Gegensatz zu den anderen Lehrberufen in eine Angestelltenlaufbahn begründet. Die Ausbildung erfolgte dabei zu einem überwiegenden Teil im Handwerk und Gewerbe, nur in zwei Fällen wurde eine Lehre in einem Industriebetrieb gemacht.

Bei den Müttern hingegen hat ein großer Teil keine über die Pflichtschule hinausgehende Ausbildung. Dass eine weiterführende Ausbildung für diese Generation von Frauen keine Selbstverständlichkeit war, zeigt ein Blick auf die Bildungsstatistik. In der Altersgruppe der 40- bis 59-Jährigen, - von der wir annehmen können, dass sie die Generation der Mütter meiner InterviewpartnerInnen repräsentiert - haben gut 20 Prozent der Frauen maximal eine Pflichtschule abgeschlossen (Statistik Austria 2016b).⁴² Es überwiegen typisch weibliche Lehrberufe wie Einzelhandels- und Bürokauffrau, Schneiderin, Köchin oder Kellnerin; in zwei Fällen verfügt die Mutter über eine weiterführende Ausbildung. In sechs Fällen konnte der Bildungshintergrund der Eltern nicht rekonstruiert werden. Das lag zum einen daran, dass die Kinder selbst nicht über den Bildungshintergrund der Eltern Bescheid wussten, und zum anderen daran, dass sich Ausbildungen im Herkunftsland der Eltern nicht unmittelbar in das österreichische Bildungssystem übersetzen lassen.

Tabelle 8: Bildung der Eltern der Befragten nach höchster abgeschlossener Ausbildung

	Pflichtschule	Lehre	BMS / BHS	Hochschule	Unklar	Summe
Vater	0	16	0	1 (2)	3	20 (21)
Mutter	9	4	2	1	4 (5)	20 (21)
Summe	9	20	2	2 (3)	8 (9)	

Die Zahlen in Klammer verweisen auf Stiefmütter bzw. Stiefväter.

Ein großer Teil der Väter ist später nicht mehr im Lehrberuf tätig und hat im Laufe des Erwerbslebens Unternehmen und Beruf gewechselt (siehe Übersicht im Anhang). Knapp die Hälfte der Väter befindet sich in einer angelernten Tätigkeit. Insgesamt arbeiten acht Väter und zwei Mütter in der Industrie. In fünf Fällen arbeiten Väter bzw. Mütter im Betrieb der InterviewpartnerInnen. Der berufliche Werdegang der Mütter ist im Vergleich zu den Vätern diverser. Viele Frauen übernehmen nach der Familiengründung die Kinderbetreuung und danach keine Beschäftigung mehr auf. Einige Mütter sind aufgrund von gesundheitlichen Problemen nicht (mehr) erwerbstätig, andere arbeiten nur gelegentlich als Aushilfskraft. Die erwerbstätigen Mütter sind in unterschiedlichsten Bereichen beschäftigt: im Gesundheitsbereich, Einzelhandel, Büro, in der Gastronomie oder Reinigung. Auffallend ist, dass die Befragten über die berufliche Situation und den Werdegang der Mütter weniger zu

⁴² Aus der Literatur und den Interviews lassen sich dafür zumindest zwei zentrale Gründe anführen. In vielen Fällen verhin- derte eine frühe Geburt des ersten Kindes verbunden mit einer traditionellen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen den Beginn bzw. den Abschluss einer Ausbildung. Ein zweiter Grund ist, dass vor allem in den ländlichen Regionen die Eltern den Töchtern eine Ausbildung verwehrten. Insbesondere auf den Höfen wurden die Frauen als Arbeitskräfte eingesetzt, während den Brüdern eine Lehre oder andere Ausbildung ermöglicht wurde.

wissen scheinen, als über die der Väter. Die Auskünfte über ihren Hintergrund und Werdegang sind im Vergleich weniger detailliert.

Betrachtet man die soziale Herkunft der InterviewpartnerInnen ausgehend von der Zusammensetzung der ökonomischen und kulturellen Kapitalausstattung der Eltern, so fällt bei allen Unterschieden doch eine gewisse Ähnlichkeit in der Ausstattung mit kulturellem Kapital und in den Berufspositionen auf, die auf eine Nähe im sozialen Raum schließen lassen. Gleichzeitig bilden sich darin auch die bereits angesprochenen Differenzierungen innerhalb der ArbeiterInnenschaft ab, was Kapitalausstattung und berufliches Prestige anlangt, die entlang von Branchen (Transportwesen, Industrie), aber auch von Qualifikationsniveaus (angelernte Tätigkeit, Facharbeit) verlaufen. Es gibt aber auch einige Fälle, die von diesen Konstellationen abweichen, in denen etwa beide Elternteile über eine höhere Ausstattung an kulturellem Kapital verfügen. In zwei Fällen finden wir ein Bildungsgefälle zwischen den Eltern vor, Will Atkinson spricht hier von „dispersed family fields“ (2012). Im gesamten Sample gibt es nur einen Fall, bei dem die soziale Herkunft der Eltern im akademischen Milieu verortet ist; sowohl Vater als auch Mutter verfügen über einen Hochschulabschluss.

6.1.4 Kritische Anmerkungen zum Feldzugang

Der Zugang zum Feld über BetriebsrätInnen hat einige Vorteile. Die Vermittlung und Auswahl von InterviewpartnerInnen, die Koordination von Terminen, das Bereitstellen eines Gesprächsraums und die Möglichkeit, die Interviews während der Arbeitszeit zu machen, bedeuteten eine große Erleichterung in der Organisation der Interviews und brachten auch rasche Fortschritte in der Fallzahl. Die Bedeutung dieser Dinge für das Zustandekommen von Gesprächen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden und zeigte sich umgekehrt darin, dass die Bereitschaft für Interviews gerade in jenen Betrieben am geringsten war, in denen die Gespräche nicht während der Arbeitszeit stattfinden konnten.

Die gewichtige Rolle des Betriebsrates bedeutet aber auch, dass einige Aspekte der Erhebung kaum von der Forscherin beeinflusst oder gesteuert werden konnten. Beispielweise gilt es zu bedenken, dass die BetriebsrätInnen in ihren Betrieben ebenfalls auf eine Vertrauensbeziehung angewiesen sind und die Vermutung nahe liegt, dass es eher gelingt, Personen anzusprechen, die den BetriebsrätInnen – aus unterschiedlichen Gründen – nahestehen. Przyborski und Wohlrab-Sahr thematisieren dieses Problem im Zusammenhang mit dem „Snowball-Sampling“ (2014, 184), man bewegt sich damit zwangsläufig innerhalb eines bestimmten sozialen Netzwerks. Aber auch die Rahmenbedingungen des Gesprächs wurden maßgeblich durch diesen Zugang bestimmt. In der Regel konnten die ArbeiterInnen nur für höchstens eine Stunde – ohne große Schwierigkeiten mit den diensthabenden Schichtmeistern oder Vorgesetzten zu bekommen – vom Arbeitsplatz für das Gespräch freigestellt werden; es gab vorab keinen Kontakt zu den GesprächspartnerInnen. Oft änderten sich auch die Gegebenheiten kurzfristig, am Vorfeld telefonisch oder persönlich getroffene Vereinbarungen wurden

verworfen. In der Praxis verlangt dieser Zugang deshalb vor allem ein gutes Maß an Flexibilität der Forscherin, sich spontan auf neue Situationen einstellen zu können und manches Mal auch sehr pragmatisch das anzunehmen und mit dem zu arbeiten, was gerade zu haben ist.

6.2 Datenerhebung

Die Gespräche folgten den Prinzipien des „problemzentrierten Interviews“ (Witzel 1989, 2000). Diese Form des leitfadengestützten Interviews eignet sich insbesondere für Forschungen, in denen bestimmte gesellschaftliche Problemstellungen im Mittelpunkt stehen, es also schon eine thematische Fokussierung gibt, und gleichzeitig dem „Problem“ auch eine Relevanz im Alltagshandeln und -wissen der Menschen zukommt. Das problemzentrierte Interview bezieht das Vorwissen der Forschenden über einen Gegenstand aktiv als Ressource ein. Diese Form des Interviews soll es ermöglichen, der Sicht der Interviewten auf das „Problem“ möglichst viel Platz einzuräumen, gleichzeitig aber auch das Vorwissen der Interviewenden zu diesem „Problem“ zu organisieren und für das Gespräch fruchtbar zu machen (Witzel 1989, 231). Daraus folgt eine Prozessorientierung (ebd. 233) im Forschungsverlauf, die sich zirkulär zwischen Erhebung und Auswertung, Gewinnung und Interpretation von Daten, Deduktion und Induktion bewegt (ebd., 233) und auch offen ist für eine dem Gegenstand angemessene Kombination aus unterschiedlichen Methoden (biographische Fallanalyse, Diskursanalyse, Gruppendiskussion etc.). Witzel hat das problemzentrierte Interview in einer Forschung zu Übergangs- und Berufsfindungsprozessen entwickelt, es kann auch für den vorliegenden Gegenstand als empirisch erprobte Methode betrachtet werden.

Das problemzentrierte Interview ist im Gegensatz zu anderen Interviewformen stärker durch einen Leitfaden strukturiert. Die autobiographische Anfangserzählung, wie sie in narrativen Interviews üblich ist, hat weniger Gewicht bzw. erfolgt der Einstieg direkt mit einem Fokus auf ein bestimmtes Thema (Kannonier-Finster und Ziegler 1996, 38). Der Leitfaden steckt Aspekte ab, die für die Forschung von Bedeutung sind, innerhalb dieser Schwerpunkte wird den Interviewten jedoch größtmögliche Freiheit gegeben, zu erzählen und ihre Sicht der Dinge darzulegen. In der Studie wurde ein Leitfaden verwendet, der die Themen der Forschung grob absteckt, mit dem Einsatz von offenen erzählgenerierenden Fragen aber an den Techniken des narrativen Interviews (Schütze 1983) orientiert ist. Ziel ist es dabei, die Befragten möglichst frei darüber erzählen zu lassen, „wie sie bestimmte lebensgeschichtliche, situative und alltägliche oder auch historische Ereignisse und Prozesse erleben, an denen sie selbst teilgenommen haben“ (Kannonier-Finster und Ziegler 1996, 36). Die Gespräche wurden alle mit der gleichen Einstiegsfrage eingeleitet, welche die Interviewten bat, sich gedanklich in jene Zeit zu versetzen, in der sie begonnen haben, sich darüber Gedanken zu machen, was man später einmal beruflich machen möchte und zu erzählen, was seither passiert ist. In sprachlich leicht abgewandelter Form, stellte ich folgende Frage:

„Vielleicht kannst du einmal zurückdenken an die Zeit, wo du angefangen hast darüber nachzudenken, was du später einmal werden oder beruflich machen möchtest. Und mir über die Zeit erzählen, wie das damals war für dich und was dann so alles passiert ist bis heute. Du kannst dir so viel Zeit nehmen wie du möchtest. Ich werde dich erst einmal nicht unterbrechen, mir ein paar Notizen machen und später vielleicht noch nachfragen.“

Die Frage bedient sich der Technik der „introspektiven Retrospektion“ (Merton und Kendall 1946), die GesprächspartnerInnen dazu anleiten soll, sich gedanklich an eine bestimmte Zeit zu versetzen, und aus dieser Perspektive zu erzählen. Der Fokus wurde dabei entgegen einer biographischen Einstiegsfrage auf das Nachdenken über die berufliche Zukunft fokussiert. Gleichzeitig bietet die Frage ein offenes Fenster für unterschiedlichste Erzählungen, ohne dabei zwangsläufig eine chronologische Erzählung der Berufsbiographie zu produzieren. Mit dieser Einstiegsfrage sollten aber auch die Möglichkeitsräume abgesteckt, in welchen sich das Nachdenken über „das Weitere“ bei den jungen Erwachsenen bewegt. Die weiteren Themen des Leitfadens wurden entsprechend dem Gesprächsverlauf, den die Interviewten vorgaben, eingebracht. Der erste Teil des Gesprächs fokussiert in der Regel auf den Übergang von der Schule in das Berufsleben, die Lehrzeit, die berufliche Laufbahn sowie Erfahrungen im aktuellen Beruf. Im zweiten Teil wird der Blick schließlich auf die Kindheit, das Elternhaus und die Schulzeit gelenkt.

6.2.1 Soziale Nähe und Distanz im Interview

Fragen der sozialen Distanz bzw. Nähe zwischen Befragten und Forschenden sind auch im Hinblick auf die Datenerhebung von Bedeutung. In der Interviewbeziehung selbst manifestieren sich gesellschaftliche Machtverhältnisse, die aus einer unterschiedlichen Ausstattung mit kulturellem und symbolischem Kapital resultieren. Sie bestimmen ganz wesentlich, was in einem Interview gesagt werden kann (gesagt werden darf), was besonders hervorgehoben wird oder im Gegensatz dazu unausgesprochen bleibt (Bourdieu 1997, 781). Als Angehörige des akademischen Milieus, also der Bildungselite, teilen Forscher und Forscherinnen ein für ihre soziale Position charakteristisches Repertoire an Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsweisen, die ihnen den Zugang zu Erfahrungen aus anderen sozialen Klassen verstellen können. Aber nicht nur in der Interpretation und im Verständnis dessen, was mitgeteilt wird, sondern auch auf der basalen Ebene der verbalen und non-verbalen Kommunikation können unterschiedliche Sprechweisen, Kleidungsstile und Körperhaltungen dem Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung hinderlich sein. Bourdieu weist darauf hin, dass diese Effekte, wenn auch nicht ganz ausgeschaltet, so doch durch einige Anstrengung - reduziert werden können. Das gelingt vor allem durch ein aufrichtiges Interesse an den Lebenswirklichkeiten der GesprächspartnerInnen und „mit einer Aufmerksamkeit für das Gegenüber und einer hingebungsvollen Offenheit, wie man sie im täglichen Leben nur selten findet“ (Bourdieu 1997, 787).

Die soziale Distanz war in den Interviews mit den jungen Arbeitern und Arbeiterinnen, insbesondere zu Beginn des Gesprächs, deutlich zu spüren. Das ist zunächst wenig verwunderlich, wenn man bedenkt, dass es zuvor keinen Kontakt gab und die Arbeiter und Arbeiterinnen vermutlich selbst im Unklaren darüber waren, was genau sie bei dem Gespräch erwarten wird. Neben den methodischen Mitteln konnten auch eigene habituelle Ressourcen mobilisiert werden, um diese Distanz zumindest ein Stück weit zu überbrücken und Anschlüsse an Lebensrealitäten zu finden, die vermutlich Forschenden mit größerer sozialer Distanz zum Milieu eher verwehrt oder nur sehr schwer zugänglich sind. Selbst aus einem ländlichen, handwerklich-bäuerlichem Milieu die soziale Leiter nach oben geklimmt, gab es soziale Nähe dort, wo es um das Aufwachsen in ländlichen, klein-bäuerlichen Strukturen ging, um das frühe Mithelfen auf dem Hof, aber auch um die Erfahrungen von Belastungen durch die Schichtarbeit eines Elternteiles für die Familie, oder die für manche Regionen Österreichs typische Verflechtung von bäuerlichem Milieu und Arbeit in der städtischen Großindustrie. Distanzen gab es dort, wo es um eine traditionelle Arbeiterkultur ging, die frühe Erfahrung der Verantwortung für die Versorgung und Existenzsicherung einer Familie, oder aber auch eine unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeit die Herstellung einer gemeinsamen Grundlage verwehrte. Nähe ließ sich vielerorts mit Hilfe einer gemeinsamen Sprache und gewisser Körperhaltungen herstellen, die mir durch das eigene Hin-und-Her-Pendeln zwischen zwei Welten (noch immer) einigermaßen vertraut ist, manchmal gelang das auch durch eine „Komplizinnenschaft zwischen Frauen“ (Bourdieu 1997, 485).

Sowohl soziale Distanz als auch soziale Nähe bergen ihre Tücken. Während soziale Nähe eine wesentliche Grundlage für die Etablierung einer vertrauensvollen Gesprächsatmosphäre ist, in der die GesprächspartnerInnen sich auch öffnen können, kann eine zu starke Beheimatung in der Lebenswelt der Befragten auch dazu führen, dass Selbstverständliches nicht mehr hinterfragt, sondern von beiden gemeinsam als geteiltes Wissen und damit als nicht näher begründungsbedürftig akzeptiert wird. Vor diesem Hintergrund gilt es, systematisch die Haltung des „neugierigen Fremden“ (Kannonier-Finster und Ziegler 1996, 45) einzunehmen, um hinter das Offensichtliche treten zu können.

6.2.2 Gespräche und ethnographische Einblicke

Alle Interviews fanden in den Betrieben vor Ort in den Räumlichkeiten des Betriebsrates statt und dauerten zwischen 40 und 70 Minuten. Die Gespräche wurden mittels Tonband aufgezeichnet und vollständig transkribiert. Vor Beginn des Interviews wurden die GesprächspartnerInnen über Hintergründe und die weitere Verwendung der Interviews informiert und ihnen Anonymität zugesichert.

Die Erhebung vor Ort in den Betrieben hatte den Vorteil, dass ich dadurch – wenn auch begrenzt – Zutritt zu Lebenswelten bekam, die von außen nicht unmittelbar zugänglich sind. Die Betriebe hatten

oft den Charakter eines eigenen kleinen Kosmos, der Zutritt nur unter bestimmten Bedingungen gewährt. Gerade deshalb war es jedes Mal aufs Neue aufregend und auch etwas Besonderes, in diese Orte einzutreten. Es mussten Sicherheitsschulungen gemacht und Prüfungen bestanden werden, Fotos wurden angefertigt und Ausweise ausgestellt sowie Sicherheitsbekleidung ausgeteilt.

Während der Aufenthalte im Feld, die je nach Interview und zeitlicher Verfügbarkeit der BetriebsrätInnen zwischen zwei und acht Stunden dauerten, konnte ich kleine Ausschnitte des Betriebsalltags mitverfolgen. Viele BetriebsrätInnen nahmen sich Zeit, mir Einblicke in betriebliche Rahmenbedingungen und Entwicklungen zu geben. Durch den längeren Aufenthalt in den Räumlichkeiten des Betriebsrates konnte ich immer wieder kurze Interaktionen beobachten: Beschäftigte, die mit unterschiedlichsten Anliegen kamen oder nur kurz vorbeischauten, um gemeinsam einen Kaffee zu trinken. An vielen Standorten wurde ich auch zum Mittagessen in die Betriebskantine eingeladen und lernte dort weitere MitarbeiterInnen und KollegInnen kennen. Der informelle Austausch beim Mittagessen gab vielfach auch über aktuelle relevante Diskurse im Betrieb Aufschluss (Umstrukturierungen, Zukunftsperspektiven, Stimmungen in der Belegschaft usw.). An einigen Standorten konnten darüber hinaus auch Teile des Betriebs und der Produktion besichtigt werden. Diese Rundgänge durch die Produktionsanlagen waren eine wichtige Ergänzung zu den Gesprächen, um einen Eindruck von den Arbeitsplätzen der Beschäftigten und auch ein Verständnis des Produktionsablaufs zu bekommen. Zu den jeweiligen Aufenthalten im Feld wurden ausführliche Feldnotizen angefertigt (Lofland 1979). Die Notizen enthielten zunächst eine ausführliche Beschreibung der Ereignisse im Feld, protokollierten aber auch Beobachtungen und Unterhaltungen im Betrieb. Über die Gespräche mit den BetriebsrätInnen, die nicht aufgezeichnet wurden, wurden ausführliche Gedächtnisprotokolle angefertigt. Die Feldnotizen dienten später auch als Hintergrundfolie für die Auswertung der Interviews.

6.3 Datenauswertung

Die Auswertung der Daten erfolgte auf der Grundlage der verschriftlichten Interviewaufnahmen. Im Zuge der Transkription wurden sensible personenbezogene Daten (Name, Ortsangaben, Bezeichnung und Standort des Unternehmens) verändert, um die Anonymität der Befragten zu gewährleisten. Jede Transkription stellt eine Form der Datenreduktion dar. Im Vorfeld ist daher mit Blick auf das Auswertungsverfahren und das Erkenntnisinteresse – die auch den Grad der Detailliertheit bestimmen – sorgfältig abzuwägen, nach welchen Regeln die Transkription erfolgt (Kuckartz 2010). Die Interviews der Studie wurden wortwörtlich transkribiert, die Sprache jedoch an das Schriftdeutsche angenähert. Umgangssprachliche Satzstellungen wurden beibehalten ebenso wie der Dialekt, wenn spezielle Ausdrücke verwendet wurden oder keine eindeutige Übersetzung eines Dialektausdrucks

ins angenäherte Schriftdeutsch möglich war. Für die Darstellung im Bericht wurde das Material zur besseren Lesbarkeit und Verständlichkeit nochmals sprachlich überarbeitet.

Bei der Auswertung des Datenmaterials wurde auf das Konzept der „Habitus-Hermeneutik“ (2013) zurückgegriffen, das praktische Anleitungen liefert, wie aus empirischen Daten die Wirkungen von Klassenstrukturen und habituellen Dispositionen entschlüsselt werden können. Es basiert auf empirischen Forschungen zur deutschen Milieu- und Sozialstruktur rund um Michael Vester et al (2001). Dieses Konzept wurde gewissermaßen aus einer Notlage entwickelt, nachdem Bourdieu selbst in seinen Arbeiten keine Anleitungen zu seinem (qualitativen) methodischen Vorgehen hinterlassen hat. Grundlage der Habitus-Hermeneutik bildet die Überlegung, dass der Habitus nicht einfach aus der sozialen Position, also aus der Kapitalausstattung, abgeleitet werden kann, sondern sich nur über die soziale Praxis der AkteurInnen erschließt, die es gilt, mit Hilfe von Interpretationsarbeit freizulegen. Es geht also darum, das „Klassenspezifische aus der sozialen Praxis der Akteure herauszulesen“ (Bremer und Teiwes-Kügler 2013, 101). Dafür ist ein hermeneutisches Verfahren notwendig, das unterschiedliche Schichten des Materials zugänglich macht.⁴³ Die erste Schicht bilden die subjektiven Deutungen und Haltungen von Individuen. Ziel ist es, das Verständnis, das sich eine Person von der sozialen Welt macht, nachzuvollziehen und zu rekonstruieren. Wir bewegen uns auf der Ebene dessen, was Schütz „Konstruktionen zweiten Grades“ (Schütze 1983, 68) nennt und bei Karl Mannheim wohl dem „intendierten Ausdruckssinn“ gleichkommt (Mannheim 2009, 41). Hermeneutische Verfahren bleiben bei diesem Schritt jedoch nicht stehen, sondern interessieren sich dafür, was sich in sprachlichen Äußerungen oder Handlungen auf einer tieferliegenden Ebene, die den Individuen sprachlich reflexiv auch nicht ohne weiteres zugänglich ist, dokumentiert. Es geht also um das Aufspüren von Strukturen, die das Handeln, Denken, Sprechen der AkteurInnen erst hervorbringen – genauso eine Struktur ist auch der Habitus. Ziel der Analyse ist es, die „subjektiven Konstruktionsakte mit den sozialen Kontexten ihrer Genese in Beziehung“ (Bremer und Teiwes-Kügler 2013, 102) zu bringen, um damit die habituellen (klassenspezifischen) Logiken der Bearbeitung sozialer Phänomene freizulegen.

Auswertungsschritte

Die Auswertungsschritte sind an das Programm der Habitus-Hermeneutik angelehnt und wurden für den vorliegenden Forschungskontext adaptiert (Bremer und Teiwes-Kügler 2013).

In einem *ersten Schritt* wurde der biographische Verlauf der Befragten anhand der Transkripte rekonstruiert. Dieses Vorgehen finden wir sowohl in der objektiven Hermeneutik bei Oevermann (1979) als auch in etwas anderer Form in der biographischen Forschung nach Rosenthal (2008,

⁴³ Auch wenn Bourdieu selbst wenig über seine methodischen Zugänge Preis gegeben hat, so macht er in seiner Studie „Entwurf einer Theorie der Praxis“ deutlich, dass eine praxeologische Erkenntnismethode, wie er sie im Kopf hat, nicht auf der Ebene der Rekonstruktion der subjektiven Bedeutungen stehen bleiben darf, sondern darüber hinaus gehen muss (Bourdieu 2012, 149).

1995).⁴⁴ Gesammelt werden Daten wie Alter, soziale Herkunft der Eltern, der Bildungsweg, Berufserfahrungen oder andere relevante „überprüfbare“ Stationen aus der Lebensgeschichte der GesprächspartnerInnen, mit dem Ziel, die Chronologie des Lebensverlaufs aus dem Gespräch zu rekonstruieren. Die einzelnen biographischen Stationen wurden, dort wo es möglich ist, auch mit kontextbezogenen Informationen aus den Gesprächen mit den BetriebsrätInnen, Betriebsbroschüren, Zeitungsberichten (z.B. Kündigungswellen, Einführung von Schichtsystemen usw.) ergänzt. Dieser Schritt soll dabei helfen, sich von der Kraft der subjektiven (Selbst-)Darstellung der Erzählenden ein Stück weit unabhängig zu machen und Distanz zum Material zu gewinnen.

Im *zweiten Schritt* wurden die Transkripte sequenziell ausgewertet. Die Sequenzanalyse gilt als Herzstück hermeneutischer Verfahren und methodischer Zugänge des interpretativen Paradigmas. Dabei wird das Textmaterial in kleinen Einheiten in sequentieller Abfolge interpretiert. Die Analyse erfolgt über ein systematisches Fragenstellen an den Text und die Entwicklung unterschiedlicher Lesarten, woraus Hypothesen entwickelt werden, die im späteren Verlauf bestätigt, modifiziert oder verworfen werden. Die vorhin angesprochene Offenheit im Forschungsprozess findet auch hier Anwendung. An das Material werden zunächst keine vorab definierten Kategorien und Thesen subsumationslogisch herangetragen (Rosenthal 2008, 56). Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei nicht nur dem, was gesagt wird, sondern auch dem, was gewissermaßen *zwischen den Zeilen* steht, dem Ausgelassenen, dem Nicht-Thematisierten. In allen Fällen wurde insbesondere die Einstiegssequenz einer Feinanalyse unterzogen. Aufgrund des Umfangs an Material wurden für die weitere Feinanalyse vor allem Stellen mit einer hohen Dichte an Sinngehalt herangezogen (vgl. dazu auch das Vorgehen bei Bremer und Teiwes-Kügler 2013). Zur besseren Organisation des empirischen Materials wurden die Transkripte auch thematisch kodiert (Froschauer und Lueger 2003). Im Vordergrund standen dabei die Vereinfachung der Handhabung der Fülle an Daten und eine Absteckung von Themen, was ein späteres Auffinden von Stellen mittels Software erleichtern sollte. Es ging ausdrücklich *nicht* darum, das Material auf der Grundlage eines Kodierschemas – wie das beispielsweise in der qualitativen Inhaltsanalyse der Fall ist – neu zu ordnen.⁴⁵ Auch pragmatische Überlegungen spielten eine Rolle, war es im Zeitrahmen des Projektes nicht möglich, das gesamte Material mittels Sequenzanalyse auszuwerten.

In einem *dritten Schritt* ging es darum, die Fallogik im Hinblick auf das Forschungsthema zu rekonstruieren. Dabei wurde aber noch sehr offen vorgegangen und das Material sehr locker auf die Frage hin ausgewertet, wo und wie sich soziale Herkunft im Handeln und Denken der Subjekte bemerkbar

⁴⁴ In der Biographieforschung erfüllt dieser Schritt die Aufgabe, die „erlebte“ und die „erzählte“ Lebensgeschichte zunächst getrennt voneinander zu rekonstruieren, die in einem späteren Schritt miteinander in Verbindung gebracht werden.

⁴⁵ Rosenthal weist darauf hin, dass sich in dieser Hinsicht interpretative bzw. rekonstruktive Verfahren deutlich von der Inhaltsanalyse unterscheiden. Der Text wird dabei, so Rosenthal, auf der Grundlage einer Struktur, welche WissenschaftlerInnen entwickeln, neu geordnet, der aber nicht den Relevanzsystemen der Befragten entspricht (Rosenthal 2008, 17f.).

macht und in welcher Wechselwirkung diese zu anderen Einflüssen steht. Gleichzeitig wurde zu diesem Zeitpunkt bewusst noch Raum gelassen für andere Themen, die sich auf der Grundlage des Materials aufdrängten. Die Erkenntnisse wurden verschriftlicht und zu jedem Fall umfassende Fallbeschreibungen angefertigt.

Diese Einzelfallauswertungen wurden in einem *vierten Schritt* zusammengeführt und in einem kontrastiven Vergleich eine über den Fall hinausgehende Verallgemeinerung angestrebt. Zum einen im Hinblick auf die klassenspezifischen Wirkungsmechanismen und Strukturen im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt. Zum anderen im Hinblick auf die Gestaltung und Auseinandersetzung am Arbeitsplatz. Die qualitative Fallanalyse leistet damit eine umfassende Beschreibung und Erklärung von Verlaufsdynamiken und Erzeugungslogiken, wie auch Daniel Bertaux und E.P. Thompson am Beispiel der qualitativen Mobilitätsforschung herausstreichen:

“Thus life stories show the centrality of subjective perceptions and evaluations in shaping the life choices. They are redolent with descriptions of feeling and experience of relationships with significant others, with interpretations of turning-points, with influences which were rejected rather than followed, with dreams of lives that might have been. They also reveals the crucial importance of local contexts, local structures of opportunities, and local games of competition” (Bertaux und Thompson 2009, 7).

Wobei es nicht darum geht, die Einzigartigkeit eines Falles zu betonen, sondern das Interesse gilt jenen Strukturen und Mechanismen, die auf allgemeinere Wirkungszusammenhänge verweisen. Die Fälle stehen deshalb zwar für sich, repräsentieren darüber hinaus aber vor allem spezifische Konstellationen sozialer Wirklichkeit (Bude 2000, 576).

Zur Zirkularität von Datenerhebung und Auswertung

Die Erhebung und Auswertung erfolgte in einem zirkulären Prozess. Diese Abwechslung und Verbindung der beiden Phasen trägt dazu bei, den eigenen Forschungsfokus nach und nach zu schärfen und Schlüsselaspekte des Themas herauszuarbeiten, die Grundlage für die weitere Auswahl von Fällen sind. Aufgrund des eingeschränkten persönlichen Zugangs zum Feld konnte die gezielte Auswahl von Fällen, z.B. kontrastive Fälle, nur sehr begrenzt gesteuert werden. Es konnte jedoch eine „theoretische Sättigung“ (Corbin und Strauss 1996, 159) erreicht werden, die sich darin zeigt, dass durch neue Interviews keine weiteren wesentlichen Aspekte zur Fragestellung hinzukommen. Der zirkuläre Forschungsprozess dient auch dazu, eine theoretische Sättigung nicht nur über das kontinuierliche sammeln neuer Fälle zu erreichen, sondern auch immer wieder länger zurückliegendes Material aufzugreifen und zu prüfen, ob sich vor dem Hintergrund einer klareren Fokussierung neue Erkenntnisse aus dem Material gewinnen lassen (Truschkat, Kaiser, und Reinartz 2005). So können sich zum Beispiel in Fällen, mit denen man zunächst nur wenig anzufangen weiß, nach einer Phase der Auswertung besonders bedeutsame Aspekte des Phänomens herauskristallisieren, die bis dahin nicht sichtbar geworden waren.

6.4 Validierung

Die qualitative Sozialforschung sieht sich immer wieder mit einer Skepsis gegenüber den von ihr gewonnenen Ergebnissen und Erkenntnissen konfrontiert. Ist bei Interpretationen nicht letztendlich alles beliebig? Gewissheiten gibt es, im Gegensatz zu den Naturwissenschaften (und auch hier gilt sie nur bedingt), keine. Paul Ricoeur (1972) verweist darauf, dass es in den Sozialwissenschaften bei der Validierung von Ergebnissen nicht um Verifikation geht, also um den Nachweis, dass eine Erkenntnis, ein Zusammenhang, eine These „wahr“ ist. Schließlich gibt es immer mehr als eine Möglichkeit, einen Text zu interpretieren, mehr als eine Möglichkeit, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen, für das eine oder andere zu argumentieren. Das hat auch damit zu tun, dass die Sprache immer von einer „unausweichlichen Vagheit“ (Garfinkel 1980, 204) gekennzeichnet ist. Sprachliche Mitteilungen müssen, auch im Alltagsleben, kontinuierlich interpretiert und gedeutet werden, weil sie nicht eindeutig sind. Gleichzeitig sind Interpretationen aber auch nicht beliebig. Die interpretative Sozialforschung arbeitet nach der „Logik der Wahrscheinlichkeit“, sie versucht anhand des empirischen Materials zu zeigen, dass eine Lesart wahrscheinlicher ist als die andere, ohne damit einen Nachweis zu erbringen, dass es sich hier um den einzig richtigen Schluss handelt.

Unterstützt werden kann diese Validierung anhand des empirischen Materials durch den Austausch mit anderen, beispielsweise in Interpretationsgruppen. Diese kollektive Form der Auswertung wird vielfach auch als ideales Setting für die interpretative Forschung gesehen. Sie hat mehrere Vorteile: die eigenen Vorannahmen, die oft unbewusst in die Interpretation einfließen, bekommen ein Korrektiv. Man ist gefordert, eigene Erklärungen und Deutungen für andere plausibel zu machen. Gleichzeitig kann damit ein größeres Potential an Deutungen aktiviert werden (Kannonier-Finster und Ziegler 1996). Es wird daher auch empfohlen, in Auswertungsgruppen auf eine heterogene Zusammensetzung der Gruppenmitglieder zu achten. Die Transkripte dieser Studie wurden während der Auswertungsphase von gut eineinhalb Jahren in zwei unterschiedlichen Gruppen diskutiert. Zum einen ein Verbund von drei Dissertantinnen im Fach Soziologie an der Universität Wien, die ein gemeinsamer methodischer Zugang verband, wobei durch die unterschiedlichen Forschungsthemen Außenperspektiven auf das Material mobilisiert werden konnten. Zum anderen eine seit längerem institutionalisierte Forschungswerkstatt von Bettina Dausien (1994, 2007), einer ausgewiesenen Expertin in der interpretativen Forschung am Institut für Bildungswissenschaften an der Universität Wien, in der WissenschaftlerInnen unterschiedlicher Disziplinen und Karrierestadien in der Gruppe empirische Materialien aus der eigenen Forschung gemeinsam bearbeiten und interpretieren.

Nachdem nun die theoretischen und methodischen Grundlagen der Studie dargelegt sind, wenden sich die nächsten Kapitel den Auswertungsergebnissen und damit den Geschichten der jungen Industriearbeiter und Industriearbeiterinnen zu. Wir begegnen den jungen Frauen und Männern zuerst am Ende der Pflichtschulzeit, wo es darum geht eine Entscheidung für den weiteren Bildungs-

und Berufsweg zu treffen. Wir blicken dann auf ihre Auseinandersetzungen mit der Arbeit und wie die Fähigkeiten und Ansprüche, die sie mitbringen zu dem passt, was sie vorfinden. Schließlich richten wir den Blick in die Zukunft und fragen danach, ob die ArbeiterInnen dort, wo sie angekommen sind, auch gedenken zu bleiben?

7 Wege in die Arbeitswelt

Der Übergang von der Schule in die Arbeitswelt legt einen wichtigen Grundstein für die weitere Lebens- und Berufslaufbahn von jungen Erwachsenen. In der Übergangsforschung wird davon ausgegangen, dass diese Lebensphase entscheidend ist für die Frage der Vererbung sozialer Ungleichheiten (Furlong und Cartmel 2007; Brooks 2009). Die Schule selbst hat daran einen wesentlichen Anteil. Das Bildungssystem organisiert den Zugang zu Macht und Privilegien, in dem es kulturelles Kapital verteilt. Durch die Aufteilung von Kindern in unterschiedliche Schulzweige und Bildungswege agiert das Bildungswesen als „gate keeper“ für den Zugang zu bestimmten beruflichen und gesellschaftlichen Positionen. Das ist vor allem in Gesellschaften mit einem hoch selektiven Bildungssystem der Fall, wie in Österreich oder auch Deutschland, in denen Kinder sehr früh auf unterschiedliche Schultypen aufgeteilt werden (vgl. u.a. Hartmann 2009; Heinz 2009; Bacher 2008). So erfolgt im österreichischen Bildungswesen eine erste Selektion bereits beim Übergang von der Primarstufe in die Sekundarstufe I, wenn sich Kinder und ihre Eltern im Alter von ungefähr zehn Jahren entweder für den Besuch der Neuen Mittelschule bzw. Hauptschule oder die Unterstufe einer Allgemein bildenden höheren Schule (AHS) entscheiden. Eine zweite Selektion erfolgt am Ende der Sekundarstufe II, im Alter von vierzehn Jahren, wo zwischen verschiedenen (allgemeinbildenden oder beruflichen) weiterführenden mittleren und höheren Schulen oder der Einmündung in die duale Berufsausbildung gewählt werden kann.⁴⁶ Diese Entscheidung erfolgt damit noch vor der Erfüllung der Schulpflicht, die in Österreich erst mit dem Besuch der neunten Schulstufe gegeben ist.

⁴⁶ Die einjährige Polytechnische Schule, schließt an die achte Schulstufe an und soll SchülerInnen insbesondere in der Berufswahl unterstützen, sie darüber hinaus aber auch fachspezifisch für den Übertritt in ein Berufsfeld vorbereiten. Sie gilt als Vorbereitung für die Einmündung in die Lehre, was sich auch daran zeigt, dass 83 Prozent nach dem Abschluss der Schule in die Lehre übertreten (Schönherr, Zandonella, und Wittinger 2014, 61), zunehmend scheinen aber auch die berufsbildenden mittleren Schulen (BMS) und zum Teil auch die berufsbildenden höheren Schulen (BHS) diese Überbrückungsfunktion zu übernehmen (ebd.).

In der Jugend- und Übergangsforschung herrscht Einigkeit darüber, dass sich die Übergänge zwischen Schule und Arbeitswelt für die heutige junge Generation vergleichsweise schwieriger gestalten (Furlong, Woodman, und Wyn 2011; Furlong und Cartmel 2007; Heinz 2009). Eine Dynamik, die sich nach der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 noch verschärft hat. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt seit Jahren auf einem konstant hohen Niveau, sie lag in Österreich zuletzt bei 10,6 Prozent in der Europäischen Union bei 17,2 Prozent.⁴⁷ Der Staat hat sich vor diesem Hintergrund als wichtiger Player etabliert, der an dieser Schnittstelle unterstützend eingreift. Unterschiedlichste Programme wurden entwickelt, um den Übertritt zu erleichtern und vor allem jene Jugendlichen zu unterstützen, die Schwierigkeiten haben, diesen gut zu meistern. Das erhöht gleichzeitig aber auch den Druck auf Jugendliche, sich so zu verhalten, wie die Gesellschaft das von ihnen erwartet.

Wahrscheinliche Wege

Die Wege durch diese Abzweigungen im Schulsystem sind nicht beliebig und zufällig, sondern – ganz im Sinne Bourdieus – durch die soziale Herkunft der Kinder strukturiert. Abhängig von der sozialen Position der Eltern gibt es deshalb unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten, diese oder jene Gabelung zu wählen. Aus der Bildungsstatistik können damit auch die wahrscheinlichsten Wege für die Befragten der vorliegenden Studie abgelesen werden. Knapp 70 Prozent der Kinder, die nach der Volksschule beabsichtigen, in eine Neue Mittelschule zu wechseln, stammen aus bildungsfernen Elternhäusern. Das bedeutet, die Eltern verfügen höchstens über einen Lehrabschluss oder haben eine Berufsbildende mittlere Schule (BMS) besucht. Im Gegensatz dazu stammen weniger als ein Drittel der angehenden AHS-SchülerInnen aus diesem Bildungsmilieu (Bruneforth u. a. 2016, 121). Dieses Muster setzt sich am Ende der Sekundarstufe II fort. Vergleichen wir hier nur die Kinder in der Hauptschule, zeigt sich, dass sich 61 Prozent jener Kinder, deren Eltern keine Matura haben, ein Jahr nach Hauptschulabschluss in einer beruflichen Ausbildung⁴⁸ oder Beschäftigung befinden. Im Gegensatz dazu befinden sich knapp 70 Prozent der ehemaligen HauptschülerInnen, deren Eltern über eine Matura verfügen, in einer AHS oder BHS (Schönherr, Zandonella, und Wittinger 2014, 48). Die Wahrscheinlichkeit, einen Universitätsabschluss zu machen, ist für Kinder aus Haushalten mit geringer Ausstattung an kulturellem Kapital ebenfalls entsprechend gering. Sie liegt bei fünf Prozent, wenn die Eltern keine über die Pflichtschule hinausgehende Ausbildung haben, und erhöht sich minimal auf sechs Prozent, wenn die Eltern einen Lehrabschluss besitzen (Knittler 2011). Die spezifische Struktur des österreichischen Bildungssystems mit ihrer frühen Selektion der Kinder führt dazu, dass Bildung zwischen den Generationen tendenziell vererbt wird (Bacher 2008; Bruneforth, Weber, und Bacher 2013). In einem internationalen Vergleich intergenerationaler Bildungsmobilität landet

⁴⁷ Arbeitslosenquote nach Eurostat, 2017M03, Altersgruppe 15 bis 24 Jahre.

⁴⁸ Dazu zählen die Polytechnische Schule, die Fachmittelschule, die Lehre, überbetriebliche Lehrwerkstätten sowie die BMS.

Österreich deshalb auch in den untersten Rängen, in Europa haben nur Italien und Spanien noch niedrigere Werte (Fessler, Mooslechner, und Schürz 2012).

Gleichzeitig sind diese statistischen Wahrscheinlichkeiten auch stark nach Geschlecht strukturiert. Frauen stellten 2014 nur gut ein Drittel der Lehrlinge (im Handwerk und Gewerbe stellen sie 20 Prozent, in der Industrie nur 16 Prozent), sie entscheiden sich häufiger für eine Ausbildung im schulischen Rahmen und dominieren deshalb auch eher in den Berufsbildenden mittleren Schulen (Lentner 2016, 68–71). In der Literatur wird die starke Verankerung der Lehre im produzierenden Gewerbe als ein Grund für die geringe Anzahl von Frauen in der dualen Berufsausbildung festgemacht. Trotz zahlreicher Programme und Initiativen, die in diesem Bereich in den letzten Jahrzehnten lanciert wurden, um den Frauenanteil zu erhöhen, konnte keine wesentliche Steigerung ihres Anteils erreicht werden. Im Gegenteil, Lenter verweist darauf, dass die Zahlen der weiblichen Lehrlinge in der Industrie zuletzt sogar rückläufig gewesen sind und erst seit 2005 wieder eine Annäherung an Werte aus den 1970er Jahren beobachtet werden konnte (2016, 72).

7.1 Unterschiedliche Reproduktionsmuster

Etwas zu tun, sich für einen Weg zu entscheiden, bedeutet gleichzeitig auch, etwas anderes *nicht* zu tun, eine Richtung *nicht* einzuschlagen. Auch Bourdieu verweist in einer seiner Vorlesungen auf diese zunächst banal erscheinende, aber analytisch gesehen nicht unbedeutende Tatsache. „Etwas zu machen, wie man es macht, bedeutet, es anders zu machen als andere, aber ohne sich zwingend abheben zu wollen. Um zu verstehen, was jemand tut, muß man begreifen, daß er etwas Anderes nicht tut“.⁴⁹

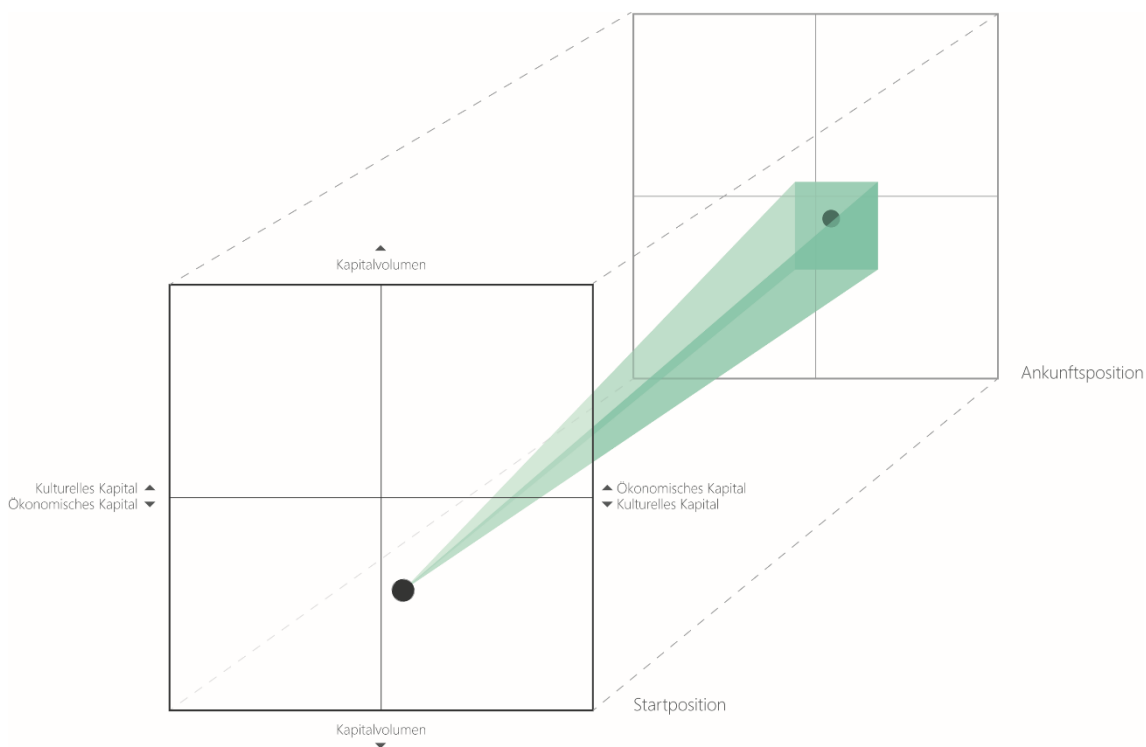
Die Fallgeschichten der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen zeigen zunächst, dass alle Befragten eine Lehre absolviert haben und danach in die Facharbeit oder angelernte Tätigkeit einmündeten. Wir können hier, gemessen am Bildungshintergrund und an den Berufspositionen der Eltern – mit der Ausnahme von drei Fällen –, eine Reproduktion der Klassenverhältnisse feststellen (eine Tatsache, die sich natürlich auch aus der Auswahl der Befragten ergibt). Der Weg dorthin gestaltet sich jedoch differenziert. Auf der Grundlage des empirischen Materials lassen sich zwei grundlegende Konstellationen der objektiven und subjektiven Möglichkeitsräume im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt unterscheiden. Einerseits sind das Konstellationen, in denen objektive Chancen und subjektive Wünsche aneinander angepasst sind und der Besuch einer weiterführenden höheren Schule im Bereich des Udenkbaren liegt (*ungebrochene Klassenreproduktion*). Andererseits gibt es Konstellationen, in denen die subjektiven Erwartungen nicht den klassenspezifischen Chancen entsprechen und

⁴⁹ Zitat aus der Dokumentation „Soziologie ist eine Kampfsport von (Carles 2009).

Tendenzen eines Bildungsaufstiegs erkennbar sind, unterschiedliche Mechanismen aber dahingehend wirken, die Subjekte wieder auf die vorgesehene Klassenlaufbahn zu ziehen (*gebrochene Klassenreproduktion*).

Im Falle einer ungebrochenen Klassenreproduktion stellt die Entscheidung für die Lehre nach der Schule eine unhinterfragte Selbstverständlichkeit dar. Sie wird von vielen Befragten deshalb auch gar nicht als wirkliche Entscheidung erlebt. Der gerade für die junge Generation in der Öffentlichkeit oft bemühte Eindruck, dass das Leben einen Pool an möglichen Bildungs- und Lebenswegen bereithält, aus dem man beliebig schöpfen kann, scheint hier keinerlei Relevanz zu besitzen. Die Selbstverständlichkeit der Lehre speist sich vordergründig aus schlechten schulischen Leistungen, hat aber ganz wesentlich mit klassenspezifischen Dispositionen zu tun, die sich in einer Vorliebe für praktische, körperliche Tätigkeiten ausdrücken. Die zensurierende Wirkung des Habitus – wie sie zuvor thematisiert wurde – offenbart sich in den Gesprächen zum einen in dem Nicht-Gesagten, in dem Unausgesprochenen (Ricoeur 1972), andere Möglichkeiten geraten gar nicht erst in den Blick. Sie kann aber auch die Form einer ausdrücklichen Leidenschaft für einen Beruf oder auch einer expliziten Ablehnung einer weiterführenden Schule annehmen. Diese Fälle verbindet eine Passung von subjektiven Aspirationen und objektiven Chancen, welche die Befragten auf eine Laufbahn lenkt, die innerhalb des klassenspezifischen Möglichkeitsraums bleibt (Abbildung 5).

Abbildung 5: Ungebrochene Klassenreproduktion

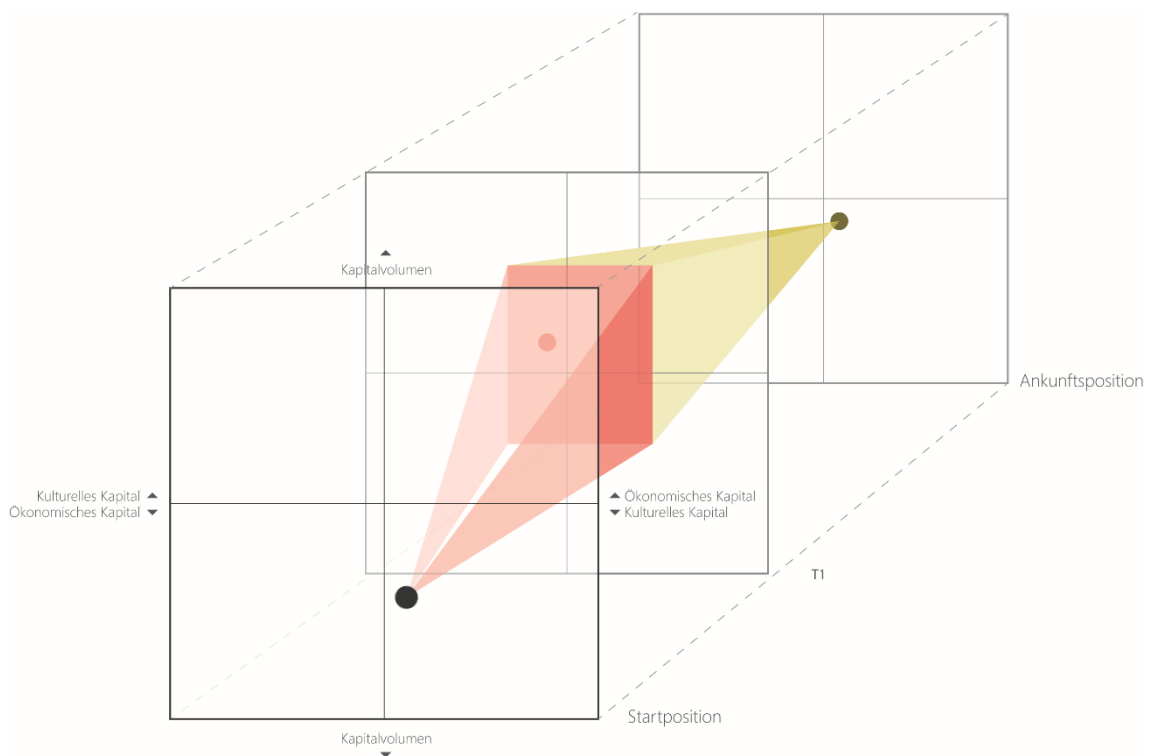


Zentrales Element der gebrochenen Klassenproduktion ist eine Erweiterung der subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsräume, die sich in Aspirationen für den Besuch einer weiterführenden höheren Schule oder eines späteren Studiums ausdrücken.⁵⁰ Diese Pläne verweisen zunächst auf Laufbahnen, die für Angehörige dieser Klasse (gemessen an statistischen Wahrscheinlichkeiten) eher unwahrscheinlich sind und einen Bildungsaufstieg andeuten. Objektive Chancen und subjektive Wünsche sind also – entgegen der Überlegungen von Bourdieu – nicht von vorneherein aneinander angepasst (Abbildung 6). Die Erweiterung des subjektiven Möglichkeitsraumes kann dabei auf der Ebene eines möglichen Szenarios bleiben, mit dem in der Regel ein Prozess des Abwägens verbunden ist, letztendlich die Entscheidung jedoch gegen den Besuch einer weiterführenden höheren Schule und für die Lehre getroffen wird. Der Erweiterung können aber auch konkrete Schritte folgen, wie die Bewerbung in einer Schule oder auch in eine tatsächliche Einmündung in einen weiterführenden Schulzweig. Die Realisierung der Pläne scheitert hier zunächst aber an den Leistungsanforderungen des Bildungssystems, die schließlich zu einem Übertritt in die Lehre führen. Neben den formalen Barrieren, welche die Schule für Kinder aus bildungsfernen Milieus errichtet, sind es vor allem die Erwartungen aus dem Herkunftsmilieu verbunden mit Selbstdefizitzuschreibungen sowie latent antizipierten Erfolgsaussichten ihres Vorhabens, welche in den Momenten als treibende Kräfte wirken, wo sich die Türen zu schließen beginnen und die Befragten wieder zurück auf die für sie vorgesehene (Klassen-)Laufbahn ziehen.

In der Studie gibt es drei Fälle, die sich nicht im Rahmen dieser Übergangskonstellationen verorten lassen, sie werden abschließend in einem eigenen Abschnitt behandelt. Grund dafür ist ein zu den anderen Fällen abweichender familiärer Hintergrund, in denen beide Elternteile oder ein Elternteil eine über die Lehre hinausgehende Bildung hat bzw. haben. Aus der Perspektive dieser Eltern repräsentiert der Besuch einer weiterführenden höheren Schule und damit das Erreichen der Matura bzw. eines Hochschulabschlusses die angestrebte Selbstverständlichkeit, die bisher unter dem Aspekt des erweiterten Möglichkeitsraums diskutiert wurde. Für die Kinder entstehen dadurch zum Teil ambivalente Ansprüche und Erwartungen.

⁵⁰ Entsprechend aktueller Gepflogenheiten in der Bildungsforschung werden Schulen und Lehrgänge, die als institutionalisierte Form der Lehre angesehen werden können, wie z.B. berufsbildende mittlere Schulen oder Fachschulen, hier nicht als Aufwärtsmobilität, sondern als Teil der Klassenreproduktion interpretiert (siehe u.a. Altzinger u. a. 2013; Bruneforth u. a. 2016; Knittler 2011).

Abbildung 6: Gebrochene Klassenreproduktion



Das weitere Kapitel ist so aufgebaut, dass die unterschiedlichen Konstellationen auf der Grundlage von ausgewählten Fallgeschichten skizziert werden. Zunächst erfolgt ausgehend vom familiären Hintergrund bis hin zum Ende der Schulzeit, wenn es für die Befragten darum geht, sich mit der weiteren (schulischen oder beruflichen) Entwicklung auseinanderzusetzen, eine kurze biographische Darstellung der einzelnen Fälle. Daran anschließend werden die Wirkungszusammenhänge von Position und Disposition in ihrer Dialektik diskutiert, die zu konkreten Berufseinmündungsprozessen führen.

7.2 Lehre – was sonst?

In dieser Gruppe finden wir Verläufe, die sich innerhalb des an die Herkunft geknüpften Möglichkeitsraums entfalten und die Entscheidung für die Lehre „aufgelegt“ ist, wie es beispielsweise David formuliert. Die Geschichten von Thomas, Simon, Julia, Klaus, Wolfgang, Robert, Christine, Doris, Martina, Gerald, Jakob und eben David repräsentieren diese erste Übergangskonstellation. Für eine detailliertere Darstellung werden hier die Fälle von Thomas, Robert, Julia, David und Simon herangezogen, da sich an ihren Erzählungen bestimmte Phänomene in der Passung von Position und Disposition besonders eindrücklich zeigen. Verweise auf andere Fälle werden dort, wo sie passend erscheinen, zur Ergänzung eingefügt.

Thomas wurde 1984 geboren und ist Vater von drei Kindern. Er wächst als Jüngster von drei Geschwistern in einer kleinen Stadt im Westen Österreichs auf. Der Vater ist gelernter Steinmetz und arbeitet auch einige Jahre in diesem Beruf. Er muss später jedoch aufgrund einer Betriebsschließung einen anderen Arbeitsplatz suchen und findet eine Stelle als Kranfahrer in der metallverarbeitenden Industrie. Die Schichtarbeit führt nach einigen Jahren aber zu gesundheitlichen Beschwerden, die einen erneuten Jobwechsel notwendig machen. Heute ist er als Staplerfahrer in der Lagerlogistik tätig. Die Mutter von Thomas absolviert eine Lehre als Einzelhandelskauffrau in einer Fleischerei und übernimmt nach der Geburt des ersten Kindes die Kinderbetreuung. Seit Thomas mit der Lehre begonnen hat, arbeitet sie als Verkäuferin im Lebensmittelhandel. Über die Schulzeit erzählt Thomas nicht viel, „*die Schule hat mich nie wirklich interessiert*“, meint er lachend, „*ich hab' mich halt durchgewurschtelt. Geschaut, dass ich es schaffe und aus. Fragt dich nie jemand nach einem Zeugnis.*“ Da er die Vorschule besucht hat, ist für ihn mit der vierten Klasse Hauptschule die Schulpflicht erfüllt und er beginnt bereits im letzten Schuljahr, nach einer Lehrstelle zu suchen. Von Anfang an sei für ihn klar gewesen, so erzählt er, dass er Fleischer lernen möchte. „*Das hat mir eigentlich schon immer getaugt. Ich weiß nicht, wir haben einmal ein Video gesehen, in der Schule, in Kochen, wie man Fleisch verarbeitet und das alles richtig, na? Das hat mich irgendwie fasziniert. Dann hab' ich mir gedacht, das möchte ich mir einmal in Natura anschauen. Und das hat eigentlich gleich gepasst.*“ Er schnuppert in unterschiedlichen Betrieben und bekommt schließlich vom Fleischereibetrieb im Nachbarort eine Lehrstelle angeboten, die er auch annimmt.

Robert, Jahrgang 1981, wächst gemeinsam mit seinem älteren Bruder in einer kleinen Ortschaft im südlichen Österreich auf. Die Mutter ist Krankenpflegerin, der Vater gibt seinen Beruf als Kellner auf und wechselt als angelernter Arbeiter in die Industrie, als das Paar aufgrund von Familiengründungsplänen und Eigenheimbau größeren Bedarf an Einkommen hat. Nach der Volksschule besucht Robert die Hauptschule und hat hier vor allem Freundschaften und eine gute Klassengemeinschaft in Erinnerung. „*Das war schon eine von den besten Zeiten, was es gegeben hat*“, meint er, weil er es mit seinen SchulkollegInnen „*super erwischt*“ habe. Es entstehen enge Freundschaften, welche die Kinder über die Schule hinaus verbinden. Auf die Frage, wie er die Zeit am Ende der Hauptschule erlebt habe, als eine Entscheidung über den weiteren Lebensweg getroffen werden musste, meint Robert:

*Robert: „Das hab' ich eigentlich nie so genau gewusst, keine Ahnung. Ich weiß noch, ich hab' da immer alle meine Freunde gefragt was machen **die**, was machen **die**, was macht **die**. Eigentlich hat jeder von meinen Schulkollegen und von den ganzen Freunden irgendeinen einfachen Beruf gelernt. Das ist einfach so gekommen. Was **Technisches** wollt ich schon **immer** machen. Am Anfang war immer so KFZ-Mechaniker und so, weil Autos haben mich eigentlich immer interessiert und so. Ja, hab' ich mir gedacht, naja das ist ja auch nicht so das Wahre ((lacht)) und dann bin ich irgendwie zum Schlosser gekommen.“*

Der Freundeskreis ist wichtig für Robert, um ihm, wie er sagt, eine Orientierung zu geben in einer Phase, in der er selbst nicht ganz sicher gewusst habe, welchem Beruf er nachgehen möchte. was er

machen möchte. Er nutzt auch die im Rahmen von Hauptschule und Polytechnischer Schule angebotenen berufspraktischen Tage, um Erfahrungen in unterschiedlichen Betrieben sammeln zu können. Diese Erfahrungen sind auch wertvoll, um zu feststellen zu können, was einem gefällt bzw. was einem leicht von der Hand geht. So versucht er sich auch als Elektriker, meint aber, dass der Beruf für ihn nicht geeignet gewesen sei: *„Das ist, nein, also mit Elektrik, das ist mir da oben ((deutet auf den Kopf)) überhaupt nicht reingegangen.“* Sein Vater legt ihm eine Lehre bei einem Papierhersteller, bei dem er selbst beschäftigt ist, nahe, aber Robert erinnert das Ausbildungsmodell mit der betriebseigenen Lehrwerkstatt zu sehr an die Schule, die Ausbilder seien wie „Aufpasser“ gewesen, *„da hab' ich mir gedacht: Nein, so was brauch ich aber nicht.“* In einer Schlosserei findet er schließlich eine Tätigkeit, die seinen Erwartungen entspricht. Es gefällt ihm, (hier) selbstständig arbeiten zu können und viele Freiräume zu haben und er beginnt eine Lehre als Schlosser.

Julia, Jahrgang 1990, wächst gemeinsam mit ihrer älteren Schwester und ihrem älteren Bruder auf einem Bauernhof auf. Die Mutter wollte nach der Schule gerne eine Lehre als Schneiderin machen, was ihr jedoch von den Eltern verwehrt wurde. Die Arbeitskraft der Mutter wurde auf dem Hof dringender benötigt, sie musste jedoch auch bei einer „Herrschaft“ bei Waldarbeiten helfen. Mit ihrem späteren Mann übernimmt sie den Hof und kümmert sich um die Kinder und die Landwirtschaft. Der Vater von Julia ist gelernter Tischler und arbeitet nach seiner Ausbildung in einem Sägewerk. Später ist er als Kranfahrer in der Industrie tätig. Neben der Erwerbsarbeit unterstützt er auch seine Frau in der Landwirtschaft. Die Eltern hätten aufgrund der Arbeit nur wenig Zeit für die Kinder gehabt, meint Julia, *„die haben nicht immer Zeit gehabt, dass sie sich mit uns spielen, so wie es halt jetzt ist, dass halt eine Mutter immer da ist oder was, wir drei haben uns immer untereinander gespielt“*. Gleichzeitig entstehen für die Kinder dadurch auch Freiheiten, die sie durchaus genießen. Man habe dann auch unbemerkt, den einen oder anderen „Blödsinn“ gemacht. Sehr früh sind die Kinder jedoch auch angehalten, bei den Arbeiten am Hof mitzuhelfen, *„im Stall und Traktor fahren und im Holz überall“*, zählt Julia auf. Sie erwirbt in diesen frühen Jahren bereits ein vielfältiges Arbeitsrepertoire.

In der Hauptschule hatte Julia mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, *„ich hab' mir nicht so leicht getan, ich hab immer viel lernen müssen“*. In den Hauptfächern ist sie in der dritten Leistungsgruppe, und schafft es einigermaßen durchzukommen. Vor allem in Physik geht es ihr sehr schlecht, *„grad halt nicht, dass der Fünfer da wo war“*, meint sie. Von Chemie zeigt sie sich hingegen begeistert und hat immer sehr gute Noten. Auf die Frage hin, wann sie darüber gedacht habe, wie es nach der Schule weitergehen soll, meint Julia:

Julia: „Ja, angefangen hat's eh beim Poly, da hat's dann eh geheißsen, Lehre und des und das, und da hab' ich mich eigentlich mehr für Bürokauffrau oder Einzelhandelskauffrau interessiert. Ich hab' auch nur dafür Bewerbungen geschrieben, und irgendwann nach lauter Bewerbungen schreiben und einen Haufen Vorstellungsgespräche bin ich irgendwo einmal so draufgekommen, eigentlich täte mir Chemie auch voll taugen. Weil das hat mir in der Schule schon voll getaugt

und dann hab' ich mir nachher gedacht, ja passt, ist ja wurscht [dt. egal, Anm.], weil es eh wurscht ist, bewerbe ich mich einfach bei Firmen.“

Nach einem positiv absolvierten Aufnahmetest bekommt sie die Möglichkeit, als Bürokauffrau oder als Chemieverfahrenstechnikerin in einem Chemiekonzern zu beginnen und entschließt sich schließlich für den Produktionsberuf. Ihre Entscheidung begründet sie mit dem Hinweis, dass ihr „*sowieso nur immer das Handwerkliche mehr getaugt*“ habe. Aber auch finanzielle Kriterien seien ausschlaggebend gewesen: „*Das Geld ist auch nicht schlecht, was du als Lehrling verdienst, [...] und mein Vater und mein Bruder, die tun auch schichteln*⁵¹ *und das hab' ich auch nicht so schlecht gefunden. Dann hab' ich gedacht, nehm' ich halt das.*“

David wurde 1981 geboren und wächst mit seinen zwei älteren Schwestern auf. Die Mutter war früher Näherin, nach einer schweren Krankheit ist sie jedoch arbeitsunfähig und seither zu Hause. Der Vater ist gelernter Elektriker und konnte trotz beruflicher Wechsel immer Beschäftigung in seinem Lehrberuf finden. Viele Jahre ist er in einem Gesundheitszentrum tätig, später wechselt er in die metallverarbeitende Industrie, wo er auch heute noch beschäftigt ist. Die Kindheit hat David in guter Erinnerung, seine Eltern seien zwar nicht „*unbedingt gut betucht*“ gewesen, es hätte ihnen aber an nichts gefehlt, wie er betont.

*David: „Wir haben immer alles gekriegt, was wir wollen haben, eigentlich. Unsere Eltern haben uns eigentlich auch alles ermöglicht, was gegangen ist. Also wir haben da jetzt **nie** irgendwo durch die Finger schauen müssen, oder wenn der **das** gekriegt hat, na, wir haben dasselbe auch gekriegt. Urlaub, wie gesagt, das Meer hab' ich erst mit sechzehn gesehen, das hat's halt überhaupt nicht gespielt. Der Vater und die Mama sind nicht wirklich so Fortfahrer gewesen, aber wir waren trotzdem auf Urlaub, wurscht, in Kärnten halt.“*

Die Familie und familiärer Zusammenhalt sind wichtig, das gilt auch für die Verwandten. Den Großteil seiner Kindheit verbringt er draußen in der Natur, er unternimmt viel mit Freunden. Die Schule stößt bei David hingegen auf wenig Interesse. Er beschreibt sich selbst als „*komplett eine faule Sau.*“ „*Na es ist wirklich so, der Vater hat immer gesagt, ich **kann's**, aber mich hat's nie interessiert. Ich bin in die Hauptschule gegangen, hab' nur das Nötigste getan, hab' mich mit meine Dreier, Vierer irgendwie durchhantiert.*“ Im Alter von dreizehn Jahren begleitet er den Vater hin und wieder zur Arbeit, wenn dieser Aufträge zu erledigen hat. Schon als kleiner „*Bub*“ habe er sich gedacht, das „*schaut ja ganz lustig aus eigentlich, da ein bisschen schrauben*“. Dass der Vater ihn für seine Hilfe auch ein wenig finanziell entlohnt, scheint die Attraktivität dieser Tätigkeit noch zusätzlich gesteigert zu haben. In der Hauptschule sei für ihn die Lehre als Elektriker deshalb auch „*aufg'legt*“ gewesen, wie David meint. Er beginnt eine Lehre in einem Betrieb im Heimatort und freut sich, dass er nicht weit in die Arbeit fahren muss. Als Begründung dafür, warum eine weiterführende Schule für ihn zu diesem Zeitpunkt nicht in Frage gekommen ist und auch heute keine Option darstellt, meint David: „*ich könnt*

⁵¹ Umgangssprachlicher Ausdruck für Schichtarbeit.

mir heute nicht vorstellen, dass ich eine HAK oder eine HASCH oder eine HTL⁵² nachmache, oder studieren. Nein, das ging nicht. Da bin ich zu viel Hackler,⁵³ glaub ich“.

Simon, geboren 1986, ist das jüngste von insgesamt sechs Kindern und wächst in einer kleinen Stadt auf. Seine Geschwister sind mit Ausnahme der jüngsten Schwester deutlich älter als Simon. Die Mutter hat nach der Pflichtschule keine weitere Ausbildung gemacht und war – soweit es Simon bekannt ist – auch nicht berufstätig. Sie übernimmt später die Betreuung der Kinder. Der Vater macht eine Bäckerlehre, arbeitet später aber in unterschiedlichen Konstellationen auf Baustellen. Danach arbeitet er als LKW-Fahrer und übernimmt später weltweite Schwer- und Sondertransporte. Jetzt ist er bereits in Pension. Als kleiner Bub fährt Simon in den Sommerferien hin und wieder mit dem Vater mit. *„Es war sehr interessant, also wenn du einmal 120 Tonnen hinten am Hänger hast, das ist schon super, wenn du so ein acht-, neunjähriger Bub bist, aber das weite Fahren war nie meins“.*

Über die Schulzeit erzählt Simon nur sehr knapp, dass er „viel Spaß“ hatte, er hat Schwierigkeiten in Mathematik, *„kämpft“* sich aber durch. Resümierend meint er, *„nein, es war eine super Zeit, also ich möchte es nicht missen, und ja, was kann ich noch sagen, gut, dass ich es geschafft hab ((lacht))“.*

Gegen Ende der Hauptschule wird die Berufswahl zum Thema und Simon hat große Schwierigkeiten, sich für einen Beruf zu entscheiden. Während der von der Schule angebotenen Schnuppertage sammelt er Erfahrungen im Handel und Metallgewerbe, aber auch das hilft ihm nicht weiter. Viele seiner SchulkollegInnen scheinen schon genaue Vorstellungen zu haben, wie es weitergeht, und Simon fühlt sich zunehmend unter Druck gesetzt. Auf die Frage, wie er die Zeit am Ende der Hauptschule erlebt hat, erzählt Simon:

*Simon: Also, ich war **sehr** unentschlossen in der Hauptschule. Es hat **viele** bei uns in der Schule gegeben, die gesagt haben, "Okay, ich will **das** und ich will **das** und ich will **das** machen", und ich hab **keinen** Plan gehabt, was ich machen will. Also, ich hab's wirklich **nicht** gewusst, was **mich** interessiert. Ich hab's einfach nicht gewusst. Und wenn mich der Klassenvorstand gefragt hat, "Was möchtest **du** jetzt machen?" - wenn's wieder einmal Schnuppertage gegeben hat, "ich weiß es nicht, ich weiß es wirklich nicht".“*

Obwohl er aufgrund eines Vorschulbesuchs die Schulpflicht am Ende der Hauptschule bereits erfüllt hat, beschließt Simon die Polytechnische Schule zu machen, um mehr Zeit für die Entscheidung zu haben. Auf die Frage, ob er daran gedacht habe, eine weiterführende Schule zu besuchen, entgegnet Simon, *„nein für mich war das eigentlich auch nie was“.* Schließlich bekommt er Hilfe aus der Familie.

⁵² David verwendet die Abkürzungen für die Handelsschule (HASCH), eine berufsbildende mittlere Schule, die Handelsakademien (HAK) und die Höheren technischen Lehranstalten (HTL), die beide berufsbildende höhere Schulen sind.

⁵³ Umgangssprachliche Bezeichnung für einen Arbeiter bzw. eine Arbeiterin in Österreich. Der sprachliche Ursprung der Bedeutung liegt im Begriff „Hacke“, dieser bezeichnet in Österreich, im Gegensatz zum deutschen Sprachgebrauch, ein Beil. Das Zeitwort „hacken“ bedeutet demnach auch etwas in Stück zu schlagen. Daraus leitet sich auch die Verwendung des Begriffs „Hacken“ als Synonym für „Arbeit“ ab. Als Verb verwendet bedeutet „hackeln“ eben „arbeiten“ und wer „hackenstad“ ist, hat keine Arbeit, also keine „Hacken“, sondern ist arbeitslos.

Der Mann seiner Schwester, der in der Fahrzeugindustrie tätig ist, schlägt ihm vor, ihm eine Lehrstelle als Maschinenbautechniker in seinem Betrieb zu vermitteln. Simon sieht sich das Angebot an, schließlich überzeugt ihn die Lehrlingsentschädigung. Und dann „*hab' ich gesagt, der ist gut bezahlt, der Beruf, den nehm' ich*“.

7.2.1 Unhinterfragte Selbstverständlichkeiten

Diese Erzählungen geben Einblicke in die sehr unterschiedlichen Erfahrungen der Befragten im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt. Während für manche schon sehr früh klar ist, wie es weitergehen soll und welchen Beruf sie ergreifen möchten – wie bei Thomas und David –, fühlen sich andere eher orientierungslos und unter Druck gesetzt, eine Entscheidung treffen zu müssen, so wie Robert und Simon. Die Passung von subjektiven Dispositionen und objektiven Chancen drückt sich auf zwei unterschiedliche Arten aus. Zum einen in Form eines persönlichen Interesses, einer lang gehegten Leidenschaft – wie etwa bei Thomas, dem die Fleischerei schon „*immer*“ gefallen hat, oder auch bei Wolfgang, der „*immer gewusst*“ habe, dass er Mechaniker werden will, oder auch bei David, der bereitwillig in die Fußstapfen des Vaters trat. Gleich einer inneren Berufung scheinen alle Wege zwangsläufig in Richtung Lehre zu weisen, welche die Realisierung der eigenen Träume bzw. Erwartungen verspricht.

Der vorweggenommene Ausschluss anderer Möglichkeiten muss aber nicht zwangsläufig sprachlich verbalisiert werden, sondern kann gerade in dem enthalten sein, was *nicht* gesagt wird (Ricoeur 1976). Bei Julia und Robert, aber auch bei Simon, wird dies sehr deutlich. Die Schwierigkeiten und Herausforderungen, von denen am Ende des Pflichtschulabschlusses berichtet wird, beziehen sich auf die Wahl eines Berufes. Dem Abwägen der potentiellen Lehrstellen geht auf einer latenten Ebene bereits eine dem Bewusstsein nicht zugängliche Einschränkung voraus, welche die Möglichkeiten, die in Betracht gezogen werden, bereits vorstrukturiert und andere Optionen außerhalb des subjektiv wahrnehmbaren (und erwünschten) Möglichkeitsraumes treten lässt.

Das Unausgesprochene (Ricoeur 1976) bietet dabei natürlich die Gefahr, etwas als Nicht-vorhanden zu unterstellen, bloß weil es nicht verbal artikuliert wurde. Können wir auf der Grundlage eines Nicht-Sprechens über die Möglichkeit einer weiterführenden Schule behaupten, dass diese nicht im Bereich des denkbar Möglichen gelegen ist? Wir können in der Tat nicht die tatsächlichen Umstände zu diesem Zeitpunkt im Detail rekonstruieren, wir sind auf die retrospektive Erzählung angewiesen. Letztendlich geht es jedoch nicht darum zu behaupten, dass so eine Auseinandersetzung nie stattgefunden hätte. Mein Argument ist vielmehr, dass wir aus dem Material mit Hilfe von interpretativen Verfahren (Kapitel 6) entschlüsseln können, ob dieser Erweiterung im Rahmen der Selbstpräsentation eine bedeutsame Rolle zukommt oder nicht. Tut sie das nicht, können wir davon ausgehen, dass es sich hierbei um keinen realen Möglichkeitsraum gehandelt hat. Also etwas das nicht nur als Mög-

lichkeit erkannt wurde, wie es das Wissen über unterschiedliche Schultypen beispielsweise repräsentiert, sondern dass diese Möglichkeit aktiv auf sich selbst bezogen und als etwas für sich Mögliches erfahren wird.

Der Klassenhabitus sorgt in beiden Varianten aber dafür, dass der Besuch einer weiterführenden Schule im Bereich des Unmöglichen, des Nicht-Denkbareren bleibt. Aus der Perspektive der Subjekte repräsentieren sich die daraus resultierenden Entscheidungen und Lebensverläufe wie der scheinbar natürliche Lauf der Dinge. „Das ist einfach so gekommen“, meint Robert zu seiner Wahl des Lehrberufs, aber auch der der Freunde. Einen ähnlichen Verweis darauf finden wir bei Julia, die ihre Erzählung über ihre berufliche Laufbahn mit dem Satz beginnt: *„Ja, angefangen hat's eh beim Poly, da hat's dann eh geheißen, Lehre und des und das.“*

Diese Selbstverständlichkeit, Bourdieu verwendet dafür auch den Begriff der „Doxa“ (2012, 324ff.), entsteht durch eine Übereinstimmung von objektiven Strukturen und habituellen Disposition, von Erwarteten und Erreichbaren, die uns „mit allen Fasern des Unbewußten an die bestehende Ordnung bindet“ (Bourdieu 1998, 119). Man kommt ihnen deshalb auch schwer auf die Spur, weil sie eben gerade nicht erklärungs- und begründungsbedürftig sind. Die Doxa ist das, „was unausgesprochen funktioniert und was, mangels eines zur Verfügung stehenden Diskurses, nicht ausgesprochen werden kann“ (Bourdieu 2012, 333). Damit werden auch die Grenzen, die dem Denken und der Wahrnehmung gesetzt werden, unkenntlich gemacht und gewissermaßen stillschweigend soziale Herrschaftsverhältnisse reproduziert.

7.2.2 Konstitutionsbedingungen der Selbstverständlichkeit

In den Erzählungen scheinen zunächst mangelnde schulische Leistungen und Bildungsmotivation die Entscheidung für die Lehre und gegen eine weiterführende Schule nahezu legen. Eine Investition in diese Richtung – so könnte man es in einer Rational Choice Logik betrachten – wäre nicht sinnvoll, weil der Ausgang ungewiss und die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gering sind (vgl. u.a. Breen und Goldthorpe 1997). Thomas, der sich mit schlechten Noten durch die Schule *„wurschtelt“* und auch in der Berufsschule immer wieder Nachprüfungen hat, auch Julia und Simon *„kämpfen“* sich durch die Schulzeit, mit einigermaßen passablen Noten, oft an der Grenze der Mindestanforderungen. Ähnlich wie auch Klaus, der meint, *„naja, Streber war ich keiner, also sind mir die Lehrer oft auf die Nerven gegangen“*. David, der von sich selbst sagt, dass er zwar die nötigen Fähigkeiten mitgebracht hätte, aber kein Interesse an der Schule hatte und *„eine komplett faule Sau“* war, nur das *„Nötigste“* getan und sich *„durchhantiert“* habe. Auch Doris meint von sich, dass sie in der Hauptschule viel zu *„faul“* gewesen sei, das Lernen habe sie nie gefreut. Die Schule wirkt dann oft als notwendiges Übel, dem man sich beugen muss, und man erleichtert ist, sobald es vorüber ist.

Die meritokratische Logik des Bildungssystems

In einem auf meritokratischen Prinzipien aufgebauten Bildungssystem haftet den Noten der Schein des objektiven Selektionskriteriums an. Aus der Bildungsforschung wissen wir jedoch, dass schulische Leistungen wesentlich durch soziale Herkunft vermittelt sind. Wie bereits in Abschnitt 4.3.2 skizziert, haben Kinder aus bildungsfernen Milieus aufgrund eines Mangels an passendem kulturellem Kapital größere Schwierigkeiten, den Anforderungen eines auf die mittleren und oberen sozialen Klassen ausgerichteten Unterrichts folgen zu können. Die schlechten Noten bestätigen den Kindern objektiv, was sie auch in sich spüren, nämlich, dass sie an diese Orte nicht hingehören, dass das nichts für sie ist. „Wenige Jugendliche, die vor den Türen unseres Bildungssystems stehen und das Schild ‚Kein Eintritt‘ nicht sehen, aber spüren, fragen sich, ‚Will ich da hineinkommen? Was muss ich dafür tun?‘ Sie versichern sich eher ihrer vermuteten Eigenarten, die erklären sollen, warum ihnen der Zugang versperrt ist“ (Kniewasser u. a. 2009, 2). Eben nicht gut genug zu sein, kein „Streber“ oder „faul“ gewesen zu sein. Diese Selbstattribute gerinnen zu Identitäten, werden zu persönlichen Merkmalen, die einem anhaften. Gleichzeitig bleibt damit die objektive Logik der Zuteilung von Chancen auf der Grundlage von Noten unangetastet, der Weg zur individuellen Schuldzuweisung ist hier nicht weit (van Essen 2013, 60). Die von den Befragten immer wieder angesprochene eigene „Faulheit“ können wir aber mit Blick auf die Studie von Paul Willis (1977) auch als Ausdruck eines Widerstandes gegen die „Disziplinar- und Kolonialisierungsmaßnahmen“ (Grundmann u. a. 2003, 28) der Schule und Lehrkräfte interpretieren. Bei den „Lads“ speist sich dieser Widerstand aus einem Akt der Durchdringung ihrer spezifischen Verhältnisse, die vor dem Hintergrund der antizipierten (potentiellen) Zukunft Investitionen in die eigene Bildung als wenig sinnvoll erscheinen lassen.

Körperliche Arbeitsorientierungen

Neben den schulischen Leistungen spielen aber insbesondere andere Relevanzsysteme eine Rolle, die eine Entscheidung für die Lehre, auch unabhängig von den schulischen Leistungen, zur Selbstverständlichkeit werden lassen. Wir finden eine Präferenz für einen schnellen Einstieg ins Erwerbsleben, die in den vorliegenden Fällen insbesondere durch eine habituelle Disposition für körperliche und handwerkliche Arbeit gespeist wird. Besonders deutlich wird das bei David, Julia, Doris, Wolfgang und Jakob. Sie wachsen in einer Umgebung auf, in der sie sehr früh in Berührung mit manueller Arbeit kommen. Bei David und Jakob sind es die Väter, welche die Söhne in frühen Jahren in ihre beruflichen, handwerklichen Tätigkeiten integrieren. Der Vater von David nimmt ihn immer wieder zur Arbeit mit und lässt diesen auch kleine Dinge verrichten, so dass er früh schon den Umgang mit den Tätigkeiten und Werkzeugen eines Elektrikers kennenlernt. Bei Jakob ist es das gemeinsame „Herumschrauben“ und Reparieren von Autos zusammen mit dem Vater, einem gelernten KFZ-Mechaniker. Wolfgang bringt sich das nötige Handwerk selber bei, indem er am Auto der Mutter herumbastelt, es in seine Teile zerlegt und versucht wieder zusammenzusetzen. Doris verweist darauf, dass in ihrer Familie „alles selber gemacht“ werde, der Vater sei handwerklich geschickt und repa-

riere im Haushalt, wenn es möglich ist, alles selbst, „also, ich hab' da schon ein bisschen das Handwerkliche mitgekriegt“. Bei Julia sind es nicht konkrete Tätigkeiten, sondern eine frühe Vertrautheit im Umgang mit unterschiedlichen Arbeiten in der Landwirtschaft – von Stallarbeiten bis zur Holzarbeit, die zur Herausbildung einer körperzentrierten Arbeitsorientierung und einer Vorliebe für „handwerkliche“ Tätigkeiten führen.

Die arbeitsbezogenen Dispositionen haben auch eine geschlechtliche Komponente. Bei den Männern fügt sich die Vorliebe für handwerkliche Tätigkeiten – die manchmal auch als Interesse für das „Technische“ beschrieben wird – nahtlos ins hegemoniale Bild von Männlichkeit ein, welche die Wahl eines typisch männlichen, und damit handwerklichen, Lehrberufs nur wenig begründungsbedürftig macht. Im Gegensatz dazu ist das Einschlagen eines typisch männlichen Berufs für Frauen auch heute noch begründungsbedürftig. Wir finden deshalb vor allem in den Erzählungen der jungen Frauen (mit der Ausnahme von Veronika) eine starke Bezugnahme auf Erfahrungen in der Kindheit, im Interview sind sie um eine Selbstpräsentation bemüht, die ihre schon „immer“ vorhandene Vorliebe für handwerkliches Arbeiten oder ihr Interesse an technischen Dingen deutlich machen soll. In der Geschichte von Julia wird das sehr schön deutlich. In ihren Erzählungen über die Berufswahl betont sie mehrfach ihr Interesse am „Handwerklichen“. Sie begründet damit auch ihr anfängliches Interesse für den Lehrberuf Einzelhandelskauffrau:

CA: Jetzt hast du ganz am Anfang erzählt, du wolltest eigentlich Bürokauffrau oder Einzelhandel machen. Kannst du einmal erzählen, wie war das damals für dich? Was hat dich denn da angesprochen?

Julia: „Ja, pwww, so genau weiß ich das auch nimmer ((schmunzelt)). Ich hätte ehrlich gesagt nicht recht gewusst, was sonst. Und so im Einzelhandel, da war ich auch oft schnuppern, die Fächer alle einräumen und so. Da warst du halt viel auf den Füßen, und es hat sich auch immer irgendwas getan. Ich meine, ich war eh trotzdem mehr auf Einzelhandel als Büro. Und da in dem Büro, wo sie mich genommen hätten, das war auch so eine Industriefirma, das wäre auch so ein Gemisch gewesen zwischen Büroarbeit, weilst du selber deine Sachen machen musst, aber auch zwischen handwerklich Sachen, und mir hat sowieso immer das Handwerkliche mehr getaugt, weil im Einzelhandel tust ja auch mehr handwerklich.“

Es ist interessant, dass Julia auch die Tätigkeit im Einzelhandel als handwerkliches Arbeiten bezeichnet, auch wenn man den Begriff vordergründig wohl eher mit (typisch männlichen) Berufen wie Tischler, Elektriker oder Schlosser in Verbindung bringen würde. Den Begriff „handwerklich“ verwendet sie aber in einem allgemeineren Sinne, er bedeutet für sie zunächst – eher in einem wortwörtlichen Sinne – etwas mit den Händen zu tun (etwas „einräumen“), aber vor allem mit dem Körper in Bewegung zu sein. Erst in zweiter Linie kommt auch die Verwendung von Werkzeugen hinzu. Diese Form der Tätigkeit wird mit Abwechslung verbunden und ist positiv konnotiert. Wir sehen also, dass klassenspezifische Arbeitsdispositionen geschlechtsspezifisch unterschiedlich realisiert werden können. Julia wendet sich erst, nachdem sich der geschlechertypische Weg in die Einzelhandels-

bzw. Bürokauffraulehre verschließt, mit dem Produktionsberuf einem männerdominierten Berufsfeld zu.⁵⁴

Nur bei David finden wir mit der Disposition zu handwerklicher Arbeit auch eine unmittelbare Anbindung an ein Gesellschaftsbild, das stark an die traditionellen Arbeiterbewusstseinsstudien (Popitz u. a. 1957), aber auch an die „lads“ in der Studie von Willis (1977) erinnert. Es basiert auf einer klaren Trennung von geistiger und körperlicher Arbeit, die von zwei sich gegenüberstehenden sozialen Gruppen repräsentiert wird. Diese Selbstpräsentation ist sicherlich vor dem Hintergrund Davids Tätigkeit als Betriebsrat zu sehen, lohnt aber dennoch einer genaueren Betrachtung im Zusammenhang mit seiner Entscheidung für die Lehre. Er konstruiert im Interview eine klare Abgrenzung zwischen den ArbeiterInnen, den „Hacklern“, und den Angestellten (und auch Vorgesetzten), denen bestimmte Eigenschaften und Qualitäten anhaften. Der Bereich der Schule, der Bildung gehört ganz klar nicht zu den Arbeitern, sie zeichnen sich aber durch ihre gute und „ehrliche“ Arbeit aus, sie schaffen etwas mit ihren Händen. Die Angestellten hingegen bezeichnet David im Interview als „Schädel“, das sind Leute, die nur „anschaffen“, aber nicht arbeiten wollen. Es handelt sich dabei natürlich um eine retrospektive Rationalisierung seiner Entscheidung, seine Selbstpräsentation gibt uns einen Einblick in die Logik dieser Entscheidung, in der die Lehre schließlich der „normale“, der „selbstverständliche“ Weg ist.

Ein homogenes soziales Umfeld

Auch das soziale Umfeld ist entscheidend, wenn es um Bildungsentscheidungen geht. Möglichkeitsräume sind etwas, wie Bourdieu das sehr schön ausdrückt, das „kollektiv gefühlt“ wird.

„Depending on whether access to higher education is collectively felt, even in a diffuse way, as an impossible, possible, probable, normal or banal future, everything in the conduct of the families and the children (particularly their conduct and performance at school) will vary, because behaviour tends to be governed by what it is 'reasonable' to expect“ (Bourdieu und Passeron 1990, 226).

Dominieren in unserem Wahrnehmungsfeld Personen, die selbst eine Lehre gewählt haben, oder sind wir auch in engem Kontakt mit Personen, die eine Hochschule abgeschlossen haben? Die Entscheidungen und Lebensverläufe der Personen in unserem sozialen Nahfeld schreiben sich ebenso in unserer Vorstellung dessen ein, was möglich und erreichbar ist und was eben nicht. Möglichkeitsräume werden also in gewisser Weise durch die gebündelten Lebensläufe einer Gruppe repräsentiert und können in ihrer Wirkung auch als Teil des kulturellen Kapitals interpretiert werden. Ein homogenes soziales Umfeld bestätigt und verstärkt die vorhin angesprochenen doxischen Erfahrungen.

⁵⁴ Die Lehrberufe Büro- und Einzelhandelskauffrau zählen gemeinsam mit dem Lehrberuf Stylistin (Friseurin und Perückenmacherin) seit vielen Jahren zu den beliebtesten Lehrberufen bei Frauen. Knapp die Hälfte der weiblichen Lehrlinge verteilt sich auf diese drei Lehrberufe (Lentner 2016, 79).

Neben Familienangehörigen spielen vor allem auch Freunde und Freundinnen eine Rolle. Simon, Julia, Wolfgang, Christine und Robert sind beispielsweise die jüngsten in der Geschwisterfolge, ihre älteren Brüder und Schwester haben nach der Schule ebenfalls einen Lehrberuf ergriffen. Bei Robert wird insbesondere die Bedeutung des Freundeskreises sichtbar, der ihm in einer Phase der Orientierungslosigkeit Halt gibt. Ich möchte an dieser Stelle wieder den Fall von Julia aufgreifen, weil sich die Wirkung des sozialen Umfeldes anhand ihres Materials besonders offensichtlich gezeigt hat. In ihrem Fall stellt die positive Identifikation mit dem Lebensmodell des Vaters und des Bruders neben der habituellen Disposition für körperliche Tätigkeit ein wichtiges Moment dar, das sie in die Industrie und damit einen frauenuntypischen Beruf führt. Das wird insbesondere in ihrer Begründung für die Wahl des Lehrberufs als Chemieverfahrenstechnikerin deutlich.

Julia: „Chemie hat mir sowieso schon immer so getaugt, und sicher, das Geld ist auch nicht schlecht, was du verdienst als Lehrling, da hab' ich mir auch schon einmal gedacht, das Geld und so und mein Vater und mein Bruder, die tun auch schichteln, und das hab ich auch nicht so schlecht gefunden, dann hab ich gedacht, nehme ich halt das.“

Julia ordnet sich hier in eine Gruppe ein, die „schichtelt“, was Julia im Interview nicht nur verwendet, um von Schichtarbeit zu sprechen, sondern auch als Synonym für Industriearbeit verwendet. Zu dieser Gruppe zählt sie den Vater, den Bruder und auch ihren Lebenspartner, der ebenfalls in der Industrie beschäftigt ist. Mit dem Hinweis „bei uns tun fast alle schichteln“ verweist sie auf eine innerfamiliäre Normalität, ein bestimmtes Arbeits- und Lebensmodell, dem sie sich selbst zugehörig fühlt. Die Identifikation mit diesem (männlichen) Lebensmodell spiegelt sich umgekehrt in einer Abgrenzung zur Mutter und zur Schwester (die im Dienstleistungsbereich beschäftigt ist) wider, die im Interview kaum zur Sprache gebracht werden.

Ökonomische Notwendigkeiten

In zwei Fällen wird die Entscheidung für die Lehre unmittelbar bzw. hintergründig von finanziellen Notwendigkeiten geleitet. Da wäre zunächst Martina, Jahrgang 1985, die aus schwierigen familiären Verhältnissen kommt und ab ihrem achten Lebensjahr im Kinderheim aufwächst. Die Mutter arbeitet gelegentlich als Reinigungskraft, der Vater ist Installateur. „Wir haben **nie** Geld gehabt“, erzählt Martina, und deshalb sei für die Heimkinder ohne finanzstarke Eltern klar, dass sie so rasch als möglich selbstständig werden müssen. Sie erzählt über das letzte Jahr in der Hauptschule: „Dann tust halt ein paar Mal irgendwo in verschiedene Berufe schnuppern. Da suchst du dir dann eigentlich einen aus, und dann schaut man, dass man dort eine Lehrstelle kriegt, und das war halt so.“ Martina interessiert sich für technisches Zeichnen, findet aber keine Möglichkeit hier eine Ausbildung zu machen und beschließt schließlich nach einem Schnuppertag in einer Tischlerei, dort mit einer Lehre zu beginnen.

Bei Christine, Jahrgang 1983, ist es der Konkurs des kleinen Unternehmens des Vaters, der die Familie in finanzielle Schwierigkeiten stößt. Nach einer Lehre in der Metallindustrie macht er sich in spä-

teren Jahren selbstständig. Das Haus wird verkauft, die Familie zieht in eine kleine Wohnung, trotzdem bleibt noch eine große Summe an Schulden übrig. Nach der Hauptschule drängt Christine schnell darauf, ins Berufsleben einzusteigen, *„ich wollt einfach aufhören mit dem Lernen, das war für mich immer so ein bisschen mühsam. Ich wollte keine Schule mehr machen“*. Aber nicht der Umgang mit den Lerninhalten macht die Schule für Christine mühsam, sondern vielmehr die SchulkollegInnen, die sie oft verspotten. Sie sei immer eine *„Außenseiterin“* gewesen, erzählt sie, und während der Schulzeit *„eigentlich recht einsam“*. Sie weiß aber nicht so recht, was sie machen soll. Sie schnuppert im Einzelhandel, und weil ihr der Kontakt mit den KundInnen gefällt, beschließt sie in diesem Bereich ihre Lehre zu machen. Die fünf älteren Geschwister von Christine haben ebenfalls einen Lehrberuf ergriffen, eine der älteren Schwestern versucht sie jedoch davon zu überzeugen, weiter in der Schule zu bleiben. Die Eltern geben sich in dieser Hinsicht zurückhaltend, sie hätten sich nicht eingemischt, meint Christine. Wenn auch nicht direkt angesprochen, so deutet doch einiges darauf hin, dass die finanzielle Situation der Eltern nicht ganz unerheblich bei der Entscheidungsfindung war. Ein längerer Verbleib der Tochter im Bildungssystem hätte eine zusätzliche finanzielle Belastung in einer ohnehin angespannten Situation bedeutet. Diese These wird dadurch unterstützt, dass die Eltern Christine ab dem ersten Lehrlingsgeld alle finanziellen Zuwendungen streichen und sie von da an auf sich alleine gestellt ist.

Christine: „Wie ich dann von den Eltern auch nix mehr gekriegt hab, weil sie gesagt haben, ‚nein, du verdienst jetzt selber, du musst jetzt selber schauen, wie du zurechtkommst‘. Das war auch schwierig für mich, weil das war so: Ahh, ((freudig erschreckt)) ich hab' Geld und ich kann jetzt machen, was ich will. Aber sie haben mich da auf den Boden der Realität zurückgeholt ((lacht)).“

Beide, Martina und Christina, sind schon in sehr jungen Jahren mit der existentiellen Seite und Notwendigkeit der Erwerbsarbeit konfrontiert. Während Martina aufgrund ihrer Situation sehr früh dazu angehalten ist, für sich selbst Sorge zu tragen (und ihr Leben eigenständig sichern zu können), verstärkt im Fall von Christine eine prekäre finanzielle Lage der Eltern eine bestehende Tendenz in Richtung Lehrberuf, auch wenn vordergründig keine Einmischung der Eltern stattgefunden hat.

7.3 Schule oder Arbeit– was sonst noch möglich wäre

In meiner Studie gibt es einige Geschichten, die zwar im Hinblick auf die Start- und Endposition mit den soeben beschriebenen Erzählungen vergleichbar sind, doch in diesem Übergang passiert etwas, dass sie klar von den anderen abweichen lässt. Es findet eine Erweiterung des klassentypischen Möglichkeitsraums statt, die – folgen wir Bourdieu – so nicht vorgesehen sein sollte. In den Erzählungen von Florian, Veronika, Mario, Lukas, Patrick und Stefanie werden Pläne für den Besuch einer weiterführenden Schule bzw. eines Studiums deutlich, was einen deutlichen Bildungsaufstieg im Vergleich zu den Eltern bedeuten würde. Anhand der ersten fünf Fälle zeigt sich, wie unterschiedlich weit diese Öffnung des Raumes gehen kann, wie es zu dieser Erweiterung kommt und wie eine Kombination

aus habituellen Dispositionen, objektiven Hürden und Einflüssen aus dem Herkunftsmilieu die jungen Erwachsenen wieder auf die Klassenlaufbahn zieht.

Patrick wird 1993 geboren und wächst in einer kleinen Ortschaft auf dem Land auf. Als er sechs Jahre alt ist, trennen sich seine Eltern. Die älteren Geschwister, die schon eine Lehre machen oder berufstätig sind, bleiben beim Vater wohnen. Patrick und seine um zwei Jahre jüngere Schwester ziehen auf den Bauernhof der Großeltern, die in der unmittelbaren Nachbarschaft zum Vater wohnen. „*Es wäre halt nicht anders gegangen*“, meint Patrick, und er sei trotzdem „*groß geworden*“.

Patrick: „Sonst hätten wir wahrscheinlich ins Heim oder so müssen. Ich mein, ins Heim vielleicht nicht, aber hätte halt irgendwer anderer auf uns schauen müssen, und meine Oma, das- wir sind sowieso eine Großfamilie, die hat schon neun Kinder gehabt, und ich hab' über dreißig Cousins und Cousinen, also eine riesige Familie eigentlich, also sie ist das gewohnt, mit Kindern.“

Mit vierzehn Jahren übersiedelt Patrick wieder zurück in das Haus seines Vaters und muss von da an schnell lernen, sich allein zu versorgen. Das heißt, selber die Wäsche waschen bügeln, wobei er zugibt, das nicht gerne getan zu haben, „*ich hab' ja nur gebügelt, wenn ich was braucht hab ((lacht))*“. Über die Schulzeit erfahren wir von Patrick nicht viel, er beschreibt sich als „*Durchschnittsschüler*“, er sei nicht schlecht gewesen, es habe keine Probleme gegeben, wie er meint. Viel leidenschaftlicher erzählt er hingegen von seiner musikalischen Begabung. Über den Onkel bekommt er eine Harmonika in die Finger und bringt sich selbstständig das Spielen bei. „*Und dann haben sie alle gesagt, ja ich soll sofort in die Musikschule halt gehen und anfangen zum Lernen.*“ Er lernt schnell und gewinnt zwei Jahr später sogar einen Preis bei einem landesweiten Wettbewerb. Seit einigen Jahren spielt er auch in einer Musikgruppe. Dieses Talent spielt jedoch am Ende der Hauptschule, als es darum geht, was Patrick weiter machen soll, keine Rolle. Er habe viel darüber nachgedacht „*weiter Schul' gehen oder arbeiten gehen*“. Die Schnuppertage erleichtern ihm die Entscheidungen nicht, „*also für mich war's persönlich so, da schnupperst hinein, aber du weißt noch nicht, was du werden willst oder was du machen willst*“. Letztendlich entscheidet er sich für die Lehre, obwohl fünf seiner engsten Freunde gemeinsam eine HTL besuchen werden. Wie erklärt er das? „*Ich hätte weitergehen können*“, meint er, „*aber weil ich halt immer faul war beim Lernen, hat es mich halt nachher zu dem hingezogen, dass ich arbeiten gegangen bin, und ich wollt halt irgendwie gleich Geld verdienen*“. Er entscheidet sich schließlich für eine Lehre als Maschinenbautechniker bei einem Papierhersteller, da „*hat's mir am besten getaugt*“.

Florian, Jahrgang 1993, wächst gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder in einer kleinen Stadt in Westösterreich auf. Die Familie wohnt in einer „*Wohnbausiedlung*“, die Eltern hätten immer für die Kinder zurückgesteckt, erzählt Florian, „*die haben das Zimmer hergegeben, weil wir nur ein Kinderzimmer gehabt haben und ein Schlafzimmer, die haben sich ein Bett ins Wohnzimmer gestellt, haben alles getan für uns*“. Über die berufliche Ausbildung der Eltern weiß Florian nicht sehr viel, er vermutet, dass sein Vater entweder eine Lehre als Fleischer oder als Koch und Kellner absolviert hat. Er ist

aber schon seit langem nicht mehr im Lehrberuf tätig, sondern als LKW-Fahrer für ein Baustoffunternehmen. Bei der Mutter glaubt Florian zu wissen, dass sie keine Lehre abgeschlossen hat. Sie übernimmt nach der Geburt des ersten Kindes den Haushalt und die Versorgung der Kinder, *„meinem Papa war das wichtig, dass sie bei den Kindern daheim ist“*. Als die Söhne älter sind, nimmt sie eine Stelle im Verpackungsbereich in der Lebensmittelindustrie an. Florian interessiert sich bereits in jungen Jahren für Fußball und besucht auch regelmäßig ein Fußballtraining. Seine Begeisterung für den Sport führt auch dazu, dass er nach der Volksschule in eine Sporthauptschule wechselt. Am Ende der vierten Klasse taucht der Wunsch auf, *„etwas mit Computern“* zu machen, er überlegt, eine HTL mit entsprechendem Schwerpunkt zu besuchen. Florian besucht den Tag der offenen Tür, entscheidet sich dann jedoch anders, *„aber war nix für mich. Hat sich dann nix ergeben“*. Stattdessen beschließt er, in die örtliche Polytechnische Schule zu gehen, die ebenfalls einen Schwerpunkt in Informationstechnologien anbietet. Seine Vorstellungen darüber, was er später einmal machen möchte, sind jedoch äußerst vage. Er trifft die Entscheidung letztendlich mit einer guten Portion Pragmatismus. Nach zwei Schnuppertagen in einem kunststoffverarbeitenden Betrieb wird ihm eine Lehrstelle als Lagerlogistiker angeboten, die er auch gleich annimmt. Er meint dazu: *„Heutzutage ist es nicht so einfach, gleich auf Anhieb eine Lehrstelle zu finden. Ich hab' mir gedacht, dass ich eine Lehrstelle halt habe, so war das für mich, dann hab ich das angenommen.“*⁵⁵

Lukas wird 1990 geboren und hat einen um drei Jahre älteren Bruder. Über die Ausbildung der Mutter ist sich Lukas im Unklaren, sie hat wechselnde Beschäftigungen im Einzelhandel, in einem Kosmetikstudio und bei der Gemeinde. Seit vielen Jahren arbeitet sie in der Textilindustrie in der Qualitätskontrolle. Auch Lukas' Vater ist in diesem Betrieb beschäftigt. Eigentlich hat er eine Lehre als Einzelhandelskaufmann gemacht, ist nun aber ebenfalls schon viele Jahre als Arbeiter in der Endverarbeitung tätig und auch als Betriebsrat engagiert. Als Lukas und sein Bruder noch klein sind, arbeiten die Eltern in Gegenschichten, um für die Betreuung der Kinder sorgen zu können. Der Vater übernimmt einige Jahr vor allem Nachtschichten, Lukas habe das aber nicht unbedingt als Belastung empfunden, sondern hat auch durchaus positive Erinnerungen daran. Der Vater sei mit *„frischem Gebäck“* von der Arbeit zum gemeinsamen Frühstück gekommen, *„das war schon cool, wenn du dann von der Schule heimgekommen bist und der Papa war ausgeschlafen und war daheim“*. Bereits in der Volksschule äußert Lukas konkrete Pläne für seine berufliche Zukunft, *„ich wollt immer Kindergärtner werden“*, meint er, *„wirklich, das fasziniert mich einfach, mit Kindern arbeiten“*. Am Ende der Hauptschule schlittert Lukas in Schwierigkeiten. Er beschreibt sich selbst als *„Schulverweigerer“*, vor allem in der dritten und vierten Klasse wollte er eine Zeit lang nicht zur Schule gehen, weil es *„draußen“* einfach schöner war. *„Ja, das war halt kurzzeitig sehr anstrengend für die Mama und für den Papa, nicht?“* Aber er habe dann *„eh die Kurve wieder gepackt, und dann ist es eh wieder gegangen“*. Auch sein Bruder, der zu diesem Zeitpunkt die HAK besucht, hat Schwierigkeiten in der Schule und bricht diese später

⁵⁵ Lagerlogistik ist seit 2008 ein Lehrberuf.

ab. Für Lukas hat sich trotz der Turbulenzen gegen Ende der Hauptschule nichts an seinen Berufswünschen geändert. Er bewirbt sich in der Schule für Kindergartenpädagogik, besteht die Aufnahmeprüfung aber nicht. Er entschließt sich, die Polytechnische Schule zu besuchen und es in einem Jahr nochmal zu versuchen, aber erneut ohne Erfolg. Also entscheidet er sich für eine Lehre als Industriekaufmann und meint dazu:

*Lukas: „Ich wollte eigentlich **nie** in einer Halle arbeiten, ich wollt' nie in der Produktion arbeiten. Ich wollte dann eigentlich nur, eben Büro habe ich mir dann noch vorstellen können, eben auch mit anderen Leuten in Kontakt und so. Produktion **nie**, und Schlosser oder sonst irgendwas, da hätte ich zwei Linke [Hände] gehabt.“*

Er bewirbt sich zunächst bei einem Chemiekonzern und bei dem Textilhersteller, bei dem zu diesem Zeitpunkt nicht nur seine Eltern, sondern auch sein Bruder und sein Onkel beschäftigt sind. Lukas entscheidet sich dann aber für die „Konkurrenz“, weil er nicht will, dass die Kollegen denken, er habe die Lehrstelle nur aufgrund seiner innerbetrieblichen familiären Beziehungen bekommen.

Mario, 1988 geboren, wächst als ältester von drei Geschwistern auf einem Bauernhof auf. Der Vater ist gelernter Werkzeugmacher und arbeitet bei einem Maschinenhersteller. Die Mutter ist Altenfachbetreuerin, die Landwirtschaft wurde vor einiger Zeit aufgegeben. Seine Kindheit beschreibt Mario nur sehr knapp: „Ja, es war halt so typisch, wie man sich das vorstellt, am Land aufwachsen. Viel draußen sein und viel im Wald sein, und mit dem Radl zu Freunden fahren.“ An die Volksschulzeit denkt Mario gerne zurück, aufgrund der geringen Kinderanzahl gibt es ein enges Verhältnis zwischen der Lehrerin und den Kindern. In der Hauptschule leidet er deshalb auch ein wenig darunter, dass die Klassen nun größer und die Lehrkräfte weniger Zeit haben. Er begeistert sich für Englisch, kann hingegen der Mathematik nur wenig abgewinnen. Als es in der Hauptschule darum geht, sich für einen weiteren Weg zu entscheiden, taucht der Wunsch auf, später einmal zu studieren.

Mario: „Ja, nach der Hauptschule bin ich dann eben, also während der Hauptschule, in der vierten Klasse Hauptschule habe ich einmal überlegt, was ich nachher mache, und ich wollte eigentlich, hab' mir eigentlich gedacht gehabt, dass ich vielleicht irgendwas studieren möchte und bin darum dann ins Gymnasium gegangen.“

Er wählt dort einen humanbiologischen Zweig mit einem Schwerpunkt auf Biologie und Chemie. Während das erste Jahr noch gut läuft, beginnt er im zweiten Jahr vor allem im Fach Latein Schwierigkeiten zu bekommen. „Das erste Jahr hab' ich eh noch relativ gut herumgebogen, irgendwie aber im zweiten dann, also in der Sechsten, hat das dann nicht mehr funktioniert ((lacht)) mit dem Irgendwieherumbiegen.“ Er weiß mit der Sprache nichts anzufangen, findet keinen Zugang und hört auch zu lernen auf. Am Ende des zweiten Schuljahres beginnt er sich nach einer Lehrstelle umzusehen. „Für mich war es dann relativ klar, dass ich mir lieber eine Arbeit such und sonst meine Matura nachhole, wenn es mich dann freut.“ Er bewirbt sich bei einem Chemiekonzern als Chemielaborant. Es werden

zu dem Zeitpunkt aber keine Lehrlinge in diesem Bereich aufgenommen. Mario bekommt dann jedoch die Möglichkeit, als Chemieverfahrenstechniker im Produktionsbereich zu beginnen, eine Chance, die er schlussendlich auch ergreift.

Veronika wird 1988 geboren und hat einen jüngeren Bruder. Der Vater arbeitet als Kellner, die Mutter hat keine über die Pflichtschule hinausgehende Ausbildung und ist auch nicht erwerbstätig. Die Kindheit von Veronika ist geprägt von prekären Verhältnissen. Als sie noch klein war, habe die Familie „im Keller gewohnt am Anfang“. Der Vater ist schwerer Alkoholiker, „ich weiß leider noch viel von, (...) weil ich hab' immer meinen Bruder beschützen müssen“. Der Kindergarten und später die Volksschule sind hingegen Orte, an die sich Veronika gerne erinnert, vor allem den Kindergarten habe sie „geliebt“, „wenn ich jetzt meinen Buben in den Kindergarten bring, denke ich mir immer: ‚Mah, war die Zeit schön‘“. Früh taucht bei Veronika der Wunsch auf, später einmal Ärztin zu werden. In der Hauptschule fühlt sie sich nicht sehr wohl. „Das war nicht so Meins“, meint Veronika. Sie ist Teil eines neu eingerichteten Informatikzweiges in der Schule und hat zu Beginn Schwierigkeiten im Umgang mit Computern. Die Eltern können sie in dieser Zeit nur wenig unterstützen, beim Lernen ist Veronika auf sich alleine gestellt.

Veronika: „Irgendwann haben sie eh nicht mehr mithalten können, weil wir haben Eltern, die halt ein bisschen, wie soll man denn sagen, unterbelichtet ist- nein, das ist es nicht. Ja, es ist aber so. Es ist eine Tatsache, ja. Wir haben uns halt alles selber beibringen müssen, mein Bruder und ich.“

In der Schule stößt sie durch eine Informationsbroschüre auf eine HTL mit einem Chemie-Schwerpunkt, sie habe sofort gewusst, dass sie diese Schule machen möchte, „das **ist** das, das **ist** das!“ Die Eltern befürworten Veronikas Entscheidung nicht. Vordergründig scheint die weite Anreise dagegen zu sprechen. „Sie wollten nicht, dass ich weggehe, dass ich mit dem Bus wo hinfahren muss.“ Für Veronika bleibt damit nur die Wahl zwischen der örtlichen Polytechnischen Schule und der HAK. Weil sie aber eine „Aversion“ gegen das „Poly“ hat, beschließt sie, einigermaßen widerwillig, die HAK zu besuchen, lässt ihrem Ärger aber deutlich Luft, wie sie erzählt.

Veronika: „Das war eine wilde Zeit, es war irgendwie eine Zeit der Rebellion bei mir. Weil ich nicht in die Schule gehen hab dürfen, war ich leicht rebellisch. Da hab' ich alles getan, glaub ich, was Gott verboten hat. Also da haben es meine Eltern sicher nicht leicht gehabt mit mir, obwohl sie viel nicht gewusst haben. [...] Aber das war wirklich so, wie man sich das wirklich vorstellt, so eine fünfzehnjährige Rebellin, die mit blauen Haaren daherkommt und was weiß ich, was ich da alles getrieben hab. Ich mein nix Illegales, muss ich auch sagen.“

In der Schule ist Veronika aber sehr unglücklich, die Inhalte dort hätten sie „genau Nüsse interessiert“, der „trockene Stoff“, das habe sie nicht ausgehalten. Nach zwei Jahren bricht sie die Schule ab und greift wieder auf ihren ursprünglichen Wunsch zurück, etwas im Bereich der Chemie zu machen. Sie bewirbt sich bei unterschiedlichen Firmen in der chemischen Industrie und bekommt schließlich in einem Betrieb eine Lehre als Chemieverfahrenstechnikerin angeboten.

7.3.1 Erweiterung von Möglichkeitsräumen

In allen Fällen können wir, wenn auch auf etwas unterschiedliche Art und Weise, zunächst eine Erweiterung des subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsraums feststellen, der sich in den geäußerten Überlegungen, eine weiterführende höhere Schule zu besuchen oder auch später ein Studium zu beginnen, materialisiert. Wie kommt es nun dazu, dass dieser Schritt – im Gegensatz zu den objektiven Wahrscheinlichkeiten – zu etwas Möglichem wird? Nachdem dieser Aspekt in der Phase der Datenerhebung nicht im Fokus der Forschung lag und sich erst retrospektiv als wichtiges Moment herauskristallisierte, können die Umstände, die zu dieser Erweiterung geführt haben, nur in Ansätzen aus dem Material rekonstruiert werden. Wir können diese Hinweise jedoch mit Erkenntnissen aus anderen Forschungen verdichten und daraus einige wesentliche Elemente destillieren, die Aufstiegtendenzen begünstigen.

Zu nennen ist hier zunächst einmal das unmittelbare soziale Umfeld, wie die Familie, der Freundeskreis oder andere wichtige Bezugspersonen. Während vorhin das soziale Umfeld im Zusammenhang mit der Herstellung einer linearen Klassenlaufbahn thematisiert wurde, kann das soziale Umfeld auch zu einer Eröffnung von Möglichkeitsräumen beitragen. Manchmal sind es ältere Geschwister, wie bei Lukas oder bei Stefanie, die eine weiterführende höhere Schule besuchen und damit Wege des Erreichbaren aufzeigen. Bei Patrick sind es die engsten Freunde in der Schule, welche diese Möglichkeit ins Spiel bringen. Folgen wir Schultheis und Bittlingmayer, können wir argumentieren, dass die Bildungsexpansion mitunter die Wahrscheinlichkeit auch für Angehörige der unteren sozialen Klassen erhöht hat, in ihrem sozialen Nahumfeld soziale Aufstiegsprozesse zu erleben (Schultheis 2004; Bittlingmayer 2002). Nur in einem Fall sind direkt von den Eltern feststellbare Bestrebungen hinsichtlich des Besuchs einer weiterführenden höheren Schule erkennbar. Und zwar bei Stefanie, wo es der Mutter ein Anliegen ist, dass ihre Kinder nach der Volksschule in das Gymnasium wechseln und als Ziel für alle die Matura vor Augen hat.⁵⁶ Diese Erwartungen sind angesichts des sozialen Hintergrunds der Eltern, die gemeinsam während des Jugoslawienkrieges nach Österreich geflohen sind und über keine höhere Schulausbildung verfügen, etwas überraschend, lassen sich aber mit Blick auf die aktuelle Bildungsforschung erklären. Es zeigt sich, dass Eltern mit Migrationshintergrund im Vergleich zur einheimischen Bevölkerung überdurchschnittlich hohe Bildungsaspirationen für ihre Kinder haben, und zwar ungeachtet ihres eigenen sozio-ökonomischen Hintergrunds (vgl. u.a. Gresch 2012; Dollmann 2010). Befunde, die auch für Österreich bestätigt werden. Bei Eltern mit türkischem Migrationshintergrund wird überdurchschnittlich häufig ein Universitätsabschluss für die Kinder angestrebt, bei Eltern aus Ex-Jugoslawien zumindest die Matura als Ziel für die Kinder angegeben.

⁵⁶ Gerade im städtischen Kontext, in dem auch die Geschichte von Stefanie zu beurteilen ist, ist der Besuch der Hauptschule bzw. Neuen Mittelschule anders konnotiert, als dies in ländlichen Regionen der Fall ist, in denen die Dichte an verfügbaren Gymnasien zu weniger ausgeprägten Differenzierungsstrategien führen. Auswertung des Bundesinstituts für Bildungsforschung (bifie) zeigen, dass der Wechsel von der Volksschule in eine Allgemein bildende höhere Schule in der Großstadt (unabhängig von schulischen Leistungen oder familiären Hintergrund) etwa zehnmal wahrscheinlicher ist, als auf dem Land (vgl. dazu <https://www.bifie.at/buch/1191/2/3> - 14.04.2017).

Das gilt auch für Eltern, die selbst keine Reifeprüfung gemacht haben, während bei gleichen Bildungsabschlüssen in österreichischen Familien die Lehre mehrheitlich als angestrebtes Ziel für die Kinder genannt wird (Lachmayr, Leitgöb, und Bacher 2011). Aber nicht nur das Aufzeigen von Möglichkeiten, sondern auch die emotionale Unterstützung spielen eine bedeutsame Rolle, wie Antonia Kupfer in ihrer Studie über soziale Bedingungen von Aufstiegsprozessen von Kindern aus der *working-class* deutlich macht (Kupfer 2012, 2015). Diese ist besonders wichtig, um Kinder mit dem nötigen Selbstvertrauen und Rückhalt auszustatten, der es ihnen erlaubt, sich positiv auf sich selbst zu beziehen und damit klassenuntypische Wege zu beschreiten (Kupfer 2012, 64). In der vorliegenden Studie können wir das bei Lukas feststellen, der betont, dass seine Mutter ihn zu den Aufnahmeprüfungen in der Schule für Kindergartenpädagogik begleitet habe und die Eltern „*immer hinter mir waren*“.

Der erweiterte Möglichkeitsraum kann auch Ausdruck einer latenten Aufstiegsorientierung in den höher qualifizierten Schichten des ArbeiterInnenmilieus sein. Angehörige des „leistungsorientierten Arbeitnehmersmilieus“ (Vester u. a. 2001, 514ff.) verbindet, wie wir bereits gehört haben, ein hohes Leistungsethos und eine gewisse Affinität für beruflichen Aufstieg, was sich bei Kindern in höhere Bildungsaspirationen übersetzen kann. Wir können den Fall von Mario in diese Richtung interpretieren, dessen Familie – mit dem Vater als Facharbeiter mit einer guten Position in der Industrie und der Mutter als Altenfachbetreuerin – sicherlich in den höheren Fraktionen der Klasse eingeordnet werden kann. Kupfer verweist in ihrer Studie auf eine Untersuchung von Jackson und Marsden, die hier ähnliche Zusammenhänge zwischen der sozialen Position der Eltern und den Bildungsbestrebungen der Kinder feststellen (Jackson und Marsden 1966; Kupfer 2012).

In zwei Fällen, bei Lukas und Veronika, spielt ein latentes Streben, dem „*sozialen Erbe*“ (Bourdieu 2010a) der Eltern zu entkommen, eine wesentliche Rolle in der Erweiterung der subjektiven Möglichkeitsräume. Lukas ist im Gespräch von Beginn an darum bemüht, eine klare Grenze zwischen ihm und seiner Familie zu ziehen, sich als *anders* zu präsentieren. Er ist bestrebt, einen anderen Weg als seine Familie einzuschlagen, wo Vater, Mutter, Onkel und Bruder als ArbeiterInnen in der Textilindustrie beschäftigt sind. Deutlich wird das zum Beispiel in seiner Erklärung, warum er sich für die Lehre als Industriekaufmann entschieden habe. Er nennt nicht die Gründe, die dafürgesprochen haben, sondern versucht der Interviewerin deutlich zu machen, was er *nicht* machen wollte – und zwar „*nie in einer Halle*“, „*nie in der Produktion*“ zu arbeiten. Lukas präsentiert damit seinen Lebensweg, und auch seine beruflichen Entscheidungen, als Teil eines Prozesses, sich vom „Schicksal“ der Eltern und des Bruders, die ebenfalls aus einem anderen Lehrberuf bzw. beruflichen Umfeld in die Fabrik gekommen sind, so weit als möglich abzugrenzen. Der Berufswunsch Kindergartenpädagoge repräsentiert einen doppelten Bruch mit diesem Erbe. Zum einen ist der Beruf nicht in der Industrie, sondern im Dienstleistungsbereich angesiedelt, zum anderen verläuft diese Abgrenzung über eine Negation typisch männlicher Berufswünsche, für die er sich als nicht geeignet darstellt („*da hätte ich*

zwei Linke gehabt“). Zu überlegen wäre - was aber anhand des Materials nicht weiter exploriert werden kann -, inwiefern Lukas'Aspirationen auch als Ausdruck veränderter Reproduktionsstrategien der ArbeiterInnenklasse interpretiert werden können, die damit auf eine Verschiebung der Bildungs- und Berufsstruktur reagiert.

Veronikas Geschichte lässt sich als andere Form des Ausbruchsversuchs lesen. Folgen wir den Überlegungen von Kupfer können wir ihre Bildungsaspirationen als Ausdruck eines Strebens nach Sicherheit interpretieren – ein Bedürfnis, das durch ein prekäres soziales Umfeld nicht befriedigt werden kann. Prekäre und instabile soziale Verhältnisse, wie beispielweise aufgrund von häuslicher Gewalt, Verlust eines Elternteils oder Armut, bieten nicht die notwendige Sicherheit, die stattdessen in Bildungseinrichtungen gesucht wird – und wenn diese gegeben ist, soziale Aufwärtsmobilität befördert. „These existential insecurities create a desire for self-affirmation which cannot be sufficiently achieved through family bonds or material security and so must be created otherwise“ (Kupfer 2012, 65f.). Auch Veronika erfährt in den Bildungseinrichtungen so etwas wie Sicherheit und Anerkennung. Es sind auch jene Orte, die schöne Erinnerungen aus der Kindheit hervorrufen. Daraus entwickelt sich eine starke Bildungsmotivation. „*Wir [der Bruder und ich, Anm.] haben auch viel gelesen. Wir lesen heute noch viel. Wir schauen uns viel an, aber sonst würden wir auch viele Sachen **nicht** wissen*“, so Veronika.

7.3.2 Schließung von Möglichkeitsräumen

In allen Fällen kommt es jedoch wieder zu einer Schließung der Möglichkeitsräume, die Befragten münden in die duale Lehrausbildung ein. Patrick entscheidet sich schließlich dagegen, mit seinen Freunden die HTL zu besuchen, Florian nimmt nach dem Tag der offenen Tür Abstand von einem weiterführenden Schulbesuch, Lukas wird durch die formalen Eingangshürden des Bildungssystems an seinen Plänen gehindert, und Mario, Veronika und Stefanie entscheiden sich nach einigen Schwierigkeiten im Gymnasium bzw. in der HAK für einen Lehrberuf. Um die Bedeutung dieses Schrittes analytisch herauszuarbeiten, ist es sinnvoll, sich in Erinnerung zu rufen, was am Beginn des Kapitels angesprochen wurde. Etwas zu machen, sich für etwas zu entscheiden bedeutet gleichzeitig auch, etwas anderes nicht zu machen. Welche Möglichkeiten hätten sich den ProtagonistInnen (theoretisch) noch geboten? Vorstellbar wäre beispielsweise für alle gewesen, eine Phase des Moratoriums anzuschließen – beispielsweise in Form einer Phase der Sucharbeitslosigkeit –, was in diesem Lebensabschnitt durchaus nicht ungewöhnlich wäre. Die Wiederholung einer Schulstufe wäre in einigen Fällen ebenso eine Möglichkeit gewesen wie der Versuch, in eine andere Schule zu wechseln, um dort die eigenen Pläne realisieren zu können. Warum sind das keine Alternativen, die ernsthaft in Erwägung gezogen werden? Warum der schnelle Übertritt in die Lehre?

Latente Erwartungen aus dem Herkunftsmilieu

Die jungen ArbeiterInnen präsentieren sich in ihren Entscheidungen selbstbewusst und selbstbestimmt, wie die nächsten Interviewausschnitte deutlich machen. Auf die Frage hin, wie die Eltern seine Entscheidung für die Lehre gesehen hätten, meint beispielsweise Mario:

*Mario: „Die haben sich prinzipiell gefreut. Also die haben das super gefunden. Sie haben auch nicht irgendwie probiert, dass sie mich da jetzt ziemlich großartig beeinflussen, dass ich mit der Schule aufhören will. Sie haben mich auch nicht großartig beeinflusst, **dass** ich sie mache. Sie haben das immer **mir** überlassen, was ich machen will. Das soll ich selber wissen und entscheiden. Weil sie haben erstens gewusst, dass ich mich eh nicht wirklich umstimmen lasse, wenn ich meine, ich muss jetzt etwas machen. Und nein, sie haben das auch gut unterstützt, dass ich da zu meinen Bewerbungsgesprächen komm und ja, also ich glaub, sie waren ganz froh, dass ich da jetzt nicht irgendwie noch in der Schule umadum sandelt und eh nix tu.⁵⁷ So wie es manche andere tun, getan haben ((lacht leise)), ja.“*

Ähnliches berichtet Lukas. Auch er betont, dass ihm die Eltern bei der Entscheidung, was er später einmal werden möchte, freie Hand gelassen hätten.

*Lukas: „Das war rein **meine** Entscheidung. Ich soll das machen, was mir Spaß macht. Die Mama ist auch immer mitgefahren zu den Aufnahmetests, zum Beispiel in der Kindergartenschule, und **so**. Also sie waren schon hinter mir. Wie ich dann gesagt hab, ja, ich brauch irgendwas anders, nicht? Wenn sie mich nicht nehmen, hab' ich mich dann für das Büro entschieden. Ja, sie waren eigentlich immer hinter mir. Sie haben gesagt, ‚das ist das, was **du** willst.‘ Sie haben nie gesagt, ‚**das** musst du machen oder **das** sollst du machen.‘ Nie. Sie haben nur gesagt, ‚eine **Arbeit** brauchst du‘, aber was das dann im Endeffekt war, war mir überlassen.“*

Auch wenn die jungen Erwachsenen in den Gesprächen ihre Selbstbestimmtheit zu vermitteln versuchen, tritt bei genauerer Betrachtung die Wirkung der im Herkunftsmilieu verankerten Bedeutung von Erwerbsarbeit deutlich zu Tage.⁵⁸ Diese inkorporierte Bedeutung von Erwerbstätigkeit drückt sich zum einen in dem Imperativ „eine Arbeit brauchst du“ aus, entfaltet seine Bedeutung aber auch in der Abgrenzung zum „Nichts-tun“, zum „Umadumsandeln“. Der Besuch einer Schule wird akzeptiert, solange es erfolgsversprechend scheint, es lässt sich mit dem Leistungsethos des Herkunftsmi-

⁵⁷ Der in Oberösterreich – aber auch in Teilen Süddeutschlands – verbreitete Begriff „sandeln“, leitet sich - folgen wir Roman Sandgruber – vom mittelhochdeutschen Wort „seinde“ ab, dass „langsam“ oder auch „träge“ bedeutet (OÖ Nachrichten, 21.02.2015). Der Duden gibt seine Bedeutung mit „langsam arbeiten“, oder „faulenzen“ an. Das österreichische Wörterbuch beschreibt „herumsandeln“ oder „umadumsandeln“ als sich mit etwas unnötig Zeit zu lassen, auch Zeit ungenützt verstreichen zu lassen (vgl. auch http://www.ostarrichi.org/wort-7688-herumsandeln-Sich_mit_etwas_Zeit_lassen_obwohl_die_Zeit_drang.html – 14.04.2017).

⁵⁸ In Studien wird anhand dieser subjektiven Selbstpräsentation oft darauf geschlossen, dass die Familie bzw. der soziale Hintergrund keinen Einfluss auf die Bildungswege mehr haben. Zwei Beispiele seien hier kurz genannt: Baethge et al argumentieren in ihrer Studie, dass elterliche Berufs- und Arbeitserfahrungen nicht relevant für die Orientierung der Jugendlichen sind, messen das aber nur an dem was die Jugendlichen selbst sagen („Nur jeder Achte ... läßt deutlich werden, daß er sich bei seiner Berufswahl positiv an dem Beruf seines Vaters oder seiner Mutter orientiert hat“ (Baethge u. a. 1988, 74). Auch die „Emerging adulthood theory“ proklamiert in ähnlicher Weise einen Bedeutungsverlust von Klasseneffekten auf der Grundlage der Zustimmung zu der Frage: „At this time of my life, it still seems like anything is possible“ (Arnett 2015; bzw. kritisch dazu du Bois-Reymond 2016).

lieus vereinbaren. „*Nichts zu tun*“ hingegen ist kein annehmbares, vertretbares (sonst WH) Lebenskonzept. Die Notwendigkeit einer Erwerbsarbeit und deren Bedeutung gründen in der Arbeiterklasse in ihrem Status als Lohnabhängige, aber auch in ihrer spezifischen Positionierung im sozialen Gefüge, die in stärkerem Ausmaß als in anderen Klassen Arbeit zu einer (existenzsichernden) Notwendigkeit macht. In einer kapitalistischen Gesellschaft stellt Lohnarbeit zwar abstrakt für alle Gesellschaftsmitglieder, die nicht über Produktionsmittel (bzw. anderweitige Vermögen) verfügen, eine Notwendigkeit zur Existenzsicherung dar, praktisch gesehen entfaltet sie jedoch gerade für jene sozialen Gruppen ohne nennenswerte Ausstattung mit ökonomischem Kapital im Alltag ihre existentielle Bedeutung. Daraus geniert die Arbeiterklasse auch spezifische Formen der Anerkennung. Harte Arbeit, seinen Lebensunterhalt selbst verdienen zu können, für die Familie sorgen zu können, das alles verleiht den Angehörigen dieser Klasse Legitimität (Sennett und Cobb 1993, 267). Diese Form der Anerkennung äußert sich umgekehrt in der Abgrenzung zu jenen, die keinen entsprechenden Beitrag leisten können oder wollen.

Wir können auch Patricks Entscheidung für die Lehre in diesem Kontext sehen. Er zieht in dieser Phase wieder im Haushalt des Vaters ein, wo auch der ältere Bruder noch wohnt, der aber ebenfalls berufstätig ist. Beide Männer repräsentieren die erwachsene (Arbeiter-)Welt. Mit dem Umzug findet in gewisser Weise eine Transformation der Rollen und Anspruchsstrukturen statt - und zwar vom Kind, für das gesorgt wird, hin zu einem Erwachsenen, von dem erwartet wird, dass er nun für sich selbst Sorge tragen kann. Es liegt die Vermutung nahe, dass Patrick sich in dieser Konstellation eher in Richtung Erwerbstätigkeit, „*gleich Geld verdienen*“, gezogen fühlt, um seinen Vater und seinem Bruder auf diese Weise ebenbürtig zu sein.

“Even today, one reason why working-class adolescents want to leave school and start work very early is the desire to attain adult status, and the associated economic capacities, as soon as possible. It’s very important for a boy to earn money so he can keep up with his peers, go out with his mates and with girls, be seen, and see himself, as a ‘man’. That’s one of the factors behind working-class children’s resistance to the raising of the school leaving age” (Bourdieu 1993, 96f.).

Vorstellbar wäre darüber hinaus, dass durch die Berufstätigkeit eine Gemeinsamkeit mit dem Vater hergestellt werden kann, ein verbindendes Element nach einer langen Trennungsphase, das auch Anerkennung sichert. Begünstigt wird diese Dynamik auch dadurch, dass der Vater bei Patricks Ringen um eine Entscheidung zwischen „*Schule und Arbeit*“ eine eher passive Rolle einnimmt, wie Patrick erzählt. Auch die Mutter habe sich hier nicht eingebracht, „*die haben gesagt, ich muss selber wissen, also was ich mach*“. Damit bleibt aber auch eine Unterstützung aus, die Patrick vermutlich in dieser Situation benötigt hätte, um den Schritt in die weiterführende Schule setzen zu können. Und gerade diese freie Wahl und sich nicht einzumischen reproduziert - verbunden mit den latenten klassenspezifischen Erwartungen - eine Reproduktion der Verhältnisse.

Diese inkorporierten Erwartungen und Deutungen über Erwerbsarbeit strukturieren die Entscheidungen der jungen Erwachsenen zu einem Zeitpunkt, an dem sich die objektiven Möglichkeitsräume schließen. Das bedeutet gleichzeitig auch, dass eine Phase des „Moratoriums“, wie zum Beispiel eine Phase der Arbeitslosigkeit oder andere Formen des Orientierungsprozesses (wie der Wechsel in eine andere Schule), in dieser Klassenlage (ökonomisch) nicht möglich und (habituell) nicht denkbar sind (Bourdieu 1993, 96). Eine solche Phase der „vorübergehenden Verantwortungslosigkeit“ (*provisional irresponsibility*, Bourdieu 1993, 95f.) ist, so schreibt Bourdieu, deshalb in der Regel ein typisches Merkmal der Adoleszenz von Angehörigen höherer sozialer Klassen. Selbst bei Veronika, die Anzeichen eines Widerstandes gegen die Interventionen ihrer Eltern zeigt, bleibt das Aufbegehren letztendlich in einem institutionell vorgegebenen Rahmen. Ihr Übergang in die Lehre schließt nahtlos an die Schule an, und es kommt schnell zu einer Entschärfung der Lage, als sie mit der Lehre beginnt, da „*bin ich wieder ruhig geworden*“, meint sie. Gleichzeitig bieten diese Deutungsmuster für die jungen Erwachsenen einen Rahmen, der es ihnen erlaubt, die Entscheidung für die Lehre als richtig und legitim zu deuten.

Selbstzuschreibungen

Wie auch in der ersten Übergangskonstellation begegnen uns auch hier wieder Anforderungen des Bildungssystems als Hürden für die Befragten. Entweder in Form von Leistungsanforderungen, denen nicht entsprochen werden kann. Sei es wie bei Lukas, für den die Aufnahmeprüfung in der Wunschschule zur unüberwindbaren Hürde wird, oder wie bei Stefanie, die schon in der Unterstufe im Gymnasium mit den Leistungsanforderungen zu kämpfen hat und sich in der fünften Klasse nach einigen negativen Abschlüssen mit dem Hinweis, sie suche sich lieber „*etwas Leichteres*“, für die Lehre entscheidet. Ein wenig anders verhält es sich bei Patrick, Mario, Florian und Veronika, die – folgen wir ihren Erzählungen und Andeutungen – den schulischen Anforderungen prinzipiell gerecht werden hätten können. Das drückt sich bei Patrick und Mario darin aus, dass sie meinen, „*zu faul*“ für die Schule gewesen zu sein. Mario kann sich nicht für Latein begeistern und hat dann „*eben nix mehr getan*“. Ähnliches gilt vermutlich auch für Veronika, auf der Grundlage der Daten können die Gründe jedoch nicht vollständig rekonstruiert werden. Sie kann sich nicht für die in einer HAK typischen Fächer wie Betriebswirtschaft begeistern und sieht schließlich keinen Sinn mehr in einem weiteren Besuch der Schule.

Dass die Diskrepanzen zwischen der Sozialisation von Arbeiterkindern und Anforderungen der Schule sich u.a. in schlechten Leistungen artikulieren, wurde bereits etabliert. Werfen wir deshalb einen genaueren Blick auf das Argument der „Faulheit“, die uns zuvor auch schon bei anderen Geschichten begegnet ist. Welche Funktion erfüllt das in diesen Konstellationen? Eine Schule oder einen Gegenstand aufgrund von Faulheit nicht zu schaffen bzw. zu besuchen bedeutet, im Gegensatz zu Schwierigkeiten mit Lerninhalten, dass man eigentlich dazu in der Lage wäre, den Anforderungen gerecht zu werden, man aber nicht die notwendige Motivation oder das Interesse aufbringt, um diese

zu erfüllen. In einem Schulsystem, das in seinem Selbstverständnis diesen engen Zusammenhang zwischen Leistungsbereitschaft und Erfolg verkörpert, sehen sich Kinder, die dieser Logik nicht entsprechen, mitunter dem Vorwurf ausgesetzt, nicht ausreichend Motivation aufzubringen. Die Lehrkräfte können kraft ihrer Stellung Kinder aufgrund von Attributen klassifizieren: Fleißige und Faule, Brave und Schlimme, Aufmerksame und Vorlaute usw. Studien (Lehmkuhl, Schmidt, und Schöler 2013; Reay 2004) zeigen, dass Kinder diese Zuschreibungen verinnerlichen und als Selbstzuschreibungen übernehmen, die verständlich machen soll, warum man nicht für den Besuch einer weiterführenden Schule geeignet ist. Das Wertesystem der Schule inkorporiert, haben sie keine andere Wahl, als sich selbst und ihre Fähigkeiten zu entwerten. Gleichzeitig ist darin auch eine latente Selbstvergewisserung enthalten, nicht dorthin zu gehören.

In etwas anderer Form finden wir diese habituellen Formen der Selbstausschließung in der Geschichte von Florian, der den Tag der offenen Tür einer HTL besucht und dann meint, „*war nix für mich*“. Über das, was am Tag der offenen Tür passiert ist, können wir nur spekulieren. Vielleicht hat ihm die Schule nicht gefallen, vielleicht war er verunsichert, vielleicht hat er auch eine Anmeldefrist versäumt. Im Kontext der gesamten Lebensgeschichte wird jedoch deutlich, dass hier eine mentale Grenze zum Ausdruck kommt, die ihn davon abhält, diesen Schritt in die weiterführende höhere Schule zu setzen. Der Ausdruck wiederholt sich im Interview an unterschiedlichen Stellen und wird von Florian immer dann ins Spiel gebracht, wenn es um soziale Positionen oder Anforderungen geht, die ihm aufgrund seiner sozialen Herkunft nicht unmittelbar vertraut sind. In dem Ausdruck „*war nichts für mich*“ – eine Formulierung, die auch Bourdieu in den *Feinen Unterschieden* (1987a) als charakteristisch für die Arbeiterklasse anführt – zeigen sich die mentalen Grenzen, die der Habitus erzeugt und damit bestimmte soziale Orte als für einen nicht „passend“ oder eben sich selbst als „ungeeignet“ erscheinen lässt.

Eine vernünftige Entscheidung

Mario und Patrick begründen ihre Entscheidung für die Lehre retrospektiv zusätzlich mit einer aus ihrer Sicht rationalen Kosten-Nutzen-Abwägung. Mario erzählt über andere Schulkollegen, die auch nicht gelernt hätten, aber noch in der Schule geblieben seien, letztendlich aber ohne Erfolg.

Mario: „Ich glaub, das hat man eh in jeder Klasse, dass da irgendwie so ein, zwei Nixtuer hast, und da haben wir halt auch ein paar gehabt in der Klasse, die dann relativ lang noch im Gym waren. Ich glaub, einer hat es dann einmal bis zur siebten Klasse geschafft, das war's dann bei ihm ((lacht leise)). Da war er schon zwanzig oder so ((lacht)). Also der hat das a bissel ausgenutzt noch ((lacht)).“

Vor diesem Hintergrund scheint die Entscheidung, rasch eine Arbeit gesucht zu haben, anstatt noch einige Jahre „*nichts zu tun*“, klüger gewesen zu sein. Die geringen Erfolgsaussichten dieses Vorhabens sind in dieser Geschichte durch die Schulkollegen repräsentiert. Bei Patrick wird das noch deutlicher.

Von den fünf Freunden, welche gemeinsam die HTL besucht haben, hat nur einer die Schule abgeschlossen. In seiner Begründung der Entscheidung gegen die Schule spielt das eine zentrale Rolle.

Patrick: „Weil ich halt immer faul war beim Lernen, hat's mich halt nachher zu dem hingezogen, dass ich arbeiten gegangen bin, und ich wollt halt irgendwie gleich Geld verdienen. Ja, und bei meinen Freunden ist es jetzt so, fünf sind in die HTL gegangen und einer hat's fertig gemacht. Ich meine, er wird sicher einmal- aber in der Zwischenzeit hab' ich jetzt schon einmal eigentlich viel Geld gemacht, wo er jetzt noch nichts gemacht hat, und übertrieben viel verdient er jetzt auch noch nicht. Ich meine, er wird ein Ingenieur, das hat er gleich, das ist sicher nicht schlecht. Aber es hat halt alles seine Vor- und Nachteile, glaub ich.“

Patrick argumentiert hier im Gespräch, dass sich die Bildungsinvestition der Freunde nicht gelohnt habe. Auch nicht für denjenigen, der die Schule abgeschlossen hat. Er erkennt zwar den symbolischen Wert des Bildungstitels an, gleichzeitig fügt er aber hinzu, dass damit keine entsprechenden finanziellen Vorteile verbunden sind. Er habe sich schon einen Vorsprung erarbeiten können, der nur mehr schwer aufzuholen sei. Die „Erfolgsquoten“, so könnte man hier sagen, haben sich als erstaunlich schlecht herausgestellt, und auch ein erfolgreicher Abschluss erweist sich nicht mit den erwarteten Profiten verbunden. Retrospektiv kann Patrick damit seine Entscheidung als „richtig“ einordnen. Dieses Zitat ist auch deshalb so spannend, weil es einen von Bourdieus abstrakteren Sachverhalten unmittelbar zum Ausdruck bringt. Und zwar, dass wir in unseren Entscheidungen die klassenspezifischen Erfolgsaussichten antizipieren und uns gegen das entscheiden, was ohnehin unwahrscheinlich ist. Eine Bildungsinvestition mit ungewissem Ausgang wäre in dieser Logik eine eher „unvernünftige“ Entscheidung. Die „jeweilige Geneigtheit zur Unterordnung gegenwärtiger Wünsche unter zukünftige Befriedigungen“, wie es auch auf den Besuch einer weiterführenden Schule zutrifft, hängt davon ab, „wie ‚vernünftig‘ dieses *Opfer* ist, d.h. von den jeweiligen Chancen, auf *jeden Fall* in der Zukunft mehr an Befriedigung zu erhalten als was gegenwärtig geopfert wurde“ (Bourdieu 1987a, 296f., Hv.i.O). Die geringen Erfolgsaussichten, eine höhere Schulbildung zu erlangen, sind latent in den Entscheidungen der Angehörigen bildungsferner Milieus präsent und prägen ihre Bildungsentscheidungen. Die objektiven Chancen werden gewissermaßen bei der Auswahl von Möglichkeiten bzw. der Entscheidung auf einer latenten Ebene vorweggenommen. Dies ist mitunter ein Grund, weshalb sich Kinder aus bildungsfernen Schichten selbst bei gleichen Leistungen weniger oft für den Verbleib im Bildungswesen entscheiden. Für Patrick und Mario sind ihre Freunde den Beweis dafür, dass sich diese Investition nicht ausgezahlt hat und ihre Entscheidung für die Lehre letztendlich die „bessere“ war.

7.4 Andere Selbstverständlichkeiten

Es gibt in meinem Sample wenige Fälle, bei denen der familiäre Hintergrund sich von den bisherigen Fällen unterscheidet. Das sind zum einen Jakob und Semih, deren Eltern erhebliche Unterschiede bei den Bildungsabschlüssen aufweisen, was bei den Kindern zu widersprüchlichen Dispositionen führt.

Will Atkinson spricht in diesem Zusammenhang von „dispersed family fields“, ein Phänomen, das auch in der Forschung bislang nur wenig untersucht ist (Atkinson 2012). Zum anderen ist das die Geschichte von Mirza, dessen Eltern aus einem akademischen Milieu stammen, dem es aber aufgrund einer Flucht nicht gelingt, an die Bildungslaufbahn der Eltern anzuschließen. Diese Fälle stehen gesondert, weil aufgrund einer anderen Ausgangsposition die Erweiterung bzw. Schließung von Möglichkeitsräumen auf einer anderen Grundlage basieren.

7.4.1 Widersprüchliches Erbe

Jakob, 1988 geboren, wächst mit seiner um drei Jahre älteren Schwester in einer Großstadt auf. Sein Vater ist gelernter KFZ-Mechaniker und macht später innerhalb des Betriebs einen beruflichen Aufstieg in die Personalabteilung. Seit einigen Jahren ist er als selbstständiger Berater in der Automobilbranche tätig. Seine Mutter besucht nach der Hauptschule die Handelsakademie und arbeitet danach als Bürokauffrau in einem Installateurbetrieb. Sie wurde jedoch mittlerweile gekündigt und ist momentan noch arbeitslos. Schon als kleiner Bub habe er viel mit dem Vater an Autos herumgeschraubt und auch eine Leidenschaft für das „Technische“ entwickelt, erzählt Jakob. Ansonsten ist der Vater in der Familie aber wenig präsent, „er hat des Geld heimbracht und war am Sportplatz“, meint Jakob lachend. Gegen Ende der Volksschule trennen sich die Eltern von Jakob. Seine Mutter beschließt, den Sohn in ein Gymnasium zu schicken, auch die ältere Schwester macht diesen Schulzweig. „Ja, der geht ins Gymnasium“, habe seine Mutter gesagt, „und wenn er es nicht schafft, kann er immer noch in die Hauptschule wechseln.“ Der Schule kann Jakob wenig abgewinnen. In der vierten Klasse der Unterstufe hat Jakob schlechte Noten, die Schule interessiert ihn nicht mehr. Mit gespielter Ironie meint er, „da hat mi dann die vierte so gut interessiert, dass ich’s gleich nochmal g’macht hab ((lacht))“. Letztendlich sei das aber alles „für den Hugo“, also umsonst gewesen. Er entschließt sich, von der Schule zu gehen und besucht eine Polytechnische Schule mit Schwerpunkt Mechatronik. Er möchte gerne eine Lehre im Bereich Ton- und Lichttechnik machen, findet aber kein Unternehmen, das eine Lehrstelle anbietet. Er sucht sich selbstständig die Adressen unterschiedlicher Betriebe in der Stadt, die technische Lehrberufe anbieten, und versendet an alle seine Bewerbung. Über hundert seien es insgesamt gewesen, meint er. Aber nur von vier Unternehmen bekommt er eine Einladung zu einem Vorstellungsgespräch. Nachdem er den Aufnahmetest bei einem Betrieb in der Fahrzeugindustrie besteht, kann er dort eine Kombinationslehre als Elektriker und Mechaniker beginnen.

Die Geschichte Jakobs ist insofern interessant, da sein Bildungsverlauf stark von dem heterogenen Bildungshintergrund und damit unterschiedlichen Einflüssen der Eltern geprägt ist. Während durch den Vater eine starke Prägung im Umgang mit praktischen, handwerklichen Dingen (*practical mastery*) stattfindet – wir erinnern uns an die Wirkung dieser Prägung aus der ersten Übergangskonstellation –, zielt die Bildungsstrategie der Mutter darauf ab, bei den Kindern den eigenen Umgang an kulturellem Kapital zu erhalten. Der Wechsel in das Gymnasium stellt daher auch keine Erweiterung

des Möglichkeitsraums dar, sondern erwächst der Klassenreproduktionslogik der Mutter. Während dieser Transfer von kulturellem Kapital bei der Tochter gelingt, und diese später auch ein Studium anschließt, scheitert Jakob an den Anforderungen der Schule, wird aber auch von seinem Interesse für praktisches Arbeiten zusätzlich in diese Richtung gezogen. Obwohl der Vater zum Zeitpunkt dieser Entscheidung physisch nicht mehr präsent ist, wirken die Prägungen der Kindheit nach und drücken sich bei Jakob in einer Disposition zum Handwerklichen aus, die an dieser Schnittstelle aktiviert wird und die Entscheidung für die Lehre begünstigt.

7.4.2 Gegen Abstiege kämpfen

Mirza kommt 1991 in Tschetschenien zur Welt und hat eine ältere Schwester. Die Eltern sind ausgebildete Ärzte. Als Mirza noch klein ist, lassen sich die Eltern scheiden und die Mutter emigriert in die Schweiz. Sie verdient sich dort zunächst als Hilfskraft in Fast-Food-Restaurants ihren Unterhalt und holt gleichzeitig die notwendigen Prüfungen nach, die ihr eine Anerkennung ihres Titels und damit Ausübung ihres Berufs als Ärztin erlauben. Heute darf sie ihren Beruf auch in der Schweiz ausüben und hat dort eine eigene Praxis. Der Vater, der zurückgeblieben ist, gründet eine neue Familie. Die Stiefmutter ist Schneiderin, zur Familie kommen noch drei weitere Kinder. Während der Kriegsjahre verdient der Vater von Mirza sein Geld mit einer Schuhwerkstatt und einem kleinen Café, die Praxis muss er aufgrund mangelnder PatientInnen schließen. Als Mirza zwölf Jahre alt ist, flieht die Familie nach Österreich. Die Umstellung auf die neue Umgebung ist nicht einfach. Seinem Vater fällt das Erlernen der neuen Sprache schwer, es gelingt ihm nicht, an seine frühere soziale Stellung Anschluss zu finden. Er wechselt zwischen unterschiedlichen Hilfstätigkeiten und Phasen der Arbeitslosigkeit. Die Stiefmutter ist bei einer Leiharbeitsfirma angestellt und arbeitet als Reinigungskraft in der Lebensmittelindustrie. Mirza selbst steigt in der dritten Klasse Hauptschule in das österreichische Bildungssystem ein. Ein System, das ihm fremd ist und ihn innerhalb kurzer Zeit damit konfrontiert, sich für einen anderen Weg zu entscheiden.

Mirza: „Man hat von der Schule her sehr wenig Informationen bekommen, was die Ausbildung betrifft. Ich bin neu in diesem Land und ich weiß aber nicht, was ich weiter machen soll, und die Lehrerin hat mich immer gefragt, ja, wollen Sie weitermachen?“ Und ich habe gesagt, ich weiß es nicht, vielleicht Gymnasium?“ Da hat sie mich ausgelacht.“

Mirza ist auf sich alleine gestellt und versucht über Schulkollegen in Erfahrung zu bringen, welche Möglichkeiten es gibt. „Ich hab' gesehen, okay, der Schulkollege geht dort hin, der macht das, wo könnte ich hingehen“. Er beschließt, die Polytechnische Schule zu besuchen, um ein wenig Zeit für eine weitere Entscheidung zu gewinnen. Danach beschließt er, sich bei einer HTL zu bewerben und hat auch Aussichten auf einen Platz. Im Sommer erfolgt dann jedoch eine Absage, Mirza muss sich innerhalb weniger Wochen, bevor die Schule losgeht, nach einer Alternative umsehen. Es gelingt ihm, auf eigene Faust einen Platz in einer anderen Schule zu bekommen. Nach einem Jahr werden jedoch die Schwierigkeiten seiner mangelnden Deutschkenntnisse offensichtlich. Die Klassenlehrerin empfiehlt ihm,

es stattdessen mit einer Lehre zu versuchen und sobald seine Deutschkenntnisse es erlauben würden, die Matura in der Abendschule nachzuholen. Er landet daraufhin beim Arbeitsmarktservice (AMS) und bekommt dort nur Lehrstellen, die nicht seinen Erwartungen entsprechen, „*weil ich wollte nicht irgendeine normale oder irgendeine Lehre machen, sondern ich hab' mir gedacht, irgendwas Technisches*“. Über eine Case Management des AMS bekommt er einen Platz in einer überbetrieblichen Lehrwerkstätte vermittelt. Durch einen Freund erfährt er von Praktikumsmöglichkeiten bei einem Unternehmen in der Fahrzeugindustrie und kann dort schließlich nach einem Probemonat und dem erfolgreich bestandenem Aufnahmetest eine Lehre als Maschinenbautechniker beginnen.

Mit seiner Herkunft aus dem akademischen Milieu ist Mirza in der Studie eine Ausnahme. Durch die Flucht wird das ökonomische, kulturelle und soziale Kapital der Familie in der Ankunftsgesellschaft entwertet. Die Geschichte von Mirza ist gekennzeichnet von einem Ringen um einen Anschluss an die ursprüngliche Klassenposition der Eltern. Entsprechend seiner sozialen Herkunft hat Mirza andere Vorstellungen davon, was „normal“ und „selbstverständlich“ ist. „*Mein Vater hat mir von klein auf, ah, eingeredet, immer, „Schule ist das Wichtigste“, „du **musst** die Schule machen, du **musst studieren** gehen, weil er hat selber studiert.*“ Bildung hat einen hohen Stellenwert der Familie und wird als soziales Erben an den Sohn weitergegeben. Dieses lastet nun - in einer Situation, in der Mirza der notwendigen Ressourcen beraubt ist, dieses Erbe antreten und realisieren zu können - schwer auf seinen Schultern. „*Ich wollt **unbedingt** studieren, aber es war halt wirklich nicht einfach, aber die Hoffnung stirbt zuletzt.*“ Das Ziel Studium stellt für ihn, im Gegensatz zu den anderen InterviewpartnerInnen, das „Normale“, das „Selbstverständliche“ dar, das durch die Flucht und Schwierigkeiten mit der Sprache verunmöglicht wird. Ein zentrales Moment seiner Geschichte ist deshalb auch eine ständig präsente Spannung zwischen den durch objektive Bedingungen begrenzten Möglichkeiten und dem, was er aufgrund seiner Herkunft an Möglichkeiten antizipiert.

7.5 Zusammenfassung

Wir haben nun sehr unterschiedliche Geschichten und Verläufe kennengelernt, die zum einen deutlich machen, welche Kräfte in der Reproduktion sozialer Ordnung wirken, zum anderen aber auch zeigen, wie Individuen versuchen, im Rahmen dessen ihre eigenen Wünsche und Ansprüche zu realisieren. Die empirischen Daten verweisen auf zwei Konstellationen im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt über den Einstieg in die Lehre. Auf der einen Seite gibt es Fälle, bei welchen die subjektiven Erwartungen an die objektiven Chancen angepasst sind und sich der Übergang innerhalb des klassenspezifischen Möglichkeitsraums entfaltet. Wir können dabei von einer *ungebrochenen Form* der Klassenreproduktion sprechen. Auf der anderen Seite gibt es Fälle, bei welchen es zu einer Erweiterung des subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsraums kommt, der hypothetisch bleiben oder auch in konkrete Schritte in Richtung Bildungsaufstieg münden kann, die Flugbahn letztendlich

aber wieder auf klassentypischen Weg führt (*gebrochene* Reproduktion). In beiden Fällen wird ersichtlich, wie ein Zusammenspiel aus unterschiedlichen sozialen Kontextbedingungen, objektiven und subjektiven Möglichkeitsräumen, letztendlich zu einer Reproduktion der Klassenverhältnisse führt. Zusammenfassend lassen sich sechs zentrale Aspekte festmachen:

- 1) Schulische Anforderungs- und Ausschließungsmechanismen
- 2) Selbstdefizitzuschreibungen
- 3) Habituelle antizipierte Erfolgsaussichten
- 4) Disposition für manuelle Tätigkeiten
- 5) Habituell verankerte Bedeutung von Erwerbstätigkeit
- 6) Familie und soziales Umfeld

Wir können uns das die Wirkung dieser Mechanismen vorstellen wie einen Magneten. Bestimmte Faktoren wirken dahingehend, dass Angehörige bildungsferner Klassen von der Schule tendenziell weggelenkt werden, während gleichzeitig andere Mechanismen dahingehend wirken, dass sie von der Arbeitswelt angezogen werden.

Zunächst sind es das Bildungssystem und damit verbundene Leistungsanforderungen, welche als objektive Barrieren fungieren und dadurch Kinder aus bildungsfernen Klassen tendenziell am Besuch einer weiterführenden höheren Schule hindern. Zum einen weil es systematische Leistungsunterschiede produziert, die den Kindern und Eltern eine scheinbar objektive Grundlage für Bildungswegentscheidungen und damit auch einen Grund für das frühe Einmünden in die berufliche Ausbildung (oder auch das spätere Ausscheiden aus einer Schule) liefern. Zum anderen lagern sich diese Unterschiede in die Selbstwahrnehmung der Kinder ein. Erfahrungen des Andersseins, der Entwertung, des Nicht-Genügens fügen sich als Selbstdefizitzuschreibungen in den Habitus der Kinder ein und stattdessen sie mit einem Gefühl aus, fehl am Platz zu sein. Gleichzeitig sind dem Habitus die klassenspezifischen Möglichkeiten und Grenzen des Erreichbaren eingeschrieben, die an den wichtigen Weichenstellungen die Kinder zu einer „vernünftigen“ Entscheidung drängen, die sich an den größeren Erfolgswahrscheinlichkeiten misst.

Die Wirkung sozialer Klasse zeigt sich aber auch ganz deutlich in der Anziehungskraft, die von der Arbeitswelt ausgeht. Die Verflechtung dieser zwei Sphären, Schule und Arbeitswelt, und den damit verbundenen Bedeutungen wird in der Bildungs- und Übergangsforschung oft nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ist aber wesentlich, um die Entscheidungen der Befragten umfassend erklären und verstehen zu können. Dazu gehört im Falle der Befragten Arbeiter und Arbeiterinnen zum einen eine Disposition für manuelle Arbeit, die sich sowohl in einer Vorliebe für handwerkliche Tätigkeiten als auch in einer Abgrenzung gegenüber „geistigen“ Tätigkeiten ausdrücken kann. Zum anderen spielt auch der hohe Stellenwert von Erwerbsarbeit in ihrer Herkunftsklasse eine wichtige Rolle. Diese gründet auf einem kollektiv verankerten Bewusstsein der Abhängigkeit von Lohnarbeit zur

eigenen Existenzsicherung (und der Familie), die auch eine mit Erwerbsarbeit verbundene Legitimität in diesem Milieu speist. Dabei ist ganz klar definiert, welche Arbeit Anerkennung verdient und welche Tätigkeiten als „Nichtstun“ geschmäht werden. Mit Erwerbsarbeit den eigenen Unterhalt verdienen zu können sichert also nicht nur die Anerkennung im Milieu, sondern bedeutet für die jungen Erwachsenen auch einen Autonomiegewinn, eine Form der (finanziellen) Unabhängigkeit, eine Eintrittskarte in die Erwachsenenwelt, die in den jungen Jahren vielen attraktiv erscheint. Diese Anziehungskraft und Bedeutung der Erwerbsarbeit trägt auch dazu bei, dass Phasen des Moratoriums, der Sucharbeitslosigkeit, der Orientierung keine tatsächliche Möglichkeit darstellen.

8 Eine Arbeit, die passt?

Wir haben uns bisher auf die Wirkung der sozialen Herkunft im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt fokussiert und daran ein wesentliches Element in der Reproduktion sozialer Ungleichheit festgemacht. Es wurde deutlich, wie ein Zusammenspiel aus objektiven (institutionellen) Barrieren, habituellen Dispositionen und im Milieu verankerten Erwartungen dazu beiträgt, die Befragten auf eine klassentypische Laufbahn zu ziehen. Wir lenken nun unseren Blick auf die vorläufigen Ankunftsorte der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen. Anknüpfend an das erste Kapitel wird wieder die Dialektik von Position und Disposition als heuristisches Raster verwendet, um zu untersuchen, wie sich die Auseinandersetzung der Befragten mit den konkreten Arbeitsbedingungen vor dem Hintergrund klassenspezifischer Prägungen gestaltet. Diese Dialektik lässt sich als Passungsverhältnis begreifen, in dem die soziale Herkunft gleich einem Rucksack eine Art Reisebegleiter darstellt, der dabei helfen kann, sich in einem sozialen Umfeld zurechtfinden und Situationen bewältigen zu können. Der „soziale Rucksack“ kann sich aber auch als wenig nützlich, sogar als hinderlich erweisen bei dem Versuch, bestimmten Anforderungen gerecht zu werden oder sich an einer Position einzufügen. Gelangen die jungen ArbeiterInnen an einen Arbeitsplatz, der – so wie Bourdieu dies andeutet – ihren Fähigkeiten, Vorlieben und Erwartungen entspricht? Wie gelingt es, Ansprüche und Anforderungen aufeinander (produktiv) zu beziehen und damit eine Passung herzustellen, und wo bleibt das verwehrt?

Die Anwendung der Bourdieu'schen Werkzeuge auf den betrieblichen Kontext bedeutet, Arbeitsbedingungen (Arbeitstätigkeit und Arbeitsbeziehungen) und subjektive Praktiken sowie Orientierungen (Ansprüche, Erwartungen, Vorlieben) systematisch aufeinander zu beziehen und in ihrer Wechselwirkung zu untersuchen. Im Gegensatz zu traditionellen arbeitssoziologischen Untersuchungen werden Phänomene jedoch nicht nur aus dem betrieblichen Kontext alleine heraus erklärt, sondern es wird davon ausgegangen, dass in den subjektiven Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen habituelle Dispositionen zum Ausdruck kommen, die aus klassenspezifischen Prägungen und aufgeschichteten biographischen Erfahrungen hervorgegangen sind. Die spezifische Ausgestaltung dieser

Dialektik von Position und Disposition und daraus resultierenden Auseinandersetzungen und Passungsverhältnissen können wir demnach nur angemessen rekonstruieren, wenn wir die Gewordenheit der Arbeitssubjekte in Betracht ziehen und sie mit dem Kontext seiner Aktualisierung in Beziehung setzen. Dieser Zugang wendet sich zum einen gegen eine allzu passive Konstruktion von Arbeitssubjekten, welche diese als den Bedingungen Unterworfenen nur in ihrer Reaktion auf Arbeitsbedingungen analysiert, zum anderen aber auch gegen eine individualisierende Konstruktion, in der Beschäftigte losgelöst von sozialen Kontexten Praktiken und Deutungsweisen entwickeln.⁵⁹

Das Kapitel beginnt mit einer Bestandsaufnahme der Berufsverläufe der Arbeiter und Arbeiterinnen von der Lehre bis hin zu den aktuellen Beschäftigungsverhältnissen. Während knapp die Hälfte kontinuierliche Berufsverläufe aufweisen, ohne Arbeitsplatzwechsel bleiben und in ausbildungsadäquate Beschäftigungsverhältnisse als FacharbeiterInnen münden, verfügt der andere Teil über stärker fragmentierte Berufsverläufe, die mit einem Arbeitsplatzwechsel und vielfach auch einer grundlegenden Änderung der Tätigkeit und beruflichen Stellung verbunden sind (Abbildung 7). Im Anschluss daran werden Fragen der Passung einerseits im Hinblick auf die konkrete Arbeitstätigkeit und andererseits bezogen auf die Arbeitsbeziehungen diskutiert.





8.1 Vorläufige Ankunftsorte: von der Lehre in den Industriebetrieb

Die InterviewpartnerInnen absolvieren ihre Lehre entweder in Industriebetrieben oder in gewerblichen handwerklichen Unternehmen, nur Christine macht ihre Lehre im Dienstleistungsbereich. Mario, Julia, Veronika, Mirza, Semih, Gerald, Doris, Stefanie und Jakob werden nach der Lehre in der Industrie auch als FacharbeiterInnen von den Lehrbetrieben übernommen und sind zum Zeitpunkt des Interviews nach wie vor in dieser Position beschäftigt (Semih befindet sich in einer firmeninternen Umschulung). Die restlichen Befragten haben nach der Lehre den Betrieb und zum Teil auch den Beruf gewechselt. Florian hat seine Ausbildung ebenfalls in einem Industriebetrieb gemacht, ihm gelingt es, nach einem Arbeitsplatzwechsel in der Facharbeit zu bleiben. Im Gegensatz dazu haben Martina, Thomas, Simon, Wolfgang, Robert, Lukas und David eine Lehre in einem gewerblichen handwerklichen Betrieb absolviert und sind nach dem Abschluss der Lehre – aus unterschiedlichen Gründen – schließlich in der angelernten Industriearbeit gelandet. Martina gelingt es jedoch später, durch Weiterbildungen wieder in die Facharbeit zu wechseln. Klaus und Patrick haben zwar im Industriebetrieb, in dem sie auch heute noch beschäftigt sind, die Lehre absolviert, wurden aber nicht als Facharbeiter übernommen, sondern befinden sich nun auf angelernten Positionen. Lukas hat ebenfalls in

⁵⁹ Die Grundlagen dazu wurden bereits in der theoretischen Einführung dargelegt. Gudrun Axeli-Knapp kritisiert beispielsweise in einer Auseinandersetzung mit den Arbeiterbewusstseinsstudien der 1970er Jahre, dass diese zwar vorgeben die Einstellungen und Haltungen der Subjekte zu untersuchen, ArbeiterInnen jedoch in erster Linie als Opfer der Arbeitsbedingungen betrachtet werden. Es wurde nur danach gefragt, „wie sich die Realität *auf ihn* bezieht, und nicht auch umgekehrt der Frage nachgegangen (...), wie sich die Befragten selber als denkende, führende und tätige Individuen zu Objektwelt hin vermitteln (...)“ (Knapp 1981, 9).

einem Industriebetrieb gelernt, hier aber eine kaufmännische Ausbildung gemacht, die in Österreich typischerweise in eine Angestellten-Laufbahn mündet (vgl. Kapitel 5.4). Er kann jedoch nach der Lehrabschlussprüfung nicht bleiben und kommt schließlich nach einer Phase der Arbeitslosigkeit zur angelernten Industriearbeit. Ähnlich verhält es sich bei Christine, die eine Lehre als Einzelhandelskauffrau absolviert hat und erst später in die Industrie wechselt.

Abbildung 7: Berufsverläufe

LEHRABSCHLUSS			
Betriebswechsel		Kein Betriebswechsel	
Angelernte Tätigkeit	Facharbeiter	Angelernte Tätigkeit	Facharbeit
			
Christine, Thomas, Simon, Wolfgang, Robert, Lukas, David	Martina, Florian	Patrick, Klaus	Julia, Doris, Stefanie, Veronika, Mario, Mirza, Gerald, Jakob, Semih*
Diskontinuierliche Berufsverläufe			Kontinuierliche Berufsverläufe

¹ Kurzzeitige Veränderungen in der beruflichen Stellung sind hier nicht berücksichtigt (z.B. vorübergehende Versetzung an einen angelernten Arbeitsplatz)

* Umschulung

Die Bandbreite der Tätigkeiten der Befragten reicht von der Steuerung komplexer Anlagen über handwerkliche Arbeiten bis hin zu repetitiven Arbeitsabläufen, die an den von Charlie Chaplin verkörperten Arbeiter in dem Film *Modern Times* erinnern. Da gibt es zunächst die FacharbeiterInnen in der Produktion, die wie zum Beispiel Julia und Veronika komplexe chemische Abläufe über eine computergesteuerte Anlage steuern.

Veronika: „Also wenn du als Chemieverfahrenstechniker auf der Schicht bist, dann tust du Messwarte fahren, Prozessleitsystem, wo du alles produzierst, wo du alles steuerst. Das geht von der Messwarte aus, dass du den Rührer einschaltest, Pumpen und so weiter. Draußen in der Anlage hast du Abfülltätigkeiten, Chargier-Tätigkeiten und Proben, die zum Analysieren sind. Das machst du alles in Frühschicht, Mittagsschicht, Nachtschicht. Dann gibt's Produktumstellungen, wenn man von einem Produkt auf ein anderes umstellt, dass man rüsten muss, Anlage umbauen muss.“

Neben den Aufenthalten in der Messwarte, wo es um Prozessüberwachung auf Monitoren und Steuerung der Produktion geht, gibt es in der Anlage selbst unterschiedliche Tätigkeiten, bei denen Hand angelegt werden muss. Gefäße müssen „gehoben“, Trommeln „abgefüllt“ und Proben „gezogen“ werden, „Druckproben“ der Leitungen gemacht, Prozessschritte protokolliert und bei Produktumstellungen die Anlage „gereinigt“ werden. Aber auch kleine „Schlossertätigkeiten“ und „Schrauben“ gehören zum Arbeitsalltag, wie Mario und Julia erzählen. Die Tätigkeiten in der Anlage dienen den AnlagefahrerInnen auch als zusätzliche Informationsquelle für die (elektronische) Steuerung über die Leitwarte (Böhle und Rose 1992). Die ArbeiterInnen erwerben über die Jahre ein spezifisches Wissen über die Eigenheiten ihrer Anlage, sie wissen wie technische Anlagen und Rohstoffe zusammen wirken. „Du brauchst ein Feingefühl, Ende nie“, meint Veronika, und dann „schnurrt“ die Anlage.

Dann gibt es MaschinenführerInnen, die für die Bedienung einer Maschine zuständig sind. Die Arbeitsprozesse sind in der Regel zu einem hohen Ausmaß automatisiert, sodass es vielen ArbeiterInnen schwerfällt, im Interview zu erklären, worin ihre Tätigkeit besteht. In diesen Fällen wird weniger von den eigenen Eingriffen berichtet, sondern werden vielmehr Produktionsabläufe beschrieben. Das hat auch damit zu tun, dass gerade bei routinemäßigen Abläufen, die eigenen Handgriffe und Kniffe nicht unmittelbar bewusst sind und damit auch nicht erzählt werden können (Alheit und Dausien 1985b; Projektgruppe Automation und Qualifikation 1987). So erzählt beispielsweise Klaus, der an einer Maschine arbeitet, die Papier auf bestimmte Formate zuschneidet, über seine Tätigkeit:

Klaus: „Wir kriegen das Format, das der Kunde bestellt hat, das haben wir im Computer drinnen, und die passenden Rollen. Das hat eh schon jemand anderer zugeordnet. Die brauchen wir nur bestellen, die Rollen, und wir stellen die Maschine dann darauf ein, was sie dann herausschneiden soll, und das kommt dann auf die Holzpaletten rauf und wir schicken es dann quasi zum Förderband weiter. Das kommt dann weiter in eine andere Halle, wird nachher mit Plastik eingewickelt und dann weiterverschickt.“

Die Tätigkeit ist stark durch den Takt der Maschine vorgegeben. Bei Klaus dauert ein Arbeitszyklus vier Minuten: In zwei Minuten wird eine neue Papierrolle vorbereitet, weitere zwei Minuten dauert es, bis das geschnittene Papier fertig auf dem Stapel ist, dann geht es wieder von vorne los. Studien zeigen jedoch deutlich, dass selbst bei hochautomatisierten Prozessen menschliche Interventionen eine Grundvoraussetzung für das Funktionieren der Technik darstellt. Das Erfahrungswissen der Arbeiter, ein „Gefühl für das Material“ und die Beurteilung von „Geräuschen“, die darüber Auskunft geben, ob die Maschine richtig läuft und die Fähigkeit improvisieren zu können, werden als zentrale Charakteristika in diesen Arbeitsprozessen beschrieben (Böhle 2017, 7f.). Vor diesem Hintergrund kann die gleiche Tätigkeit auch ganz anders wahrgenommen werden, wie die Schilderungen von Wolfgang zeigen, der seine Arbeit an der gleichen Maschine als Herausforderung erlebt und für sich einen Ansporn darin sieht „jedes Knopferl und jeden Schalter“ an unterschiedlichen Maschinen zu kennen und seinen Umgang mit der Maschine zu perfektionieren.

Die Tätigkeiten von Christine, die in der Textilindustrie beschäftigt ist, haben wieder gänzlich anderen Charakter. Sie arbeitet in der Endfertigung, wo an fertige Gewebestoffe noch spezielle Abschlüsse oder Bindungen hinzugefügt werden. Die Fäden des fertig gewobenen Stoffes werden von Hand aufgetrennt, auf eine Maschine „aufgerüstet“, mit dieser verschweißt, nach der Fertigstellung wird die Maschine wieder „abgerüstet“. Der gesamte Arbeitsvorgang findet unter Zeitvorgaben statt, was die ArbeiterInnen unter ständigen Druck versetzt, „ich hab' auf jedem Stück genau vorgegeben, wie viel Zentimeter ich in einer Stunde machen muss, und da muss ich halt immer drei Prozent dazurechnen, weil wir müssen die Pause einarbeiten“. Die Arbeit ist körperlich sehr belastend, wie Christine über die Anfangszeit erzählt.

Christine: „Da hab' ich dann eigentlich erst gemerkt, obwohl es gar nicht so aussieht, was das körperlich für eine Arbeit ist. Also mir haben die Hände wehgetan, die Füße, der Rücken, wirklich alles. Dann war das so mühsam, weil das bei den anderen so leicht aussieht.“

Aber auch die auf wenige Handgriffe begrenzte Fließbandarbeit finden wir noch in Bereichen, wie zum Beispiel in den Montagehallen in der Fahrzeugindustrie. Martina berichtet hier von ihrem ersten Arbeitstag:

Martina: „Da hab ich mir gedacht, 'Alter, was mach ich denn da herinnen?' Da hab ich kontrolliert, ob die Dichtmasse von dem Gehäuse, weil da ist ein Deckel gewesen, der ist aufgesetzt worden, und da kommt eine Dichtmasse drauf, damit das Öl drinnen bleibt, dass das ordentlich dicht ist, und dann hab ich genau eine ((betont)) Schraube hineingedreht. Das hab ich acht Stunden lange gemacht und ich hab mir gedacht, 'Na servas!' ((lacht)). Das hab' ich, glaub ich, zwei Monate gemacht, bis ich endlich etwas anderes machen hab' dürfen. Das war ein Wahnsinn.“

Zu den unmittelbar an die Produktion anschließenden Bereichen gehören die Instandhaltung sowie Lagerarbeiten. Gerald ist Betriebselektriker in der Fahrzeugindustrie und ist nicht nur für Wartungsarbeiten bei den Maschinen zuständig, sondern für unterschiedlichste Tätigkeiten im Betrieb, wie er erzählt.

Gerald: „Ja, es ist halt sehr umfangreich. Wir haben den Vorteil, dass wir nicht so wie in der Produktion am Band stehen und - sag' jetzt mal - immer dasselbe machen. Großflächig ja, aber wir haben schon verschiedene Tätigkeiten, dass wir verschiedene Anlagen betreuen, oder Blitzschutz zum Beispiel oben auf den Dächern, und wenn gewisse Maschinen Probleme haben, bis zu einem gewissen Bereich können wir's selber machen noch. Wenn es die Maschine in den Bauteilen direkt betrifft, dann müssen das Fremdfirmen machen. Von Lampenwechsel, das eher langweilige Arbeit ist, bis hin zu kleinen Installationsarbeiten, irgendwo eine Steckdose hinsetzen, kleine Wartungsarbeiten von Maschinen, Lüftungsanlagen warten.“

Im Warenlager, wo Florian, Simon und Thomas beschäftigt sind, werden die unterschiedlichen Bestandteile für die spätere Zusammensetzung der Maschinen am Band eingelagert und ausgegeben. „Wir sind die komplette Versorgung, eigentlich im Prinzip von der ganzen Firma“, meint Thomas, der im Palettenlager tätig ist.

Thomas: „Was macht man im Palettenlager? Die Teile ausgeben für die Maschinen, im Prinzip. Wir haben einen Versand. Da haben wir auch Teile, wenn bei den Maschinen von den Kundschaften irgendwo was kaputt wird oder Wartungssachen sind, die geben wir auch aus. Die werden dann direkt zu den Firmen hingeschickt, der Monteur kommt und montiert es.“

Die Arbeit im Warenlager kann durchaus stressbehaftet sein, wie Simon erzählt, wenn die Produktionsauslastung überdurchschnittlich hoch ist. Man bekommt Teile in das Lager und sollte sie eigentlich schon wieder ausgeben. Und dann „rennen 20 bis 30 Leute zu dir und sagen, ‚Ich brauch das, ich brauch das, ich brauch das!‘“, meint Simon, aber das gehöre dazu, „an das gewöhnt man sich“.

8.2 Passungskonstellationen und Arbeitstätigkeit

Welche Fähigkeiten, Ressourcen, Ansprüche und Erwartungen bringen die jungen ArbeiterInnen also mit und wie können diese am Arbeitsplatz realisiert werden. Wie passen sie zu den Anforderungen, die an sie gestellt werden? Die Analyse der Fälle zeigt, dass dort wo eine Passung hergestellt werden kann, diese auf der Grundlage eines körperlichen Bezugs zur Arbeit gelingt. Dieser Befund lässt sich aus dem spezifischen Arbeits- und Klassenkontext erklären. Zum einen bringen die Befragten inkorporierte Vorlieben für manuelle Tätigkeiten mit, die wir auch als relevante Größe im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt etabliert haben (Kapitel 7). Diese Dispositionen werden durch einen frühen Umgang mit körperlicher und handwerklicher Arbeit in der Familie geprägt: durch das Mithelfen in der Landwirtschaft von Kindesbeinen an wie bei Julia, durch das spielerische Erwerben von handwerklichen Fähigkeiten im gemeinsamen Reparieren und „Basteln“ wie bei Doris oder Jakob, oder durch eine frühe Einbeziehung in berufliche Tätigkeiten wie bei David. Dadurch entsteht eine Vertrautheit im Umgang mit körperlichen und handwerklichen Arbeiten, die sich zu einer Disposition entwickelt, die im späteren Lebensverlauf in der Lehre und durch die Arbeit in handwerklichen und industriellen Kontexten weiter mit praktischen Erfahrungen angereichert und verfestigt wird. Diese Bedeutung körperlicher Aspekte entsteht andererseits aber auch durch die Beschaffenheit der Arbeitsplätze, mit denen wir es hier zu tun haben. Manuelle Arbeit ist bei den Tätigkeiten in der Industrie, mit denen wir es hier zu tun haben, – wenn es auch große Unterschiede im Einsatz des Körpers, in der körperlichen Belastung sowie im Verhältnis zwischen körperlicher und geistiger Arbeit gibt, wie wir vorhin gesehen haben – ein bestimmendes Element (Mikl-Horke 2007, 342).

Ein körperorientierter Bezug zur Arbeit verweist dabei auf eine spezifische Dimension, über die der Bezug zur Arbeit vermittelt ist. Es geht dabei weniger um die Qualität und Beschaffenheit der Tätigkeit an sich, sondern darum, wie es Subjekten gelingt sich sinnhaft auf ihre Arbeit zu beziehen. Damit ist der körperorientierte Bezug auch nicht gleichzusetzen mit der „Arbeitskraftperspektive“ bei Schumann et al. (1982, 305f.). Es geht vordergründig nicht um Aspekte des Erhalts und der Vernutzung der Arbeitskraft, auch wenn diese natürlich immer wieder eine Rolle spielen, sondern darum das arbeitsinhaltliche Bedürfnisse nach Abwechslung, Herausforderung, Autonomie usw. (bei Schumann et al. wäre das dann die „Subjektperspektive“ (ebd. 302f.)) entlang einer körperlichen Dimension ausgerichtet sind.

In zwölf Fällen trägt ein körperorientierter Bezug zur Arbeit dazu bei, sich an einem Arbeitsplatz beheimatet fühlen und als an diesen Ort *passend* erleben zu können. Dieser körperorientierte Bezug drückt sich in den Ansprüchen und Erwartungen aus, die an Arbeit gestellt werden, woran auch eine befriedigende Tätigkeit gemessen wird und kann sich in unterschiedlichen Ausprägungen zeigen. Erstens in Form handwerklichen Könnens, bei dem der Umgang mit Werkzeugen und das Reparieren von Dingen im Vordergrund stehen. Zweitens kann eine solche Orientierung sich auf den Einsatz der

eigenen Körperkraft im Arbeitsprozess beziehen, die als unmittelbar wertschöpfende Ressource in der Herstellung von Gütern betrachtet wird. Diese Form ist am stärksten geschlechtlich konnotiert und unter den Befragten nur bei den Männern festzustellen. In seiner rudimentärsten Ausprägung verweist der Begriff auf die Aktivität des Körpers, der durch den Arbeitsprozess in unterschiedlichen Formen in Bewegung gebracht wird.

Im zweiten Teil wird auf Konstellationen der Dissonanz zwischen subjektiven Dispositionen und Arbeitstätigkeiten eingegangen. Es sind Fälle, in welchen eigene Ansprüche und Erwartungen an Arbeit in der aktuellen Arbeitstätigkeit nicht realisiert werden können. Die Gründe dafür sind sehr unterschiedlich. In einem Fall gelingt es nicht, den körperorientierten Bezug zur Arbeit nach einem Jobwechsel zu aktualisieren. In den anderen Fällen geht es darum, dass die Befragten ihre subjektiv-sinnhafte Ansprüche an Arbeit, die sich insbesondere in einem Wunsch nach einer „gedanklichen“ Auseinandersetzung mit Arbeit materialisieren, unter den Bedingungen industrieller Arbeit nur bedingt realisieren können und mitunter zu Gefühlen der Unterforderung beitragen. Damit verbunden ist gleichzeitig auch eine Ablehnung körperlicher Arbeit, die als anstrengend bzw. langweilig erlebt wird und negativ behaftet ist. In drei Fällen kann dieser Konflikt zwischen Anspruch und Tätigkeit auf eine klassenfremde Sozialisation bzw. auf Effekte eines längeren Verbleibs im Bildungssystem zurückgeführt werden. In zwei Fällen können wir diese mit einer zu den bisherigen Fällen divergierenden Sozialisation bzw. einer langjährigen Tätigkeit im Betrieb in Verbindung bringen.⁶⁰

8.2.1 Körperorientierte Arbeitsbezüge als Grundlage für Passungen

In zwölf Fällen stellt eine körperzentrierte Anspruchshaltung die zentrale Ressource dar, um an einem Arbeitsplatz andocken zu können und sich dort auch „beheimatet“ zu fühlen. Das trifft zum einen auf Doris, Julia, Stefanie und Jakob zu, die eine einigermaßen friktionsfreie Berufsbiographie verbindet, die sie nach dem Lehrberuf unmittelbar in eine FacharbeiterInnenposition im Betrieb einmünden lässt. Die älteren unter ihnen konnten sich seither über die Jahre hinweg gut im Betrieb etablieren. Darüber hinaus sind das die Fälle von Florian, Wolfgang, Robert, Klaus, Patrick, David, Lukas und Martina, bei welchen habituell verankerte Dispositionen für körperliche Arbeit eine Ressource darstellen, um sich nach einem Arbeitsplatzwechsel – der mit der Ausnahme von Florian auch einen Berufswechsel und Abstieg von der Facharbeit in die angelernte Tätigkeit zur Folge hatte – auf neue Bedingungen einstellen und positiv auf den Arbeitsplatz beziehen zu können.

Nachstehend wird im Detail auf Doris, Robert und Florian eingegangen. Die Geschichten verweisen nicht nur auf unterschiedliche Konstellationen im Zustandekommen dieses Passungsverhältnisses, sondern auch auf unterschiedliche Ausprägungen und Fundierungen eines körperorientierten Bezugs zur Arbeit. Dieser gründet bei Doris auf einem handwerklichen Interesse, das sie in ihrer Arbeit

⁶⁰ In zwei Fällen (Veronika, Christine) kann auf der Grundlage des verfügbaren Materials keine Einordnung getroffen werden, sie werden in der nachstehenden Analyse ausgeklammert.

als Produktionstechnikerin einbringen kann. Gleichzeitig verweist der Fall auch auf die geschlechtliche Komponente dieser Passung. Einerseits, weil sich an ihrem Arbeitsplatz Fragen der körperlichen Leistungsfähigkeit in der Zuweisung von Männern und Frauen zu unterschiedlichen Maschinen materialisieren. Andererseits, weil die habituelle Disposition für handwerkliche Tätigkeiten eine Grundlage dafür bildet, ihr Dasein an einem männlich dominierten Arbeitsplatz mit Legitimität zu versehen. Der Fall von Robert zeigt, wie es gelingen kann, in sehr unterschiedlichen Arbeitskontexten die eigene Körperkraft als zentrales Moment des Arbeitsprozesses zu erleben und damit den Wechsel von der Facharbeit in der Metallbranche hin zu einer angelernten Tätigkeit in der Papierindustrie nicht als sozialen Abstieg und als Dequalifizierung zu erleben. Bei Florian geht es ebenfalls um die Bearbeitung einer beruflichen Neuorientierung, die bei ihm aber von einer Bürotätigkeit hin zu einer stärker körperlich orientierten Arbeit im Lagerbereich führt.

„Für das, was ich gern mache, für das bekomme ich Geld“

Doris, Jahrgang 1991, wächst mit ihrem Bruder in einer kleinen ländlichen Gemeinde auf. Der Vater macht eine Lehre bei der Bahn und arbeitet dort seit einiger Zeit als Fahrdienstleiter.⁶¹ Die Großmutter betreibt eine kleine Gärtnerei, bei der auch die Mutter beschäftigt ist. Nach der Hauptschule besucht Doris zunächst eine Fachschule für landwirtschaftliche Berufe, mit dem Ziel, Floristin zu werden. Sie fühlt sich in der reinen Mädchenklasse jedoch nicht wohl, oft kommt es zu Streitereien zwischen den Frauen, wie Doris erzählt. *„Das war so anstrengend mit den Frauen“*, meint sie, *„immer der ganze Zickenterror, das bin ich nicht.“* Sie bietet uns dafür auch eine Erklärung an und meint, dass sie mit Burschen aufgewachsen sei und sich generell mit Männern besser verstehe als mit Frauen. Im Rahmen einer Berufsorientierung in der Schule wird sie auf einen nahegelegenen Industriebetrieb aufmerksam, bei dem sie sich schließlich für Schnuppertage anmeldet.

Doris: „Das hat mir eigentlich gleich voll getaugt, weil da haben wir so einen kleinen Würfel gemacht, also so einen Briefbeschwerer im Prinzip. Da haben wir gleich einmal das Handwerkliche ein bisschen ausprobieren können. Ja und dann haben sie eh gleich gesagt, wenn ich möchte, kann ich den Eignungstest und so machen, und ja, dann hab' ich beschlossen, machen wir, schauen wir, vielleicht nehmen sie mich auf. Und dann haben sie mich eh Gott sei Dank aufgenommen.“

Doris ist froh, nach einem halben Jahr die Schule verlassen zu können. Im Betrieb hat sie die Möglichkeit, zwischen einer Lehre als technische Zeichnerin, Werkzeugbautechnikerin oder Produktionstechnikerin zu wählen und entscheidet sich schließlich für den Produktionsberuf. Ein Schritt, der ihr auch von der Firmenleitung empfohlen wird. Am Anfang begegnen ihr die männlichen Kollegen mit Skepsis, ihr zuständiger Ausbilder habe sich mit den Worten beschwert, *„na super, und ich krieg das Lehrmensch“*, erzählt Doris. Sie zeigt sich engagiert, ihr Ehrgeiz und Fleiß zeichnen sie gegenüber den männlichen Lehrlingen aus, was schließlich auch von ihrem Ausbilder honoriert wird. Nach der

⁶¹ Über den Lehrberuf des Vaters kann Doris im Interview keine Auskunft geben.

Lehrabschlussprüfung wird sie über ein Jahr lang an einer Produktionsmaschine eingeschult. Es dauert eine ganze Weile, meint Doris, bis man die nötige Erfahrung hat, um die Maschine gut bedienen und auf unterschiedliche Vorkommnisse selbstständig reagieren zu können. Über ihre Tätigkeit erzählt sie:

Doris: „Wir fahren nur ein Produkt auf unserer Anlage. Das heißt, ich gehe in der Früh hin, schau mir einmal das Produkt an, ob's von den Maßen her passt und so. Dann rede ich mit der anderen Schicht noch, ob es irgendwelche Probleme gegeben hat. Auch wegen dem Werkzeug, weil das stantzt acht Teile auf einmal ab und das spinnst halt auch manchmal ein wenig. Und sonst, ja, tu ich eigentlich meinen Helfer dann noch einweisen, wenn ich einen neuen bekomme, und über den Tag eigentlich nur Paletten bündeln, abtransportieren, wieder das ganze Verpackungsmaterial herrichten, Bandenden schweißen, also wenn ein Ring leer ist, dass ich den nächsten anschweiße. Und ja immer die Qualität im Auge haben.“

Ähnlich wie wir das im letzten Kapitel schon bei Julia gesehen haben, spielt auch bei Doris eine handwerkliche Orientierung eine wesentliche Rolle in der Gestaltung der Berufslaufbahn und des Berufslebens. Wie auch bei Julia liegen die Hintergründe dafür in der familiären Sozialisation und dem frühen Vertrautwerden mit handwerklichen Tätigkeiten. Bei Doris ist dieser Prozess mit dem Vater verbunden, der handwerklich geschickt ist und im Haushalt viele Dinge selbst repariert. Das „Selbermachen“ wird dabei zum bestimmenden Element der Charakterisierung familiärer Praktiken, wie der nächste Interviewausschnitt verrät.

CA: Wie haben deine Eltern das [die Entscheidung für den Lehrberuf, Anm.] damals eigentlich gefunden?

Doris: „Eigentlich ganz super. Weil bei uns wird eigentlich so ziemlich alles selber gemacht. Wir schauen immer, dass wir keine Handwerker brauchen oder so. Also mein Vater hat eigentlich das halbe Haus renoviert und hat eigentlich nie wirklich Hilfe dabei gehabt. Und mein Bruder hat auch prinzipiell alles zerlegt, was nur gegangen ist ((lacht)), also ich hab' da schon ein bisschen das Handwerkliche mitbekommen.“

Doris' Arbeitsorientierung wird in einem kleinbürgerlichen, handwerklichen Milieu geprägt, bei welcher es – im Gegensatz zu Julia, bei der die Bewegung des Körpers im Vordergrund steht – um die Verwendung und den Einsatz von Werkzeugen geht. Die Identifizierung von Doris mit dieser Familienidentität drückt sich auch auf einer sprachlichen Ebene durch den Wechsel vom „Ich“ zum „Wir“ aus und wird nochmals dadurch bekräftigt, dass Doris sich selbst mit ihrem aktuellen Beruf in eine lange Tradition des Reparierens und Selbermachens einreihet, die bis zu ihren Großeltern zurückreicht. Auch in der Familie des Vaters „war das daheim früher auch so, die haben halt generell viel selber gemacht“. Das handwerkliche Geschick hat, so Doris, nicht nur finanzielle Vorteile, „weil leiste dir das einmal, dass du dir die ganzen Handwerker zahlen kannst“. Es wird auch mit einer Form der Unabhängigkeit verbunden, indem man nicht auf die Hilfe von anderen angewiesen ist. In der Kompetenz im Umgang mit Werkzeugen grenzt Doris sich auch von anderen ab, die nicht gelernt hätten, damit richtig umzugehen. „Manche kennen ja nicht einmal einen Schraubenzieher, was ist das? Für was

brauch ich das? Oder irgendeine Zange. Ja, das ist halt da, aber recht etwas anfangen können sie halt damit meistens nicht.“

Doris kann diese herausgebildeten Orientierungen gut an ihrem Arbeitsplatz einbringen. Da ist zum einen ein Bedürfnis nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, das sie auch in ihrer Entscheidung für den Lehrberuf an der Maschine retrospektiv als Begründung anführt. *„Da bist unter Anführungszeichen noch dein eigener ((lachend)) Chef. Du musst halt schauen, dass alles passt, dass die Maschine rennt. Ich hab' das dann mehr als Herausforderung gesehen eigentlich.“* Zum anderen ist das die Befriedigung, die sie daraus zieht, Fehler an der Anlage zu entdecken und Störungen selbst beheben zu können, ohne dafür Unterstützung zu benötigen.

Doris: „Mir taugt es eigentlich immer, wenn irgendein Problem ist und wenn ich das selber wieder zum Laufen bringe. Das ist so richtig ein schönes Erfolgserlebnis. Wenn zum Beispiel, weiß ich nicht, das Werkzeug irgendwie spießt oder so und einfach nimmer funktioniert, dass du einmal selber schaust, was könnte es haben. Kannst du es selber herrichten? Und wenn du es selber herrichten kannst, ist das halt natürlich schon was Schönes.“

Doris gesteht aber auch, dass die Arbeit manchmal eintönig sein kann. Weil sie an ihrer Maschine nur ein Produkt produziert, *„ist es halt jeden Tag im Großen und Ganzen dasselbe“*. Es gäbe vermutlich die Möglichkeit, an eine andere Maschine zu wechseln, meint Doris, momentan sei sie aber zufrieden mit ihrem Arbeitsplatz. *„Aber so taugt es mir eigentlich bei mir oben, weil es sind keine schweren Sachen zu heben. Weil wir haben eine relativ kleine Maschine, und da kannst du halt alles leichter tragen.“* Für die Bestückung der Aggregate sind bestimmte Hebearbeiten notwendig, die sich je nach Maschine im Gewicht unterscheiden. Die Zuteilung zu den Maschinen erfolgt im Betrieb entlang einer Zuschreibung von körperlicher Leistungsfähigkeit. Männer werden an den *„großen Maschinen“* eingesetzt, *„da stellen sie selten eine Frau hin“*. Während in einem anderen Bereich mit kleineren Maschinen mehrere Frauen als Maschinenbedienerinnen und Helferinnen eingesetzt sind. Doris befindet sich auf der einzigen kompakteren Maschine im *„oberen“* Bereich, wodurch auch ihre Möglichkeiten für Veränderungen im Betrieb begrenzt sind. Gleichzeitig zieht Doris eine gewisse Befriedigung aus dem Gefühl, eine der wenigen Frauen zu sein, die im exklusiven Bereich der Männer eingesetzt werden.

Die Vorliebe für handwerkliche Tätigkeiten hat bei Doris, ähnlich wie bei Julia, darüber hinaus die Funktion, ihr Dasein in diesem „punktuellen Männerreservat“ (Kreisky 1996, 593) für sich und Außenstehende zu legitimieren. Es soll deutlich machen, warum sie als Vertreterin des „anderen“ Geschlechts (Beauvoir 2003) an diesen Arbeitsplatz *hinzupasst*, hinzugehört. Diese Selbstvergewisserung ist im Gegensatz zu den Männern notwendig, weil den Frauen die Berechtigung, an diesen Orten zu sein, vom sozialen Umfeld immer wieder abgesprochen wird. So hat Doris zwar die Unterstützung durch die Familie, sieht sich aber im engsten Freundeskreis mit Unverständnis gegenüber ihrer Berufswahl konfrontiert.

Doris: „Die Freunde waren nicht arg begeistert, weil, ja, so ein Beruf, das kann ja nix, das ist ja, hm, die haben sowieso nichts damit anfangen können, weil's einfach ein Metzgerberuf ist. Die eine ist Friseurin geworden, die andere Apothekerin und die Dritte ist Malerin. Und die Burschen, die haben eh gesagt: 'Mal schauen, wie lange, dass du das aushältst ((lacht)).“

Und auch im Betrieb muss sie sich von Beginn an gegen die Vorurteile der männlichen Kollegen und Vorgesetzten behaupten. Als sie nach der Lehrabschlussprüfung zu den Maschinen kommt, sind die männlichen Kollegen auf der Schicht ebenfalls skeptisch, „*naja, ein Mädchen, ob das überhaupt was G'scheites werden kann? Und jetzt bin ich eigentlich Maschinenführerin. Ganz erfolgreich, sag ich einmal ((mit leichtem Lachen))*“.

Aber nicht nur die habituell verinnerlichte handwerkliche Orientierung stattet Doris mit einem Gefühl der Legitimität aus, sondern auch eine Abgrenzung gegenüber anderen Formen der Weiblichkeit, die hier keinen Platz haben. Im Gespräch finden wir an unterschiedlichen Stellen eine Distanzierung zu traditionellen Formen der Weiblichkeit, wobei sich Doris dabei ebenfalls gängigen stereotypen Beschreibungen bedient, die als Inkorporierung eines männlichen Blicks auf das weibliche Geschlecht interpretiert werden können. Das beginnt bereits in der Schule, wo sie sich von den Verhaltensformen der Schulkolleginnen mit dem Verweis „*das bin nicht ich*“ abgrenzt, und setzt sich fort in einer amüsierten Beschreibung der Interessentinnen bei den Schnuppertagen im Betrieb.

Doris: „Es melden sich auch nicht recht viele. Wir haben einmal im Jahr meistens einen Girls-Day, wo die Mädchen von der Hauptschule halt herkommen und sich ein bisschen informieren. Und da hört man immer, 'Wäh, da wird man ja dreckig.' ((lacht)) Es ist halt kein typischer Mädchenberuf. Man muss das auch mögen, dass man keine langen Fingernägel haben kann oder so, weil sie sowieso immer irgendwie abbrechen oder sonst irgendwas. Und das geht halt bei vielen Frauen nicht, die sind zu etepetete.“

Die Passung zwischen Disposition und Position, ausgedrückt in einem Gefühl der Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz, generiert sich bei Doris einerseits aus einer habituellen Disposition für handwerkliche Tätigkeiten, die sie gut einbringen kann, andererseits durch eine Abgrenzung zu weiblichen Lebensentwürfen. Das Handwerkliche, Körperliche repräsentiert die männliche Familientradition, in die sich auch Doris mit ihrer Berufslaufbahn einordnen kann. Wir finden hier eine ähnliche Konstruktion wie auch schon bei Julia, der es durch eine Verbindung von klassenspezifischen Dispositionen für handwerkliche Tätigkeiten und einer Identifikation mit männlichen Lebensmodellen gelingt, sich an dem frauenuntypischen Arbeitsplatz beheimatet zu fühlen. Oder wie Doris meint, „*ich hab' mir oft gedacht, eigentlich ist das saugeil. Für das, was ich gern mache, für das bekomme ich Geld. So sollte es eigentlich auch sein*“.

„Jetzt könnte ich mir gar nichts anderes mehr vorstellen“

Robert ist ein Beispiel dafür, wie eine im Milieu verankerte und durch die Lehre verfestigte körperorientierte Arbeitshaltung als Ressource dienen kann, um sich nach einem Arbeitsplatzwechsel gut auf eine neue Tätigkeit einstellen zu können. Wie wir im ersten Kapitel schon erfahren haben, entschließt sich Robert nach der Hauptschule für eine Lehre als Schlosser. Im Lehrbetrieb geht es gleich vom ersten Tag an zur Sache, er bekommt ein Werkzeug in die Hand „gedrückt“ und soll sich nützlich machen. Das Lernen erfolgt nach dem Prinzip Versuch und Irrtum, so wie Robert erzählt, „*wenn du*

es falsch gemacht hast, bist du zusammengeschissen worden, oder wenn du zu langsam warst, bist du wieder zusammengeschissen worden ((lachend))“. Die Arbeitszeit orientiert sich an den Aufträgen, auf den Baustellen wird gearbeitet, bis alles erledigt ist, dabei anfallende Überstunden bleiben in der Regel unbezahlt. Unter diesen Bedingungen verliert Robert schnell das Interesse am Beruf, beschließt jedoch bis zur Lehrabschlussprüfung durchzuhalten: „*Da hab' ich mir gedacht, ja, die Lehre, die mach ich fertig, LAP und so weiter schließ ich alles ab. Und dann tschüss!*“ Während der Lehrzeit zeigt er sich bemüht, zusätzliche Qualifikationen, wie die Schweißerprüfung, zu machen, um später bessere Bedingungen für einen Arbeitsplatzwechsel zu haben. Er bewirbt sich zunächst bei größeren Schlossereibetrieben für den Montagebereich, er verspricht sich dort eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Auf die Bewerbungen bekommt er jedoch nur Absagen mit dem Hinweis, dass er aufgrund seines jungen Alters noch über zu wenig Erfahrungen verfüge, um für Montagearbeiten eingesetzt werden zu können.

Nachdem Robert nicht im Lehrbetrieb bleiben möchte und auch keine fachlich adäquate Beschäftigung findet, sind seine beruflichen Möglichkeiten stark eingeschränkt. Umschulungen oder eine längere Phase der (Such-)Arbeitslosigkeit sind für Robert nicht im Bereich des Denkbaren. Damit ist Robert auf das Gebiet der an- und ungelernten Arbeit verwiesen. Hier stellt die Industrie mit vergleichsweise guter Entlohnung auch in diesen Bereichen eine attraktive Alternative dar. Der Einstieg wird ihm durch das entsprechende soziale Kapital ermöglicht.

Robert: „Also mein Vater arbeitet auch herinnen. Eh schon ewig. Und er hat mich halt gefragt, ob ich nicht probieren möchte, da hereinzukommen, und ich soll's mir einmal anschauen, wie es ist. Am Anfang hab ich's mir halt nicht so vorstellen können, wegen Schichtarbeit. Weil die Wochenenden fallen dann weg und so. Und damals war ich zwanzig Jahre grad einmal alt. Ja, dann hat sich das aber ergeben, also dass sie da über eine Leihfirma Leute herinnen suchen, und dann hab' ich es halt einmal probiert.“

Robert beginnt nun beim Papierhersteller, bei dem auch sein Vater seit vielen Jahren beschäftigt ist, als Maschinenführer zu arbeiten. Die Maschine, die Robert zu bedienen hat, schneidet das Papier von einer großen Rolle auf bestimmte kleinere Formate zu. Nach einigen Monaten wechselt Robert in einen anderen Bereich, in dem kleinere Formate und Sonderanfertigungen geschnitten werden. Die Umstellung auf ein neues Arbeitsmaterial ist für Robert zunächst sehr ungewohnt. Über seinen ersten Arbeitstag erzählt er:

Robert: „Wenn du dir vorstellst, du hast so einen Stahlbrocken vor dir, wo du Vollgas drauf drischst oder wo du halt zupacken musst, und dann greifst das erste Mal so ein Papier, auf Deutsch gesagt, einen Papierfetzen ((lacht)) an, der ist komplett weich und du musst da voll aufpassen und da darf nichts kaputt werden. Dann ist das gleich eingerissen und so. Das war halt schon komisch ganz am Anfang, aber jetzt könnte ich mir gar nichts anderes mehr vorstellen, eigentlich.“

Bei Robert ist die Disposition für manuelle Tätigkeiten – im Gegensatz zu Doris – stärker entlang der eigenen Körperkraft ausgerichtet. Wir können diese zunächst als Ausdruck einer männlichen Variante der körperzentrierten Arbeitsorientierung interpretieren. Der Stolz auf die eigene physische Stärke und Ausdauer, die Kraft, schwere Arbeitsbelastungen aushalten zu können, werden in der Literatur als zentrale Momente identifiziert, die männliche Arbeiteridentitäten konstituieren (McDowell 2009; Panke 2005, 175ff.; Bourdieu 1987a, 600). Gleichzeitig materialisiert sich darin auch der wertschöpfende Charakter der Arbeitskraft. Körperliche Arbeit ist jene Tätigkeit, „die am sinnfälligsten ‚Arbeit‘ ist; als *produktive* Arbeit, das heißt eine unmittelbar wertschaffende Leistung; als primäre Arbeit, das heißt eine Funktion, die für die anderen, für die Gesellschaft, eine fundamentale Voraussetzung ihrer Existenz schafft“ (Popitz u. a. 1957, 238, Hv.i.O). Es ist das „lebendige Arbeitsvermögen“, welches die Grundlage für die Wertschöpfung schafft, die sich – so Marx – die KapitalistInnen als Mehrwert aneignen.

„Eine Maschine, die nicht im Arbeitsprozeß dient, ist nutzlos. Außerdem verfällt sie der zerstörenden Gewalt des natürlichen Stoffwechsels. Das Eisen verrostet, das Holz verfault. Garn, das nicht verwebt oder verstrickt wird, ist verdorbene Baumwolle. Die lebendige Arbeit muß diese Dinge ergreifen, sie von den Toten erwecken, sie aus nur möglichen in wirkliche und wirkende Gebrauchswerte verwandeln“ (Marx und Engels 1968, 1:198).

Bei Robert bekommt dieses Arbeitsvermögen eine spezifische Prägung durch seine Berufsausbildung zum Schlosser. Das Metall, als Arbeitsmaterial, muss hart bearbeitet werden, es braucht Muskelkraft, um es zu formen. Im Gegensatz dazu verlangt der neue Arbeitsplatz in der Papierindustrie eine Zurücknahme dieser Kraft, das Papier verlangt Sorgfalt im Umgang, damit es nicht zerreißt und unbrauchbar wird.

Betrachten wir den Arbeitsplatzwechsel aus der Perspektive des beruflichen Status, wäre es nicht weiter überraschend, wenn Robert die neue Arbeit als Entwertung seiner fachlichen Fähigkeiten und beruflichen Abstieg erleben würde. Es gelingt ihm jedoch, seine Körperkraft auch am aktuellen Arbeitsplatz als zentralen Bestandteil des Arbeitsprozesses zu erleben und damit auch Befriedigung aus seiner Tätigkeit zu generieren.

*Robert: „Also ich schneide eigentlich Papier auf Maschinen auf Formate zu. Also wenn ich ((be-
tont)) mich nicht bewege, dann passiert dort nichts. Also ich greife das Papier an, schneide es auf
das gewisse Format zu, so wie es der Kunde bestellt hat. Mit der richtigen Höhe, also genau die
richtige Bogenanzahl, pro Palette.“*

Im Gegensatz zu den vollautomatischen Querschneidemaschinen, ist in seinem Bereich bei den Planschneidemaschinen die eigene Arbeitskraft von unmittelbarer Bedeutung, wie wer meint. Ähnlich wie bei der Schlosserarbeit erlebt hier Robert seine Arbeitskraft als zentrales Moment im Produktionsprozess. Während es in der Lehrzeit die Kraft ist, welche das Metall formt, ist es nun seine körperliche Aktivität, die einen Prozess in Gang setzt. Ohne sein Zutun „*passiert nichts*“, wie er betont. Sprachlich drückt sich das in der Beschreibung des Arbeitsprozesses aus. Es ist nicht die Maschine,

die das Papier schneidet, sondern er, der das Papier einlegt, einpasst und schließlich schneidet. Damit sieht Robert auch eine unmittelbare Verantwortung für das Ergebnis und für etwaige Fehler. „Das machen ja wir, also, ich muss das ja mit meinem Körper und mit meinen Händen machen. Also hab' ich da weniger die Ausrede, da kann ich nix dafür.“ Das verleiht ihm ein Gefühl von Selbstermächtigung. Er ist kein Rädchen im Getriebe, sondern zentrales Element in der Herstellung eines Produktes.

Für Robert sind mit dem Bedürfnis nach körperlicher Arbeit auch Ansprüche nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit verknüpft. Schon in der Lehrzeit begeistert er sich am meisten für das „freie“ Arbeiten auf der Montage. Und auch in seiner aktuellen Tätigkeit müsse man sehr selbstständig arbeiten, wie der nächste Ausschnitt deutlich macht, in dem Robert über die Fähigkeiten der Lehrlinge spricht, die er an der Maschine einzuschulen hat.

Robert: „Also da [in der Lehrwerkstätte, Anm.] wird mehr aufgepasst als irgendwas gezeigt, das merkt man auch bei den, ich will jetzt nicht maulen ((lacht ein bisschen)), aber das merkt man auch bei den Lehrlingen ein wenig, die nachher zu uns kommen. Denen musst du das Arbeiten beibringen. Wie sie was angreifen müssen und so weiter und so fort, wie sie sich selber organisieren müssen und so. Du musst da herinnen selbstständig arbeiten, und das ist da in der Produktion komplett anders, gegenüber dem Lehrlingshaus.“

Roberts habituelle Arbeitsdispositionen können als Ressource betrachtet werden, die es ihm erlaubt, produktiv mit einer Arbeitsplatzveränderung umzugehen. Es gelingt ihm, grundlegende Ansprüche an die Arbeit, wie der Einsatz des Körpers, die eigene Unabhängigkeit, auch unter den neuen Bedingungen zu realisieren. Diesen gelungenen Übergang können wir auch als wesentlichen Grund dafür interpretieren, dass Robert die Tätigkeit in der Papierindustrie prinzipiell als befriedigend erlebt.

„Es muss sich ein bisschen was rühren“

Florian entscheidet sich nach der Hauptschule für eine Lehre in der Lagerlogistik in einem Kunststofftechnikbetrieb. Die Entscheidung erfolgt zunächst sehr pragmatisch. Es ist für ihn wichtig, schnell eine Lehrstelle zu haben, inhaltliche Gründe spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Er arbeitet im Büro und ist im Einkauf, später im Vertrieb tätig.

Florian: „Ich war am Anfang im Büro, Materialwirtschaft, also Einkauf hab' ich gemacht. Dann Intercompany-Vertrieb hab' ich auch kurzzeitig gemacht, mit den Tochterfirmen in Dubai hab' ich da telefonieren müssen und solche Sachen, so ein wenig mit Englisch auch. Und dann ein riesiges Projekt haben wir auch gehabt, ein neues Hochregallager. Da hab' ich eigentlich von Grund auf bei meinem alten Chef, der was mir so getaucht hat, alles mitmachen dürfen. Zwar nichts entscheiden oder so, aber einfach, dass ich mitarbeite und mitschaue, wie wird so etwas aufgebaut. Der hat mich in alles einbezogen, sogar in die Gespräche mit der Geschäftsführung und so, bei Besprechungen war ich überall dabei.“

Der Chef des Unternehmens nimmt Florian unter seine Fittiche und fördert die berufliche Entwicklung des jungen Mannes. Er bindet ihn in die Planung und Durchführung von Projekten ein, gibt ihm Einblicke in Verhandlungsprozesse. Der „wollte was machen mit mir, der hat was vorgehabt mit mir“,

meint Florian. Nachdem der Chef in Pension geht und es einen Wechsel an der Führungsspitze gibt, bleibt kein Stein auf dem anderen.

Florian: „Aber so richtig angefangen hat's, wie mein alter Chef aufgehört hat. Da hat's aufgehört, weil der hätte mich gefördert, der wollt was machen mit mir, der hat was vorgehabt mit mir. Wie der weg gewesen ist und der Neue da war, hat keiner mehr was gewusst davon, die haben mich dann irgendwie fallen lassen, und das alles ist in Vergessenheit geraten.“

Florian fühlt sich ungerecht behandelt und hat große Schwierigkeiten, mit dem neuen Chef zurechtzukommen. Er hat das Gefühl, er werde ständig kontrolliert und in seinen Fähigkeiten nicht ernstgenommen. Nachdem er auch mit der Bezahlung nicht zufrieden ist, beginnt er sich nach einem anderen Arbeitsplatz umzusehen. Ähnlich wie auch Robert wird das soziale Kapital der Familie für die Suche nach einem Arbeitsplatz aktiviert. Über den Bekannten seines Vaters bekommt Florian eine Stelle als Leiharbeiter bei einem Maschinenbauerhersteller vermittelt. Er hat dort ebenfalls wieder einen Arbeitsplatz im Logistikbereich, ist aber nun im Warenlager des Betriebs tätig, das für die Einlagerung und Verteilung von Teilen für die Produktion verantwortlich ist. Nach einem Jahr wird Florian zum Schichtführer befördert und auch in das Stammpersonal übernommen. Wie sich zu diesem Zeitpunkt herausstellt, hatte die Firmenleitung jemand mit einer Fachausbildung gesucht, um den scheidenden Schichtführer mit einer qualifizierten Arbeitskraft nachbesetzen zu können.

Im Gegensatz zu Robert gelingt es Florian trotz eines Arbeitsplatzwechsels in seinem angestammten Lehrberuf zu bleiben und auch seine Position als Facharbeiter zu halten. Der Charakter seiner Arbeit hat sich jedoch grundlegend geändert. Im Lehrbetrieb arbeitet er in erster Linie am Computer, sein Arbeitsplatz ist das Büro. Die Erzählungen legen nahe, dass der weitere Karriereverlauf dort in eine Angestelltenlaufbahn gemündet wäre, „jetzt hätte ich sicher schon mehrere Projekte hinter mir in, aber in der Büroschiene weiter hinauf und nicht im Lager. Das hätte mir auch getaugt“. Im Gegensatz dazu hat die Arbeit im Warenlager einen stärker körperlichen Charakter. Es müssen Kabel „heruntergezogen“ und Bauteile für die Produktion ausgegeben werden. Die Arbeit gefällt ihm, wie er im nächsten Interviewausschnitt beschreibt, weil er viel in Bewegung ist.

Florian: „Das Ausgeben da hinten, eh wo du mit dem Herbert [Betriebsrat, Anm.] hingeschaut hast, wo wir gestanden sind, bei den Paletten und nebenbei Kisten, das ist lässig. Das taugt mir, weil da bewegst du dich, da bist du die ganze Zeit auch körperlich [gefordert], auch wenn es ein wenig eine Anstrengung ist, das taugt mir. Und da hinten [Wareneingang, Anm.], da huckst [sitzt, Anm.] du ja doch am Computer und tust halt buchen und mit dem Scanner arbeiten. Das ist nicht so meins.“

Sein Interesse für Computer habe sich „gelegt“, wie er meint, „weil dann merk' ich eigentlich irgendwie, das Büro wär' auch nix mehr für mich“, er begründet das folgendermaßen:

Florian: „Damals war es, weil du halt gleich am Anfang hineingerutscht bist in das und dann bist du's gewöhnt gewesen. Und wenn du einmal weg bist davon, dann muss es nicht unbedingt sein. Außer jetzt zum Beispiel, so wie es bei meinem Vorgesetzten ist, so etwas schon, weil da bist du ja wirklich dann eingespannt und du rennst unten herum. Du bist nicht nur auf deinem Arbeitsplatz

im Büro drinnen und vorm Computer und Mails. Das möchte ich zum Beispiel nicht, das wäre nix für mich. Es muss sich ein bisschen was rühren ((schmunzelnd)).“

Bei Florian finden wir ähnlich wie bei Robert das Moment körperliche Anstrengung, hier aber nicht in der Funktion einer produzierenden Kraft. Bei Florian drückt sich die körperzentrierte Arbeitsorientierung in seiner reduziertesten Form aus, die darin besteht, dass der Körper in Bewegung ist, nicht stillsteht. Das hat zum einen damit zu tun, dass sein Arbeitsvermögen während der Lehrzeit eine andere Prägung erfahren hat, und liegt zum anderen aber darin begründet, dass die Arbeitsbedingungen im Warenlager nur diese Form der Aktualisierung von habituellen Dispositionen ermöglichen. Wie sich ein bestimmter Habitus entfalten kann, hängt also – das wird hier deutlich – auch von den jeweiligen Kontexten ab.

Interessant an Florians Geschichte ist nun, dass mit dem Arbeitsplatzwechsel nicht nur eine Aktualisierung einer körperlichen Arbeitsorientierung stattfindet, sondern auch eine Abgrenzung von (den früheren) Bürotätigkeiten stattfindet. Florian bedient sich hier einer sehr reduzierten Darstellung von Büroarbeit. Bei der Herausarbeitung der Unterschiede bezieht er sich weniger auf Arbeitsinhalte, sondern in erster Linie darauf, wie der Körper zum Einsatz kommt. Während man bei der Tätigkeit im Warenlager viel in Bewegung ist, herumrennt und sich körperlich anstrengen muss, ist man bei der Büroarbeit an einen Platz gebunden, man sitzt auf einem Sessel vor dem Computer, der Körper ist ruhiggestellt. Körperliche Inaktivität wird nun eher als problematisch wahrgenommen, die „Lähmung der Kräfte“ (Panke 2005, 176) macht müde und wird mit Langeweile verbunden. Die Trennung von Hand- und Kopfarbeit materialisiert sich auch in einer räumlichen Segregation unterschiedlicher Beschäftigungsgruppen im Betrieb. Die Arbeiter befinden sich „unten“, während die Angestellten im Büro, getrennt von manueller Arbeit, „oben“ verortet sind. Diese Verdinglichung sozialer Grenzen im physischen Raum können wir als Ausdruck von „Grenzlinien sozialer Klassifizierung“ (Panke 2005, 178) interpretieren.

Der Fall von Florian zeigt, wie habituell verankerte Dispositionen aktiviert werden können, um die Einpassungen an einen körperorientierten Arbeitsplatz möglich zu machen. Diese Aktualisierung von körperbezogenen Arbeitsvorlieben bei gleichzeitiger Abgrenzung gegenüber Tätigkeiten im Büro dient auch dazu, einen eingeschlagenen Weg retrospektiv sich selbst und anderen gegenüber zu plausibilisieren. Die eigene Identifizierung mit körperlicher Arbeit macht es auch möglich, die Büroarbeit retrospektiv als ungeeignet zu klassifizieren, damit aber auch Brüche in der eigenen Berufsbiographie positiv verarbeiten zu können.

8.2.2 Dissonanz zwischen Ansprüchen und Tätigkeit

Nicht in allen Fällen finden wir eine Passung von Ansprüchen und Tätigkeit. Nachstehend werden drei unterschiedliche Konstellationen diskutiert. Erstens der Fall von Thomas, der zwar eine stark körperorientierte Arbeitshaltung aufweist, dem es aber im Gegensatz zu Robert, Wolfgang, Florian

oder auch Lukas nicht gelingt, diese Orientierungen nach einem Berufswechsel an einem neuen Arbeitsplatz zu aktualisieren, was zu Gefühlen der Resignation führt. Zweitens geht es um Konstellationen, in denen ein klassenfremder bzw. der Klasse entfremdeter Habitus Ursache für eine erlebte Dissonanz darstellt. Während bei Mario die verlängerte Bildungslaufbahn als Ursache für die Herausbildung von Ansprüchen gesehen werden kann, die er an seinem Arbeitsplatz nur bedingt befriedigen kann, sind es bei Mirza aus dem akademischen Milieu entstammende Ansprüche nach geistig herausfordernder Tätigkeit, die ebenfalls nur begrenzt realisiert werden können. Abschließend der Fall von Simon, der entgegen den für dieses Milieu erwartbaren Ansprüchen keine körper- bzw. handwerksbezogene Arbeitsorientierung herausbildet, aber aufgrund klassenspezifischer habituel-ler Dispositionen im Segment der angelernten Arbeit verhaftet bleibt, in dem es nur unter Schwierigkeiten gelingt, seine Ansprüche an für ihn anregende Arbeit umsetzen zu können. Die Fälle von Mario, Mirza und Simon zeigen damit im Umkehrschluss, dass körperliche Tätigkeiten Arbeitssubjekte mit entsprechenden Dispositionen verlangen, um entsprechende Bezüge herstellen zu können, die sie diese Arbeit als befriedigend und sinnhaft erleben lassen können.

„Da ist die Zeit am Anfang nicht vergangen“

Thomas entwickelt in der Lehrzeit eine Leidenschaft für den Beruf des Fleischers. Die Beherrschung der praktischen Anforderungen seines Berufs gelingt ihm einfacher, als den Anforderungen der Berufsschule zu entsprechen. In jedem Jahr habe er eine Nachprüfung gehabt, erzählt Thomas, sein Klassenvorstand habe dann einmal gemeint: *„Wenn du es heuer nicht schaffst ohne Nachprüfung, brauchst du zur Gesellenprüfung gar nicht antreten.“* Die schlechten schulischen Leistungen sind, wenn nicht zur Gänze, so doch zum Teil auch auf die damaligen Lebensumstände zurückführbar, wie der nächste Interviewausschnitt verdeutlicht.

Thomas: „Ich hab' angefangen mit der Arbeit um drei in der Früh, bin um sieben dann abgehauen, hab mich den ganzen Tag in die Schule gesetzt, die hat von acht bis siebzehn Uhr immer gedauert. Bin dann heimgefahren, hab' mich hingelegt, hab' geschlafen. Und dazwischen haben wir noch ein Kind bekommen ((lacht)).“

Der Fleischereibetrieb, in dem Thomas die Lehre absolviert, ist mit sechs Mitarbeitern sehr klein und macht es notwendig, dass alle *„zusammenhelfen“*, wie Thomas erzählt, um das Überleben des Betriebs zu sichern. Die Arbeit beginnt um zwei oder drei Uhr früh, und *„du hackelst bis open end durch“*, 60 bis 70 Stunden pro Woche sind nicht ungewöhnlich. Auf den Beschäftigten lastet kontinuierlicher Zeitdruck, alles muss immer *„schnell, schnell“* gehen. Der Ehrgeiz, den der junge Mann in der Arbeit zeigt, wird auch vom Chef gewürdigt. Nach einigen Jahren bietet er Thomas an, seinen Betrieb später einmal zu übernehmen, da die eigenen Kinder kein Interesse daran hätten. Eine große Chance, die sich hier für Thomas eröffnet. Er fühlt sich in seiner Arbeit geschätzt und macht mit dieser Perspektive in weiterer Folge die Meister- und später die Unternehmerprüfung. Es ist naheliegend, dass die Leidenschaft für den Beruf, die Aussicht auf die Betriebsübernahme, aber auch die Freundschaft und

Loyalität gegenüber dem Chef dazu beigetragen haben, dass Thomas diese Arbeitsbedingungen noch nicht primär als negativ erlebt oder zumindest akzeptiert, auch wenn in den Erzählungen die Belastungen dieser Zeit sehr deutlich werden.

Thomas: „Ich hab' Zeiten gehabt, da bin ich heimgekommen, ich hab mich hingesetzt auf die Couch und bin im Sitzen eingeschlafen. ((lange Pause)) Es hat wirklich oft Tage gegeben ((spricht sehr leise)), da hast du nicht mehr können.“

Die Arbeitsbedingungen wirken sich auch auf das Familienleben aus. Thomas ist ständig übermüdet und kann kaum den Anforderungen des Familienlebens – er ist mittlerweile Vater von drei Kindern – nachkommen. *„Du kommst heim von der Arbeit, du bist kaputt. Dann hast du aber Kinder daheim, die wollen spielen mit dir, die wollen irgendwo hinfahren, du sollst Einkaufen fahren. Das geht alles nicht, weil du kaputt bist.“*

Als Thomas Mitte zwanzig ist, verletzt er sich bei einem Arbeitsunfall die Sehnen seines Handgelenks so stark, dass die Beweglichkeit seiner Hand dauerhaft beeinträchtigt ist. Er bleibt aber weiterhin im Betrieb beschäftigt, bis sich nach einigen Jahren die Situation verschlimmert und er mit der Diagnose konfrontiert ist, dass unter diesen Arbeitsbedingungen seine Hand *„nicht mehr richtig funktionieren wird“*. Gleichzeitig sieht die finanzielle Bilanz des Geschäfts wenig vielversprechend aus, Thomas hält eine Betriebsübernahme für ein zu großes Risiko. In Anbetracht seiner Verletzung und der wirtschaftlichen Situation sieht er sich nicht in der Lage, den Betrieb aus den roten Zahlen *„herausbringen“* zu können. Notgedrungen beginnt er sich nach einem neuen Arbeitsplatz umzusehen. Ein zentrales Motiv bei der Arbeitssuche ist, dass er mehr Zeit für die Familie haben möchte. Über seinen Vater erfährt er von einer offenen Stelle im Warenlager eines Maschinenherstellers. Er beginnt dort als Leiharbeiter und kann auch einige Kenntnisse aus der Lagerverwaltung in der Fleischerei an seinem neuen Arbeitsplatz einbringen. Nach drei Monaten ist er so weit eingearbeitet, dass er seine Aufgaben reibungslos durchführen kann. Vor allem im Hinblick auf die eigene Gesundheit und die Familie konnte Thomas seine Situation wesentlich verbessern.

Thomas: „Also angenehm ist, dass ich mehr Zeit für die Familie habe. Das ist eigentlich auch der Hauptgrund gewesen, warum ich nicht wieder irgendwas mit der Fleischerei oder im Verkauf gesucht habe. Das war für mich der Hauptgrund, warum ich diese Arbeit hier mache. Das ich jetzt sage, 'So, acht Stunden und mehr nicht mehr'.“

Ähnlich wie Robert verfügt Thomas über ein spezifisches Arbeitsverständnis, welches auf dem Einsatz körperlicher Arbeitskraft beruht. Im Gegensatz zu Robert tritt bei Thomas auf Grund der spezifischen Arbeitsbedingungen in der Fleischerei der Verschleiß des Arbeitsvermögens durch starke körperliche Beanspruchung, Arbeitsdruck und lange Arbeitszeiten in den Vordergrund. Der Ausbeutungscharakter von (kapitalistischer) Lohnarbeit tritt hier unmittelbar zu Tage und wird durch eine traditionelle Rollenaufteilung möglich gemacht, in welcher die Partnerin sich nicht nur um die Betreuung der Kinder kümmert, sondern auch die Reproduktion von Thomas sicherstellt, der für diese Leistung weder Zeit noch Kraft hat. Die Knüpfung des Arbeitsvermögens an die eigene Körperkraft

drückt sich bei Thomas auch in einer instrumentellen Beziehung zum eigenen Körper aus, die auch Bourdieu in seiner Charakterisierung der Arbeiterklasse beschreibt (Bourdieu 1987a, 339). Die funktionale Sprache, die Thomas verwendet, wenn er über seinen Körper spricht, macht das deutlich: die Hand, die „kaputt“ geht, der erschöpfte Körper, der „kaputt“ ist und der Arm, der nicht mehr „funktioniert“. Der Körper, als Arbeitsmittel, symbolisiert ein Werkzeug, das nicht mehr entsprechend seiner Bestimmung zum Einsatz gebracht werden kann. Gerade in Berufen, die unmittelbar an körperliche Einsatzkraft und handwerkliches Geschick gebunden sind, stellt die Beschädigung des Werkzeuges Körper, ein unmittelbar existentielles Problem dar.

Thomas fühlt sich vor dem Hintergrund seiner Verantwortung für die Familie dazu genötigt, sich möglichst schnell nach einem Arbeitsplatz umzusehen. „*Geht nicht anders. Familie daheim. Da musst du schauen, dass du schnell weiterkommst*“, meint Thomas. Im Rahmen von begrenzten Möglichkeiten bleibt ihm, ähnlich wie auch Robert, nur der Weg in die un- und angelernte Arbeit. Die vielen Jahre der beruflichen Praxis als Fleischer haben der Ausgestaltung der körperorientierten Arbeitshaltung eine spezifische Formung verliehen, die nicht mehr so ohne weiteres in einem anderen Feld anschlussfähig ist. Vor diesem Hintergrund gelingt es Thomas im Gegensatz zu Robert kaum, seine Dispositionen an dem neuen Arbeitsplatz positiv zu aktivieren und die neue Tätigkeit als anspruchsvoll und damit befriedigend zu erfahren. Am deutlichsten wird das im nächsten Gesprächsauszug, in dem Thomas seine Tätigkeit als Fleischer mit jener im Warenlager vergleicht:

Thomas: „In der Fleischhackerei hast du einen Zeitdruck. Schnell, schnell. Immer Akkord. Und hier ist es so, was du schaffst, das schaffst du. Das war am Anfang die schlimmere Umstellung für mich. Und einer, der auch mit mir fast gleichzeitig angefangen hat, der hat ein paar Monate vorher angefangen, der war in einer Tischlerei tätig, wo sie auch Akkordarbeit hatten. Für den war es dasselbe. Das war regelrecht ((lacht)) ungewohnt. Da ist die Zeit am Anfang nicht vergangen.

CA: Die Zeit ist nicht vergangen?

Thomas: Ja. Also das war für mich die größte Umstellung. Dort habe ich um zwei in der Früh angefangen, oder drei, hab dahin gearbeitet, bis ich heimgegangen bin. Und hier, wenn es aus ist, ist es aus. Du bist halt produktionsabhängig. Das, was die am Tag produzieren, geben wir im Lager aus. Und mehr ist es nicht. Wenn du fertig bist, bist du fertig.“

Die körperliche Betätigung und der große Arbeitsdruck in der Fleischerei sorgen dafür, dass die Zeit verfliegt. Es gibt keine Momente des Stillstandes, des Innehaltens. Unterstrichen wird das auch durch Thomas' schnelle und abgebrochene Sprechweise in dieser Sequenz. Die Sprache enthält den Takt der Arbeit, die „*schnell, schnell*“ geht. Im Gegensatz dazu erlebt Thomas das Fehlen von Zeitdruck am neuen Arbeitsplatz als Form der Inaktivität, die zu einem Stillstand der Zeit führt, die nicht „*vergehen*“ will. Dieses Gefühl der Lähmung wird durch den reduzierten Einsatz seiner körperlichen Kräfte noch zusätzlich unterstrichen. Von ähnlichen Erfahrungen berichten auch Handwerkslehrlinge in einer Studie von Martina Panke (2005). „Die Vorstellung vom Zusammenhang sinnvoller Arbeit und körperlicher Bewegung hat die Bedürfnisse so umfassend ‚gründiert‘, dass die Jugendlichen Zeit als unendlich träge, gar als sinnlos erleben, solange ihr Körper stillgestellt bleibt“ (Panke 2005, 176). Darin

offenbart sich, so Panke, auch der von Norbert Elias angesprochene soziale Charakter von Zeit. Wie wir Zeit erleben, wie schnell sie vergeht oder wie lange sie sich dehnt, ist keine natürliche Konstante, sondern ist Ausdruck sowohl eines kollektiv historischen als auch individuell biographischen Zeitempfindens (Elias 2004).

Thomas befindet sich in einem Arbeitskontext, in dem seine körperlichen Kräfte brachliegen und zu einem Gefühl der Langeweile und Unterforderung beitragen, die auch eine Unzufriedenheit speisen. Gleichzeitig lässt sich die Dissonanz zwischen Ansprüchen und Tätigkeit bei Thomas nicht gänzlich aus dem körperlichen Arbeitsbezug erklären. Bedeutsam ist in diesem Fall auch der Statusverlust, der mit dem Berufswechsel verbunden ist und der einen positiven Bezug auf eine neue Tätigkeit verunmöglicht. Es ist anzunehmen, dass auch an einem anderen, seinen tätigkeitsbezogenen Vorlieben eher entsprechenden Arbeitsplatz eine Unzufriedenheit aufgrund dieses beruflichen Einschnittes gegeben wäre. Thomas kommt von einem anderen Ausgangspunkt und mit einer anderen Vorgeschichte an diesen Arbeitsplatz und sowohl der berufliche Abstieg – vom angehenden Unternehmer zum Leiharbeiter – also auch die andere Form der Beanspruchung seines Körpers tragen dazu bei, die Tätigkeit als wenig befriedigend zu erleben. Ein wenig entschädigt Thomas dafür die Tatsache, dass er nun gesundheitlich weniger belastet ist und mehr Zeit für die Familie hat.

„Ewig möchte ich so etwas nicht machen“

Mario beginnt nach dem Abbruch des Gymnasiums, wie wir bereits gehört haben, mit der Ausbildung zum Chemieverfahrenstechniker. Während des Interviews entsteht jedoch der Eindruck, dass die Arbeit nicht seinen beruflichen Ansprüchen entspricht und es nur wenige Momente gibt, in denen er Freude an der Arbeit findet. Seine Lehrzeit beschreibt er nur knapp mit den Worten: *„Ist relativ unspannend abgelaufen.“* Er ist in eine Gruppe eingebunden, die es mit den Regeln nicht so genau nimmt, wie er meint, *„wir waren halt auch ein wenig G'fraster und haben nicht immer so gearbeitet wie wir sollen hätten“*. Nach der Lehrabschlussprüfung wird er einer Anlage und einer Schicht zugeteilt, in der er zum Zeitpunkt des Interviews immer noch tätig ist. Er arbeitet in einem Bereich, in dem Produktionsprozesse für größere Anlagen getestet werden, deshalb gibt es relativ häufig eine Umstellung auf neue Produkte. Ein positiver Aspekt der Arbeit, meint Mario, *„wenn's immer nur dasselbe ist, da würde ich mir glaub ich über kurz oder lang etwas anderes suchen“*. Er wünscht sich Herausforderung an seinem Arbeitsplatz, gleichzeitig entsteht der Eindruck, dass seine Tätigkeit das nur in eingeschränktem Ausmaß bietet. Es gibt dann auch nur wenige Momente in seiner Arbeit, in welchen er das Gefühl hat, dass er mit seinen Fähigkeiten gefordert ist. Und zwar dann, wenn er selbst etwas reparieren oder *„eine alternative Lösung“* für ein Problem finden kann, *„das ist ganz spannend“*. Auf die Frage, was ihm an seiner Arbeit am meisten gefällt, meint er:

Mario: „Also wenn wir jetzt etwas Neues implementieren, damit arbeiten und das herausfinden, wie das funktioniert. Weil das bin dann meistens- sind jetzt da meistens doch eher die Jüngeren, die sich mit dem auskennen, und es ist dann doch ganz nett, wenn man jemand, der jetzt schon

dreißig Jahre da ist, etwas Neues zeigen kann. Das ist doch auch ein bisschen eine Aufwertung fürs Ego ((lacht)).“

Im Mittelpunkt der Momente, in denen sich Mario gefordert fühlt, stehen der Einsatz und die Erprobung der eigenen handwerklichen, aber vor allem auch intellektuellen Fähigkeiten. Es sind jene Momente in der Arbeit, wo es aus seiner Perspektive eine Abweichung zur alltäglichen Routine gibt, die Raum für „eigene Interpretationen und Handlungsmöglichkeiten“ (Schumann u. a. 1982, 302) bieten, wo er Bestätigung erfährt. Interessant wird die Arbeit dann, wie auch Schumann et al. schreiben, wenn „das Gelingen und die Form der Ausführung nicht vorbestimmt sind“ (ebd., 327). Bei Mario verbinden sich diese Ansprüche mit einer Ablehnung bzw. negativen Behaftung von körperlicher Arbeit, wie der nächste Ausschnitt deutlich macht.

Mario: „Bei uns hat man relativ selten jetzt wirklich körperlich anstrengende Arbeit. Die körperlich anstrengenden Arbeiten sind meistens relativ schnell erledigt in unserer Produktionsanlage. In anderen Anlagen machst du das eine ganze Schicht lang, also wo du wirklich acht Stunden dabeistehst. Das hab' ich in der Lehrzeit ab und zu einmal genießen dürfen. Das gehört dazu und ist auch ganz nett, das einmal zu machen. Ewig möchte ich so etwas nicht machen, aber das ist eben die Arbeit von Neuen.“

Körperlich anstrengende Arbeit wird zwar akzeptiert, vor allem als eine Art Initiationserfahrung, die neu Hinzugekommene durchlaufen müssen, solange sie zeitlich begrenzt ist.

Mario stellt sehr hohe arbeitsinhaltliche Ansprüche, die im Gegensatz zu den anderen stärker in Richtung Selbstverwirklichung tendieren. Wir können die von Mario geäußerten Ansprüche nach intellektuell herausfordernder Arbeit mit seinem längeren Verbleib im Bildungssystem in Verbindung bringen. Wir haben das in der Einführung der theoretischen Begrifflichkeiten von Bourdieu unter dem Stichwort der „Laufbahneffekte“ diskutiert (Kapitel 4). Das Bildungssystem als Institution ist darauf ausgerichtet, auf die Erwartungen, Vorstellungen und Ansprüche der SchülerInnen einzuwirken und sie im Laufe der Zeit auch zu verändern (Bourdieu 1993, 97).⁶² Eine Verlängerung der Bildungsphase und damit eine längere Befreiung vom Zwang der Erwerbstätigkeit bedeutet, dass sich die jugendliche Identität in einem anderen Umfeld entfalten kann, wie auch Baethge betont: „Eine Verlängerung von Schul- und Ausbildungszeiten [ist] mit einem längeren Verweilen in altershomogenen Gruppen und dem Zugeständnis größerer Experimentier- und Irrtumsspielräumen verbunden, als sie Arbeitssituationen zu gewähren pflegen“ (Baethge 1991, 12). Es entsteht ein größeres Bedürfnis nach Herausforderung, nach Gestaltungsspielräumen und sich selbst mit den eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten einbringen zu können. Bei Mario trägt der längere Verbleib in der Schule bei einer gleichzeitig starken Anbindung an ein studentisches Milieu dazu bei, Ansprüche an eine Herausforderung seiner Fähigkeiten zu entwickeln, die mit der Rückkehr auf die Klassenlaufbahn

⁶² Bei Mario wird das im Interview nicht nur in Form der Ansprüche deutlich, sondern reflektiert sich auch in einer – im Vergleich zu anderen GesprächspartnerInnen – anderen Sprache aber auch in einem hohen Ausmaß an Reflexivität was die eigenen Erfahrungen angeht. Ein Großerteil des Interviews besteht daher auch eher aus Einschätzungen und weniger aus Erzählungen über konkrete Erlebnisse.

und der Verwiesenheit auf einen bestimmten Typus von Arbeit nur begrenzt realisiert werden können. Marios kritische Haltung gegenüber seiner Tätigkeit mag sich aber auch gerade durch diese Eingebundenheit in andere Milieus verstärken, die einen anderen Maßstab und Bezugspunkt für Anspruchsnormen darstellt, die wiederum kritisch auf die Arbeitssituation gewendet werden. Sein Engagement in einem Kulturverein und die Einbindung in ein studentisches Milieu ermöglichen einen Vergleich mit anderen Arbeitsformen und Erwartungshaltungen bezüglich dessen, was als sinnstiftende und sinnvolle Arbeit gesehen wird und halten damit auch seine Arbeit in der Produktion in der chemischen Industrie einen gänzlich anderen Spiegel vor.

Bei Mirza können wir ähnliche Effekte beobachten, sie entstehen jedoch vor dem Hintergrund eines klassenfremden Habitus. Seine Eltern entstammen dem akademischen Milieu, die damit verbundenen Chancen sind jedoch aufgrund einer Flucht in Österreich entwertet. Mirza beginnt nach seiner Lehre in der Fahrzeugindustrie im Bereich der Instandhaltung zu arbeiten. In seiner beruflichen Karriere hat er aufgrund einiger Umstrukturierungen im Betrieb jedoch schon einige Male an angelernte Arbeitsplätze wechseln müssen, was uns erlaubt, sein Verhältnis zu manuellen Arbeiten näher zu beleuchten. Es zeigt sich auch hier, dass Arbeitsplätze mit bestimmten Anforderungen verbunden sind, die es nicht jeder Person beliebig erlauben, diese Arbeit als befriedigend zu erleben. Es braucht dafür entsprechende habituelle Dispositionen.

In einer Phase der Auftragsrückgänge werden im Betrieb viele Leiharbeiter entlassen, auch die Stammebelegschaft sieht sich mit Umstrukturierungen konfrontiert. Ein Teil wird in Schulungs- und Weiterbildungsmaßnahmen geschickt, andere MitarbeiterInnen werden an fachfremde Arbeitsplätze versetzt. Auch Mirza muss für einige Monate in die Produktion wechseln, er arbeitet dort am Band und später für einige Zeit im Warenlager. Vor allem die Arbeit am Band hat Mirza in keiner guten Erinnerung.

*Mirza: „Zuerst wurde mir gesagt, dass ich programmieren muss, da hab' ich gesagt, 'Ja, ist okay, ist kein Problem für mich', dann bin rausgekommen und musste aber irgendwelche Bandarbeiten machen, wie Batterien einbauen oder Kabel verlegen. Und das **jeden** Tag, elf oder zwölf Mal das selbe. Das ist dann nach sieben Monaten nicht mehr gegangen, das macht man nicht gerne.“*

Er empfindet die repetitive Arbeit als belastend, er muss unter Zeitdruck schwere Batterien einbauen. Oft kommt er mit der vorgegebenen Zeit nicht aus, am Abend kommt er erschöpft nach Hause.

Mirza: „Da ist man halt körperlich sehr, wie soll ich sagen, man kann dann nach der Arbeit nichts mehr machen ((lacht leise)). Dann ist man sehr müde. Aber die Instandhaltung ist anders, man hat da Tage, wo schwere Arbeit ist und Tage, wo eher weniger zu tun ist oder leichtere Arbeit. Und die elektrische Arbeit ist eh meistens leicht. Man muss mehr denken und weniger körperlich arbeiten.“

Mirza macht hier eine ihm fremde Erfahrung und zwar der unmittelbar körperlichen Ausbeutung von Arbeitskraft und dem Verschleiß der damit verbundenen Kräfte, die sich in Erschöpfung ausdrücken. Die körperliche Arbeit am Band auf der einen Seite, die für Mirza mit Monotonie, Anstrengung,

Druck, aber auch Schmutz verbunden ist; auf der anderen Seite die geistige Arbeit, wo man etwa einen „Fehler“ finden muss und sich freut, „wenn man dann einen Erfolg am Ende hat“. Wir können hier ähnlich wie bei Mario arbeitsinhaltliche Ansprüche feststellen, die unter den gegebenen Bedingungen nur begrenzt realisiert werden können. Auch wenn er heute einen festen Platz in der Instandhaltung hat und ihm die Arbeit Spaß macht, hofft Mirza an Anschluss an die Klassenposition der Eltern in der Herkunftsgesellschaft noch zu schaffen. Dieser Kampf um den Klassenanschluss trägt bei Mirza zu einer deutlich zu spürenden Unzufriedenheit bei, die im Interview immer wieder spürbar wird. Nicht nur fühlt er sich unterfordert, sondern er leidet auch daran, seine beruflichen Vorstellungen (und jene des Vaters) nicht realisieren zu können. Zu der Dissonanz zwischen Ansprüchen und Tätigkeit mischt sich also auch eine Frustration über das Auseinanderklaffen von Erwartungen und Realisierungschancen.

*Mirza: „Ich wollte die HTL nachmachen, dass ich Matura hab' und vielleicht irgendwann irgendwas weiter mache, aber auf **jeden Fall** will ich Weiterbildung machen weil, nach einer Zeit merkt man, okay, es könnte mehr sein. Man macht halt die Arbeit, und ja, irgendwann will man halt mehr.“*

Dieses „Mehr“ ist ein Hinweis auf die Lebenswelten, die Mirza aufgrund seiner Herkunft in seinen subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsraum eingeschlossen hat, die ihm aber aufgrund der Rahmenbedingungen nicht zugänglich sind. „Mehr“ zu wollen, bedeutet zumindest ein latentes Gefühl dafür zu haben, was denn dieses „Mehr“ ist.

„Das ist nicht meins“

Simon entschließt sich nach der Polytechnischen Schule nach einer längeren Phase der Orientierungslosigkeit, mit einer Lehre als Maschinenbautechniker zu beginnen. Ausschlaggebend dafür ist jedoch nicht ein inhaltliches Interesse, sondern die Empfehlung und Vermittlung der Lehrstelle durch den Lebenspartner der Schwester sowie die Aussicht auf eine angemessene Entlohnung in der Lehrzeit. Die Lehrzeit erlebt er als „*interessant*“, nach der Lehrabschlussprüfung wechselt er als Facharbeiter in den Schichtbetrieb und hat hier Schwierigkeiten, sich mit den Arbeitsbedingungen zurechtzufinden.

Simon: „Nach der Lehrzeit war dann das Problem, dass sie dich zu einer Maschine hinstellen im Drei-Schicht-Betrieb, und du stehst vor der Maschine und schaust stundenlang zu, wie die Maschine rennt, das war einfach nicht meins. Das heißt, du stehst dort, wartest einmal zwei oder drei Stunden, bis das Teil fertig ist, dann tust du es heraus, das nächste Teil hinein, und das war nix für mich.“

Simon erzählt, dass er schnell gemerkt habe, dass das nicht der „*Berufszweig ist, der mich erfüllt*“. Er versucht zunächst innerhalb des Betriebes an einen anderen Arbeitsplatz versetzt zu werden. Es gibt aber nur die Möglichkeit, in den Montagebereich zu wechseln, der ihm aber ebenfalls zu „*eintönig*“ ist. Nach zwei Jahren im Beruf entschließt er sich, die Kündigung einzureichen, „*da hab' ich gesagt, das will ich nimmer, weil's einfach nicht meins war*“. Er absolviert den Präsenzdienst, danach beginnt

eine „Selbstfindungsphase“, wie er es nennt, die circa eineinhalb Jahre dauert. Da er noch zu Hause bei den Eltern wohnt, hat er diesbezüglich keine Sorgen, er arbeitet in unterschiedlichen Jobs, um etwas Geld zu verdienen. Die Eltern unterstützen ihren Sohn in seiner Bestrebung, einen geeigneten Beruf zu finden. Über den Bruder, der in einer Leiharbeitsfirma tätig ist, bekommt Simon schließlich einen Arbeitsplatz im Exportbereich einer Logistikfirma vermittelt. Die Arbeit in der Logistik gefällt ihm sehr gut und er ist dort auch einige Jahre beschäftigt.

Simon: „Mir hat das einfach sehr gefallen, wie ich den Exportbereich bekommen habe, Medikamente halt weltweit verschicken war das. Und es war auch sehr abwechslungsreich, und dann hab' ich gesagt, das möchte ich weitermachen.“

Als er plant, mit seiner Freundin gemeinsam einen Haushalt zu gründen, wird jedoch das Gehalt zum Thema und Simon sieht sich nach einer Stelle um, die bessere Bezahlung verspricht. Er arbeitet nun für kurze Zeit bei einem Großhändler für Heizungs- und Energietechnik. Eine weitere Übersiedelung des jungen Paares von der Stadt aufs Land macht einen erneuten Jobwechsel notwendig. Simon findet schließlich über eine Leiharbeitsfirma eine Stelle im Warenlager eines Maschinenbauherstellers. In den ersten Wochen arbeitet er in der Kommissionierung von kleineren Bauteilen und macht in dieser Zeit auch eine Ausbildung, um mit dem Stapler fahren zu können. Danach liefert er einige Monate lang die Teile aus dem Lager an die entsprechenden Arbeitsplätze in der Produktion aus. Diese Tätigkeit entspricht jedoch nicht Simons Erwartungen und er bittet darum, in einen anderen Bereich versetzt zu werden. Er betreut nun den Wareneingang, bei welchem die Teile in das Lager eingespeist werden. Er ist zufrieden mit seinem Arbeitsplatz und möchte „nicht mehr weg von dort. Da habe ich meins gefunden. Das ist genau die Arbeit, was ich machen möchte“, meint er. Auf die Frage, was ihm an seiner Arbeit besonders gut gefällt, meint er:

Simon: „Die Abwechslung ist es. Und du musst auch wirklich den Kopf benutzen bei der Art von Arbeit. Überall anderswo im Lager sagt dir der Computer alles, was du tun musst. Du siehst es am Bildschirm und du musst eigentlich nicht nachdenken, was ist das, was ist das. Du nimmst das Zeug und tust es heraus. Das ist wieder komplett anders. Du musst wirklich den Kopf benutzen. Du bekommst deine Materialscheine, deine Laufkarten, die Materialien werden ja bei uns auch alle bearbeitet, und du musst natürlich schon kontrollieren, was ist jetzt was. Passt das eh? Was tust du damit, wo gehört das hin? Musst du es einlagern? Musst du es hinausführen? Weil sie es für eine Maschine brauchen. Du musst sehr viel nachdenken in der Arbeit, und das ist das, was mir so gefällt bei der Arbeit eigentlich.“

CA: Das heißt, man muss trotz der Automatisierung noch viel selber schauen?

Simon: Genau das ist es. Weil ich vor der Automatisierung eigentlich steh'.“

Das Hauptmotiv in Simons Erzählung ist die Suche nach einem Arbeitsplatz, der zu ihm passt, die sich in der immer wieder auftauchenden Formulierung „das ist meins“ oder eben „das war nicht meins“ ausdrückt. Diese umgangssprachliche Formulierung wird verwendet, um deutlich zu machen, dass etwas nicht zu einem passt, einem nicht liegt oder einem nicht gefällt, und kann als sprachlicher Verweis auf habituelle Dispositionen interpretiert werden. Die Phase des Moratoriums wird durch die

finanzielle, aber auch emotionale Unterstützung der Eltern möglich gemacht, die ihn für mehr als ein Jahr von einem Zwang zur Erwerbsarbeit freispielen und ihm dadurch Freiräume eröffnen, sich auf die Suche nach einem passenden Arbeitsplatz zu machen. Die Erzählungen von Simon legen nahe, dass er mit dieser Suche ein Motiv aus der Berufsbiographie des Vaters aufgreift, der ebenfalls in unterschiedlichen Jobs tätig war, bis er schließlich als Fahrer von Sonder- und Schwertransporten eine Arbeit gefunden hat, *„das war halt seins, und da hat er gesagt, das will er machen, das taugt ihm. Das hat er auch bis zur Pension gemacht“*, erzählt Simon.

Was ist es nun genau, was Simon sucht? In der Beschreibung seiner aktuellen Tätigkeit wird bereits angedeutet, was ein Arbeitsplatz bieten muss, damit er ihn *„erfüllt“*. Simon bedient sich dabei eines Dualismus von Abwechslung und Monotonie, die eine zentrale Klammer in der Erzählung seiner Berufsbiographie darstellt.

Eintönige Arbeit bedeutet für Simon, auf die Rolle eines passiven Akteurs reduziert zu werden, der in seinen Abläufen, in seinen Handlungen, in der Zeitstruktur vom Takt der Maschine oder den Vorgaben eines Computers determiniert ist. Die Beschreibung monotoner Tätigkeiten, wie beispielsweise an der Maschine nach der Lehrzeit oder in seiner ersten Arbeit im Warenlager, folgt bei Simon einem ähnlichen Muster und er fasst es schließlich folgendermaßen zusammen: *„Ich will nicht da stundenlang auf einem Platz stehen und einfach nur das hin und her Zeug schupfen, das ist nicht meins.“* Diese Art der Arbeit erlebt Simon als starke Objektivierung des Selbst, die Arbeit bietet ihm keinen Anlass *„sich gedanklich mit ihr auseinanderzusetzen“* (Schumann u. a. 1982, 303) und wird deshalb als langweilig und eintönig empfunden.

Dem gegenüber stehen *„abwechslungsreiche“* Arbeiten, die sich von den anderen Tätigkeiten zum einen dadurch unterscheiden, dass *„immer jeden Tag irgendwas anderes“* ist, zum anderen aber auch dadurch, weil sie von Simon eine aktive gedankliche Intervention und Auseinandersetzung im Arbeitsprozess erfordern. Er muss *„nachdenken“*, Entscheidungen treffen, er ist mit seinen kognitiven Fähigkeiten gefordert und fühlt sich in seinen Entscheidungen nicht fremdbestimmt. Während er bei den von ihm als eintönig beschriebenen Arbeiten gewissermaßen der Maschine untergeordnet ist und nur das ausführt, was vorgegeben ist, steht er in den herausfordernden Aufgabenbereichen in gewisser Weise über der Maschine. Für Simon sind es diese Momente, die den Tag anregend machen und die Zeit verstreichen lassen, wie er abschließend meint, *„und die Abwechslung brauche ich einfach in meinem Arbeitsalltag, weil sonst müsste ich einschlafen bei der Arbeit.“*

Interessant an Simons Geschichte ist, dass er in einem Milieu aufwächst, dem wir bisher ein körperzentriertes Arbeitsverständnis zugeschrieben haben. Simon scheint jedoch keine Orientierung in diese Richtung auszubilden. Sehr stark auf den Körper reduzierte Tätigkeiten werden von ihm als langweilig und belastend erfahren. Gleichzeitig ist er durch seine Berufsbiographie und der Abwen-

derung von seinem Lehrberuf, aber auch durch einen habituell begrenzten Möglichkeitsraum der beispielsweise eine Weiterbildung oder Höherqualifizierung nicht im Bereich des denkbar Möglichen treten lassen, auf das an- und ungelernete Segment des Arbeitsmarktes verwiesen, das eine Realisierung bestimmter inhaltsbezogener Ansprüche erschwert. Wie die Erfahrungen von Simon zeigen, ist es nicht unmöglich, aber durchaus herausfordernd, in diesem Bereich eine Tätigkeit zu finden, die genau das bietet, was er sucht, nämlich Abwechslung und geistige Herausforderung.

Gleichzeitig können wir feststellen, dass sich diese arbeitsinhaltlichen sinnhaften Ansprüche bei Simon doch – gemessen an den Realisierungschancen und vor dem Hintergrund einer klassenspezifischen Sozialisation – in einem bestimmten Rahmen bewegen. Es geht ihm beispielsweise gerade nicht um Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung, wie sie beispielsweise in der Literatur der Subjektivierung von Arbeit (vgl. u.a Lohr 2003; Fischer und Eichler 2015), aber auch bei Baethge unter dem Stichwort der „normativen“ Subjektivierung verhandelt werden (Baethge 1991). Der Wunsch nach Abwechslung bedeutet unter diesen Arbeitsbedingungen deshalb oft auf einer basalen Ebene, nicht jeden Tag mit den gleichen Bauteilen zu tun zu haben oder nicht jeden Tag nach der gleichen Routine arbeiten zu müssen. Und auch die Ansprüche nach kognitiver Stimulierung im Arbeitsalltag hat eine andere Qualität, als beispielsweise in den Beschreibungen von Mario oder Mirza. Es geht nicht darum an Herausforderungen die eigenen Fähigkeiten zu messen (z.B. bei Problemlösungen, Fehlerbehebungen), sondern darum, sich gedanklich mit dem Arbeitsprozess auseinandersetzen zu können und nicht (nur) Befehle des Computers auszuführen zu müssen. Es deutet sich hier eine klassenspezifische Differenzierung bzw. Ausprägung arbeitsinhaltlicher Ansprüche an, die aus der spezifischen Kombination aus individuellen Dispositionen und konkreten Kontexten der Arbeitsbedingungen entsteht.

8.3 Passungskonstellationen und Arbeitsbeziehungen

Die Frage von Passung zwischen Dispositionen und objektiven Bedingungen ist, wie die Fälle zeigen, auch zentral, wenn es um die Einbindung in eine soziale Gruppe geht. „*Wenn es mit den Kollegen passt, passt die Arbeit auch*“, meint Klaus. Der Einstieg in die Arbeitswelt - und damit der Wechsel von schulischen in betriebliche Kontexte - stellt hier sicherlich einen zentralen Einschnitt im Leben vieler junger Menschen dar. Norbert Elias spricht deshalb auch von einer „Schock-Erfahrung“, welche der Eintritt für Jugendliche in die Arbeitswelt darstellen kann, der sie in fremde soziale Beziehungen einbettet (Goodwin und O’Connor 2015).⁶³

⁶³ John Goodwin und Henrietta O’Connor haben in Archiven Daten zu einem Projekt von Norbert Elias über die Übergänge von jungen Arbeitern wiederentdeckt, das Elias selbst nie publiziert hat. Das Projekt mit dem Titel „Adjustment of Young workers to work situation and adult roles“ wurde zwischen 1962 und 1964 in Leicester, Großbritannien, durchgeführt.

„... their entry into work places young workers into a different position not only in relation to parents or to friends, but in relation to adults who are strangers – adult workers, supervisors, managers etc. on whom they depend... The norms, the behaviour and attitudes of the adults with which they now come into contact often differ considerably from those with which they are familiar in their own family circle or from their contact with masters at school“ (Elias, zit. nach Goodwin und O’Connor 2015, 166).

Aber auch im späteren Berufsleben gibt es immer wieder Momente, sei es durch einen Arbeitsplatzwechsel oder durch Schichtversetzungen, in denen sich Individuen in neuen Gruppenzusammenhängen einfügen müssen. Der Verlauf und die Dauer dieser Integrations- und Etablierungsphase sind davon geprägt, in wie weit die jungen Erwachsenen oder später auch Beschäftigten mit den Werten und Normen vertraut sind, die sie dort erwarten. In wie weit, so könnte man sagen, sie auch ihre klassenspezifische Sozialisation auf den Umgang mit bestimmten Arbeitsbeziehungen vorbereitet hat. Eindrücklich schildert diesen Zusammenhang wiederum Paul Willis (2013) am Beispiel der „lads“, die bereits in der Gegenschulkultur bestimmte Haltungen und Umgangsformen einüben, welche den Übertritt und die Eingliederung in die Gruppe der erwachsenen Arbeiter in der Fabrik erleichtern. Eines der zentralen Elemente ist eine klassenspezifische Form des Humors (*joking culture*), der darauf basiert, „herumzublödeln“, sich gegenseitig (oder andere) zu verarschen oder anzupöbeln (Willis 2013, 58–63). Diese Kultur setzt sich unmittelbar in der Erwachsenenwelt in der Fabrik fort und ermöglicht eine rasche Integration der jungen Männer. Auch Gibson und Papa (2000) zeigen in einer Studie über einen US-amerikanischen Industriebetrieb, dass es den Kindern, die in den der Fabrik nahegelegenen Wohnsiedlungen und Communities aufwachsen, leichter fällt, sich in die Kultur und die Werteordnung der Fabrik zu integrieren. Viele der dort Beschäftigten haben Familienangehörige und Verwandte im Betrieb und sind deshalb seit Kindesbeinen mit den Werten dieser Community vertraut, die entlang eines kollektiv geteilten Leistungsethos und hoher Bedeutung von harter Arbeit ausgerichtet sind. Es ist klar, was zu erwarten ist und was erwartet werden kann, wie einer der Befragten über seinen Einstieg in der Fabrik berichtet, „I fit in pretty good because I knew what to do and when to do it, and because I had my relatives looking out for me“ (Gibson und Papa 2000, 79).

Die Fälle der vorliegenden Studie zeichnen ein vielfältiges Bild dieser Eingliederungsprozesse. Eine Einpassung kann sich ohne größere Widerstände vollziehen, wenn es eine Übereinstimmung zwischen den subjektiven Dispositionen und Haltungen, wie einen entsprechenden Sinn für Humor oder eines spezifischen Arbeitsethos, gibt, wie das beispielsweise bei Thomas, Florian, Simon, David, Wolfgang und Klaus der Fall ist. Dieser Prozess kann aber auch von Konflikten begleitet sein, wenn diese Passung aufgrund einer habituellen Entfremdung erst erarbeitet werden muss, wie es das Beispiel von Mario deutlich macht. In dieser Konfiguration sind neben klassenspezifischen Aspekten auch Fragen der Geschlechtszugehörigkeit von Bedeutung. Bei Doris, Julia und Veronika bedeutet das Einfügen in ein Arbeitsmilieu die Einpassung in eine männlich geprägte Arbeiterkultur, in der Frauen

auch heute noch das „Andere“ (Beauvoir 2003) markieren, denen die Legitimität, an diesen Orten zu sein, qua Geschlecht abgesprochen wird.

8.3.1 Gruppenidentität und Gruppenzusammenhalt

Wie auch in der Studie von Gibson und Papa haben viele der Befragten bereits vor dem Eintritt in ihren gegenwärtigen Arbeitsplatz Kontakte zu Beschäftigten im Betrieb. Bei Robert, Thomas, Klaus und David ist der Vater im selben Betrieb beschäftigt, bei Lukas arbeiten darüber hinaus auch die Mutter und zwei seiner Onkel im selben Unternehmen. Robert kann gleich zu Beginn alte Freundschaftsnetzwerke aus der Schulzeit aktivieren, da viele seiner Arbeitskollegen ehemalige Schulfreunde sind. Im nächsten Interviewausschnitt erzählt Robert darüber, wie er mit ihnen über die Jahre verbunden geblieben ist.

Robert: „Die Hauptschule war schon eine von den besten Zeiten. Hauptschule und Polytechnikum. Also ich hab's super erwischt, die ganzen Freunde, was ich kennengelernt hab und so weiter. Die Klasse war eine von den besten, das hat sogar unser Klassenvorstand damals gesagt, weil es so harmoniert hat untereinander, da hat keiner gestritten. Und du hast dich nicht nur in der Schule getroffen, sondern auch privat. Also das ist nach der Schule gleich so weitergegangen. [...] Es war schon eine super Zeit, ja, also bis zum Poly, weil da sind viele Leute noch mitgegangen. Ein paar haben ein Gymnasium gemacht oder eine höhere Schule, aber der Großteil ist noch geblieben. Und da sind wir wieder fast alle in die gleiche Klasse gekommen, und mit ein paar arbeite ich sogar noch zusammen da herinnen.“

Und auch David kann sich beim Übertritt von der Lehre in den eisenverarbeitenden Betrieb, in dem auch der Vater beschäftigt ist, in eine Gruppe von „*Freunden und Bekannten*“ aus dem Heimatort einordnen. Er habe „relativ viele Kumpels“ im Betrieb gehabt, die ihm auch in den ersten Wochen dabei unterstützt hätten, sich mit der neuen Arbeitssituation zurechtzufinden, wie David erzählt. In Bezug auf die Arbeitsmaterialien und die Maschinen sei ihm zwar alles „*fremd*“ gewesen, der Anschluss an bestehende Beziehungen gelingt dafür umso leichter, „*also das war gleich einmal ein eingespieltes Team, und die haben mir eigentlich gut zugeredet*“.

Die Schicht von Thomas, Simon und Florian ist ein Beispiel dafür, wie auf der Grundlage von geteilten Werthaltungen eine Gruppenzugehörigkeit etabliert wird. Sie arbeiten zusammen mit drei weiteren Kollegen im Warenlager eines Maschinenbauherstellers in der Nachmittagschicht. Von allen dreien werden die Arbeitsbeziehungen in der Gruppe als hervorragend beschrieben, es sei „*1 A*“, meint Simon. Und auch Florian beschreibt das Verhältnis zwischen den Kollegen als sehr gut.

Florian: „Ich muss sagen, die Stimmung untereinander ist voll super. Der Neue, der dazugekommen ist, der passt richtig gut zu uns. Also das haut voll hin. Taugt mir! Ich bin froh, dass ich auf dieser Schicht bin.“

CA: Seid ihr alle eigentlich ungefähr gleich alt?

Florian: Einer ist 56, aber der Hund hat ja auch, ja, der passt ja auch voll zu uns ((lacht)). Der Hund ist auch ein wenig blöd im Kopf ab und zu, es ist einfach voll die Gaudi. Taugt mir. Und die

anderen zwei sind 29 und 28, ich bin 22 und der Neue ist 21, wird 22. Also die Mischung passt voll, und einer ist glaub ich 45 oder so, aber der tut halt mit dem Stapler fahren, der ist nicht viel bei uns im Lager.“

Thomas, Simon und Florian sind annähernd gleich lange im Betrieb. Erst vor kurzem ist noch ein weiterer junger Kollege hinzugestoßen. In ihrem Arbeitsbereich, der nur sechs Personen umfasst, können sie im Vergleich zu anderen eine eigene Gruppendynamik etablieren und sind weniger damit konfrontiert, sich in eine bestehende Gruppe (älterer) Arbeitskollegen einfügen zu müssen. Ein wesentliches Moment der Gruppenidentität ist der Spaß, den man zusammen hat, und hier ist es wichtig, dass auch Neuankömmlinge in dieser Hinsicht zur Gruppe „passen“ und die internen Regeln des Zusammenarbeitens und des gemeinsamen Umgangs akzeptieren. Der geteilte Humor erlaubt dabei Integration unterschiedlicher Altersgruppen in ihrem Arbeitskontext. Die zentrale Rolle des Humors in dieser Etablierung der Gruppe bekräftigen auch die Erkenntnisse der Literatur (Collinson 1988). Humor hat hier die Funktion, Konformität mit der Gruppe, und hierbei vor allem mit einer bestimmten Form der Männlichkeit, herzustellen, die verlangt, auszuteilen, aber auch einstecken zu können. Wie Florian, der, als er das Angebot bekommt, Schichtführer zu werden, von den Kollegen „verarscht“ wird, sie machen sich über ihn lustig: „Haha du musst das jetzt machen.“ Das gehöre eben dazu, Florian zeigt sich davon jedoch unberührt, „hab' ich nicht ernst genommen“.

Gruppenkonformes Verhalten wird aber auch über andere Sanktions- und Kontrollmechanismen in der Gruppe etabliert, wie ein Gesprächsausschnitt von David deutlich macht.

David: „Das Gute ist, untereinander hältst du zusammen, sofern es geht. Ich meine, du hast natürlich immer schwarze Schafe dabei. Wo du glaubst, du kannst dem was erzählen und dann rennt er schon nach hinten und verpfeift dich. Ja, ist so, der wird aber eh gedämpft, also, das kriegt der aber eh gleich mit. Aber im Grunde genommen auf der Maschine beziehungsweise in unserem Hallenbereich funktioniert es. Also das Arbeitsklima ist lässig, auch mit unserem direkten Vorgeetzten, also die schwimmen auf unserer Welle.“

Das Verhalten des Kollegen widerspricht den gruppeninternen Werthaltungen von Zusammenhalt und Kollegialität, welche die Arbeitsbeziehungen auf der Schicht von David kennzeichnen, und wird deshalb unmittelbar sanktioniert. Dieser „Verrat“ ist auch deshalb brisant, weil er in einer Situation passiert, in der sich die ArbeiterInnen – folgen wir Davids Erzählungen – im Betrieb in den letzten Jahren stark unter Druck gesetzt fühlen. Auch ein zahlenmäßiger Rückgang der „Hackler“ hat ihre Präsenz im Betrieb im Vergleich zu den Angestellten verschoben, die mit Privilegien ausgestattet seien, während die ArbeiterInnen sich mit einem zunehmenden Rückgang der Anerkennung ihrer Leistungen konfrontiert sehen.

Gruppenidentität und Gruppenzusammenhalt wird also über einen nach innen geteilten Verhaltens- und Normenkodex etabliert, der sich nicht nur in einem spezifischen Humor oder in Solidaritätsvorstellungen, sondern auch in Leistungsvorstellungen ausdrücken kann. Dies wird oft über die Abgrenzung zu anderen Schichten oder Abteilungen hergestellt. Für Simon und Florian zeichnet sich ihr

Team vor allem durch ihre guten Leistungen aus. „Wir reißen halt voll an“, meint Florian, „obwohl wir vielleicht mehr Pausen haben, aber wir bringen mehr zusammen.“ Auch Simon meint, auf der anderen Schicht seien viele Leute, „die denken sich halt, ich verbringe meine acht Stunden in der Arbeit, und das ist so. Das ist bei uns Gott sei Dank ganz anders, in der anderen Schicht würde man glaube ich ein wenig verzweifeln“. Lukas ist ein Beispiel dafür, dass man durch die Ablehnung von gruppeninternen Leistungsnormen schnell ins soziale Abseits geraten kann. In seiner Abteilung gibt es zwischen den Arbeitern einen sportlichen Wettkampf darüber, wie schnell eine Maschine gerüstet werden kann. Zu Beginn scheint Lukas noch versucht zu haben, sich an diesem Wettbewerb zu beteiligen, wollte dann aber nicht mehr mitmachen. Die Arbeiter prahlen untereinander mit ihren Zeiten, Lukas sieht darin jedoch keinen Sinn:

Lukas: „Ich brauch mir keinen Stress machen, warum soll ich auch? Wenn die Leistung nicht passt, sagt mir's der Meister eh, und solange die Leistung passt, brauche ich nicht da weiß Gott wie viel Kilo mehr machen wie die anderen. Das geht nur auf meine ((betont)) Substanz. Das tu' ich auch nicht, nein.“

Für Lukas scheint nicht nur die rationale Logik der eigenen Gesundheit zu dieser Haltung beizutragen, sondern auch seine Stellung im Betrieb. Wie wir bereits gehört haben, versucht Lukas unter großen Anstrengungen sich vom Weg in die Industriearbeit, der durch seine Familie vorgezeichnet ist, zu lösen. Vor diesem Hintergrund betrachtet er seine momentane Position auch nur als vorübergehend. Er hat seinen ursprünglichen Plan, mit Kindern zu arbeiten, nicht aufgegeben, und scheint sich daher auch dagegen zu sperren, sich auf das industrielle Arbeitermilieu gänzlich einzulassen. Damit ist er aber auch eher in der Lage, sich den gruppeninternen Zwängen durch die Arbeitskollegen zu widersetzen, mit dem Preis, dass er in der Gruppe eher ein Außenstehender ist und bleibt.

8.3.2 Entfremdeter Habitus und Arbeitermilieu

Wie wichtig der passende Habitus für das Einfügen in eine Gruppe ist, zeigt sich insbesondere dort, wo die Voraussetzungen dazu fehlen. So zum Beispiel bei Mario. Als er nach der Lehrzeit einer Schicht zugeteilt wird, hat er zunächst Schwierigkeiten, sich mit den Kollegen und den dort herrschenden Umgangsformen zurechtzufinden.

Mario: „Am Anfang war es ein wenig anstrengend, weil wir halt Leute haben ((lacht)), die relativ brutal reden. Und das war am Anfang jetzt ein wenig, also wo ich mich gefragt habe, ‚Wie meint der das jetzt?‘ Bis das man dann merkt, dass das eh nicht wirklich so gemeint ist, wie er es sagt, sondern dass das ein Scherz ist. Aber am Anfang war es ein wenig schwierig, sich darauf einzustellen.“

Mit dem Wechsel auf die Schicht wird Mario in neue soziale Zusammenhänge eingebunden, deren Handlungs- und Bewertungsmuster ihm nur wenig vertraut sind. In diesem Milieu herrschen eine eigene Sprache und ein spezifischer Humor, der für Mario zu Beginn schwierig zu deuten ist. Wenn wir an die Geschichte von Florian, Simon und Thomas denken, könnten wir sagen, dass Mario hier

einer ist, der draußen steht, der nicht zur Gruppe „passt“. Es fehlt ihm an der nötigen Selbstverständlichkeit, sich gleich einem „Fisch im Wasser“ in dieser Umgebung zu bewegen (Bourdieu und Wacquant 1996, 161). Diese Initiationsphase, die für Neuankömmlinge in einer Gruppe nicht ungewöhnlich ist, wird bei Mario erschwert, weil er sich durch seine verlängerte Bildungslaufbahn stärker von diesem Milieu entfernt hat. Er hat von seiner Schulzeit ein soziales Umfeld beibehalten, das in erster Linie aus SchülerInnen und Studierenden besteht, die eine andere Sprache, aber auch ein anderer Lebensstil verbindet. Die Kluft könnte hier nicht größer sein, wie Mario erzählt:

Mario: „Wenn ich einmal meinen Freunden das erzähle, wie da teilweise der Umgangston ist, sind sie immer ganz entsetzt, und vor allem ((lacht)) fragen sie sich auch, warum ich dann selber noch nicht so rede. Und auch in meiner Freizeit nicht so rede.“

CA: Hat das noch nicht abgefärbt ((lachend))?

Mario: Nein, Gott sei Dank nicht. Außer dass ich vielleicht a bisschen mehr fluche als sonst.“

Mario bewegt sich hier also in zwei unterschiedlichen Welten und muss mit dem Einstieg in die Facharbeit erst lernen, sich in der Welt der (männlichen) Arbeiterkultur der Schichtkollegen zurechtzufinden und sich ihre Umgangsformen und ihren Humor anzueignen, zu lernen, Scherze als solche zu identifizieren und angemessen darauf reagieren zu können. Mario beschreibt diesen Prozess der Enkulturation als Kampf, er habe gelernt, sich mit den „*Leuten zusammenzuraufen*“. Gleichzeitig macht Mario hier auch die Erfahrung anderer Beziehungsformen. Sowohl in der Schule als auch in der Lehrzeit dominieren freundschaftliche Bande und Verhältnisse zu den Schul- und LehrlingskollegInnen, die gleichzeitig auch enge Freunde sind, mit denen man auch einen großen Teil der Freizeit verbringt. Auf der Schicht lernt Mario, wie er selbst meint, dass man mit Kollegen gut zusammenarbeiten kann, ohne „*dass das unbedingt deine Freunde sein müssen*“. Dieses Pendeln zwischen unterschiedlichen Welten ist etwas, das Mario jedoch in seinem Arbeitskontext produktiv nutzen kann. In seiner Tätigkeit als Betriebsrat ist er immer wieder auch mit unterschiedlichen Personen und sozialen Kontexten konfrontiert, „*weil wir einfach auch da ganz viel unterschiedliche Charaktere haben und mit ganz unterschiedlichen Ansichten zu gewissen Sachen*“. Diese Kontexte zusammenzubringen, scheint er für sich auch als positive Herausforderung wahrzunehmen und eine gewisse Freude daran zu haben.

8.3.3 Das anderer Geschlecht

Die Einpassung in bestimmte Arbeitsmilieus ist nicht nur von habituellen Dispositionen geprägt, sondern ist auch geschlechtlich vermittelt. Gerade in technischen Berufen, die vielfach auch heute noch männerdominierte Bereiche sind, misst sich die Passung an einer hegemonialen Form der Männlichkeit (Connell 1995), denen sowohl Frauen als auch andere Formen marginalisierter Männlichkeit untergeordnet sind. Arbeitsplätze in der Industrie können hier sicherlich als klassisches Beispiel betrachtet werden. Die zahlenmäßige Repräsentanz der Frauen unter den ArbeiterInnen ist auch heute noch verschwindend gering. In der Altersgruppe der 20- bis 34-Jährigen stellen Männer 87 Prozent

der Arbeiterschaft, während der Anteil der Frauen unter den ArbeiterInnen bei lediglich 13 Prozent liegt.⁶⁴ Das Verhältnis der Geschlechter ist je nach Branche und Fachbereich verschieden. Während Stefanie und Martina in der Fahrzeugindustrie einige weibliche Kolleginnen haben, sind Veronika und Julia in der chemischen Industrie die einzigen Frauen in ihrem Jahrgang, als sie mit der Lehre beginnen. Und auch Doris, die in der eisenverarbeitenden Industrie beschäftigt ist, ist während der Lehrzeit und auch im ersten Jahr der Berufsschule das einzige Mädchen. Die Frauen markieren in diesem von Männern geprägten und dominierten Umfeld das „andere Geschlecht“ (Beauvoir 2003). In Organisationen, in denen eine soziale Gruppe stark unterrepräsentiert ist, werden – wie Rosabeth Kanter schreibt – Angehörige der Minderheit nicht als Individuen, sondern als Stellvertreterinnen, als Symbol („token“) für ihre Statusgruppe gesehen (Kanter 1977). „... because tokens are by definition alone or virtually alone, they are in the position of representing their ascribed category to the group, whether they choose to do so or not“ (Kanter 1977, 968). Nicht nur die zahlenmäßige Unterrepräsentanz, auch physische Unterschiede, nötigen Frauen eine Sichtbarkeit auf, die durch die Reaktionen der männlichen Kollegen noch verstärkt wird und sie ständig daran erinnert, dass sie nicht dazugehören. Eine Erzählung von Veronika von einer Unterhaltung mit einem Kollegen macht das deutlich.

Veronika: „Ich meine, ich bin ja so, ich sag dann, was ich mir denke. Weil wenn mich irgendwer irgendwie die ganze Zeit schief anschaut, dann frag ich ihn schon, warum er mich eigentlich die ganze Zeit so schief anschaut. Dann schauen sie [die Männer, Anm.] eh immer so, 'Ich schau ja gar nicht schief!' Dann sag ich drauf, 'Ich bin nicht blind, ich seh' das ja.' - 'Ja, aber ich finde das komisch, wenn da eine Frau dabei ist.' Dann rücken sie eh heraus mit der Sprache. Ich sag eh immer, 'Was findest du denn da komisch?' - 'Das passt irgendwie nicht.' Da kommen dann immer so glorreiche Antworten, mit denen man gar nix anfangen kann.“

Immer wieder sind Veronika, Julia und Doris mit Situationen konfrontiert, in denen die männlichen Kollegen ihnen zu verstehen geben, dass sie hier nicht „hinpassen“, dass sie hier am falschen Ort sind. Der männliche Arbeiter repräsentiert das Normale, das „Nicht-Komische“, Frauen hingegen werden als Eindringlinge in eine Welt wahrgenommen, die ihnen nicht bestimmt ist. Dieses Unbehagen und die Reaktionen auf Frauen sind vergleichbar mit anderen Institutionen, in denen das Männliche hegemonial ist, wie zum Beispiel beim Bundesheer oder in der Feuerwehr, aber auch in vielen Bereichen der Politik oder den Führungsetagen in der Wirtschaft (Kreisky 1996).

Daran schließen sich unmittelbare Diskriminierungserfahrungen an, die sich bei den Frauen in der Studie insbesondere darin äußern, dass ihnen nicht zugetraut wird, gleiche Leistungen wie die männlichen Kollegen erbringen zu können, wie Doris meint: „Am Anfang ist das halt immer ein wenig schwieriger, weil sie denken ja eine Frau, die kann ja sowieso nix.“ Ihr Ausbilder empfängt sie, wie wir schon gehört haben, mit den Worten „na super, und ich krieg das Lehrmensch!“. Auch Veronika hat die Lehrzeit als anstrengend in Erinnerung. „Am Anfang, ja das war sehr schwierig, Vorurteile Ende nie,

⁶⁴ Statistik Austria, Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2014, eigene Berechnungen.

also dass wir uns da bewährt haben. Es war eine starke Zeit für uns alle, wie wir angefangen haben, für uns Frauen, sag' ich einmal.“ Die Frauen werden nicht nur in ihren handwerklichen Fähigkeiten und ihrem Geschick „*unterschätzt*“, wie Veronika meint. Die Vorurteile basieren auch auf einem Leistungsverständnis einer hegemonialen Männlichkeit, die Frauen als körperlich weniger leistungsfähig und damit nicht ebenbürtig bewertet. Während sie selbst als Token ständig sichtbar zu sein scheinen, ist es schwierig Anerkennung für die eigenen Leistungen zu bekommen (Kanter 1977, 973).

Veronika: „Sicher ist es stark für uns, klar, wenn du sechzig Kilo schwere Trommeln abfüllst. Aber wir machen es ja gerne, sonst hätten wir es ja nicht gelernt. Und auch beim Schrauben oder beim Umbauen unterschätzen uns alle. Und ich glaub, so wird das auch weitergehen leider, die nächsten Jahre. Ich glaube, das wird sich nie ändern.“

Die Frauen entwickeln unterschiedliche Strategien, um mit diesen Erfahrungen umzugehen, die auch mit Erkenntnissen anderer Studien vergleichbar sind (Bergmann und Sorger 2009). Zum einen konfrontieren die Frauen ihre Kollegen unmittelbar, wenn ihr Verhalten nicht in Ordnung ist, wie auch der Gesprächsausschnitt von Veronika zuvor deutlich gemacht hat. Ähnlich berichtet auch Julia davon, wie sie sich unter den Kollegen in der Berufsschule etabliert habe.

Julia: „Man muss sich halt durchsetzen. Gefallen darf man sich nichts lassen. Wenn du dir einmal was gefallen lässt, dann- das ist auch so wie in der Arbeit. [...] Ich meine, jetzt ist es eh nicht mehr so tragisch, aber wie ich angefangen habe, da schaut halt trotzdem einmal, wie die Leute sind und so. Und dann hätten sie [die männlichen Kollegen, Anm.] auch gemeint, mich ein bisschen so sekkieren. Es ist trotzdem etwas anders, mit einer Frau zusammenarbeiten, und dann bin ich aber gleich einmal drübergefahren. Weil ich komme vom Land, ich trau' mir was sagen. Und dann waren sie aber eh momentan baff, und seitdem passt einfach alles voll super. Nein, da könnte ich mich nicht beschweren, ich hab' super Arbeitskollegen.“

Zum anderen versuchen die Frauen, den Vorurteilen mit besonderem beruflichem Engagement zu begegnen. Am Ende der Lehrzeit will Doris' Auszubildner sie „nicht mehr hergeben“, und auch Julia und Veronika haben in den letzten Jahren einen beachtlichen beruflichen Aufstieg gemacht. Julia ist unter den besten ArbeiterInnen auf der Schicht und mittlerweile in der Hierarchie ganz nach oben geklettert, sie hat auch eine kleine Gruppe von Kollegen unter ihrer Verantwortung. Veronika hat die Meisterprüfung gemacht und war auf der Messwarte eine der besten, wie sie selbst erzählt: „*Da hat mir keiner so schnell was nachgemacht.*“ Die Strategie der guten Leistung funktioniert aber in der Regel nur begrenzt und vor allem nur in den Bereichen und bei jenen Kollegen, bei welchen man die Bewährungsprobe bereits bestanden hat und akzeptiert worden ist. Deshalb treten auch nach vielen Jahren im Beruf und in ihren Positionen immer wieder Probleme auf, wenn „Neue“ dazukommen. So wie Doris, die immer wieder neue Helfer an der Maschine bekommt, die sie einschulen muss, und von „*kleinen Schwierigkeiten*“ mit den Männern berichtet, weil sie „*zuerst glauben, von der brauche ich mir nix anschaffen lassen*“.

Doris: „Ganz am Anfang hab ich einen Mitarbeiter gehabt, der hat gesagt, 'Nein, das mach ich einfach nicht.' Dann habe ich ihn noch einmal höflich gebeten, er soll das bitte tun. Und er sagt,

'Nein!' Dann hab ich gesagt, 'Ja passt, dann rufe ich den Hallenbereichsleiter an, dass ich einen anderen Helfer bekomme.' - 'Das traut du dir eh nicht.' Passt, bin ich zum Telefon hingegangen und hab den Hörer abgehoben und dann ist er schon gerannt ((lacht)). Und das war eigentlich der Zeitpunkt dann, wo es ihm mehr wurscht war, zumindest hat er so getan.'

Ähnliche Erfahrungen macht auch Veronika, „*manche Leute haben sich halt gedacht, von ihr lasse ich mir sicher nix anschaffen*“. Wie Doris kann sich auch Veronika auf die Unterstützung der Vorgesetzten, der Schichtmeister und Bereichsleiter, verlassen, die den Frauen den Rücken stärken. Der Kollege habe dann „*eine am Deckel bekommen*“. Veronika berichtet, dass ihr vor allem die Meisterprüfung dabei geholfen habe, bei den Kollegen Anerkennung zu finden. Man habe „*trotzdem mehr Wissen und weiß auch mehr über Chemie und Verfahrenstechnik*“. Und dann seien die Kollegen „*gleich komplett anders zu dir, weil die meisten das dann nämlich nicht haben und dann reagieren sie wirklich anders*.“

Eine dritte Strategie, die insbesondere bei Doris und teilweise auch bei Julia zum Ausdruck kommt, ist ein Bemühen, sich so weit als möglich in die männliche Arbeitskultur mit ihren Werten und Normen einzupassen und damit auch der eigenen „Sichtbarkeit“ entgegenzuwirken. Das betrifft sowohl die Kleidung, das Auftreten, aber auch die Sprache. Im Fall von Doris ging es bereits um ihre Selbstpräsentation, darum bemüht, sich als „anders“ gegenüber einer von ihr empfundenen traditionellen Vorstellung von Weiblichkeit darzustellen, wonach Frauen zu „*etepetete*“ für diesen Beruf seien, auf „*lange Fingernägel*“ wertlegen und immer „*Zickenterror*“ machen würden.⁶⁵ Beide Strategien, sich durch besondere Leistungen zu beweisen und gleichzeitig durch verschiedene Tricks, die eigene Sichtbarkeit zu reduzieren, spiegeln auch die Befunde anderer Studien in unterschiedlichen beruflichen Feldern (Demaiter und Adams 2009; Miller 2004; Faulkner 2007; Kanter 1977).

Die Sichtbarkeit von Frauen verändert sich nochmals deutlich in Momenten, in denen auf einer leiblichen Ebene das Andere markiert wird, wie zum Beispiel durch eine Schwangerschaft (Demaiter und Adams 2009). Auch Veronika macht diese Erfahrung. Sie bekommt kurz nach der Meisterprüfung ihr erstes Kind und kommt aus der Karenz nur für wenige Monate zurück, da sie ein zweites Kind erwartet. Seit der Rückkehr aus der Elternkarenz habe sich das Verhältnis zu den Kollegen stark verändert, wie sie meint.

Veronika: „Sie sehen mich trotzdem anders, weil jetzt bin ich Mama von zwei kleinen Kindern und verheiratet bin ich und ein Haus hab' ich, und da sehen sie mich jetzt anders als früher. Und das ist von einem Schlag auf den anderen gegangen.“

⁶⁵ Dennoch würde ich argumentieren, dass bei diesem Bild der „Anpassung“, das in den genannten Studien verwendet wird, Vorsicht angebracht ist. Auf einer latenten Ebene bedient man sich ebenfalls einer stereotypen Klassifizierung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Damit werden Frauen, die typischerweise den Männern zugeschriebene Verhaltensweisen an den Tag legen, zu Schauspielerinnen, die eine männliche Rolle spielen, um sich an einem Arbeitsplatz etablieren zu können. Nicht zuletzt die Empirie zeigt, dass Weiblichkeit und Männlichkeit vielfältige Spielarten annehmen kann, die sich einer polarisierenden Klassifizierung entzieht. Gleichzeitig erscheint es durchaus plausibel, dass Frauen, die für sich Praktiken und Verhaltensweisen in Anspruch nehmen, die typischerweise Männern zugeschrieben werden – wie ein selbstbewusstes Auftreten oder eine bestimmte Körperhaltung – sich in Männerklaven stärker beheimatet fühlen, als an Orten, an denen sie mit Formen von Weiblichkeit konfrontiert sind, die ihnen fremd erscheinen.

Die Geburt der Kinder und die Mutterschaft verändern, wie sie wahrgenommen wird. Diese Veränderungen der Familienverhältnisse führen dazu, dass sie nun nicht mehr in erster Linie über ihre fachlichen Qualifikationen, als „Messwartefahrer Nummer eins“ mit Meisterprüfung, definiert wird, sondern über ihren Status als verheiratete Frau und Mutter. Mit diesem traditionellen Verständnis von Geschlechterrollen verbunden ist aber nun ein neuerliches Legitimationsproblem, wie Veronika erzählt, viele der Kollegen würden sie fragen, warum sie als Mutter zweier kleiner Kinder berufstätig sei. „*Ich bin keine, die nur daheim ist. Ich möchte auch arbeiten gehen. Ich hab' eine Ausbildung gemacht und alles.*“ Es ist ihr wichtig, erklärt Veronika daraufhin, dass ihre Kinder lernen, dass es zwei Betreuungspersonen gibt, die Mutter und den Vater, und dass auch beide berufstätig sind. „*Ich finde das für den Papa auch gar nicht so schlecht, dass er sich auch kümmern muss.*“ Während ihr Mann weiterhin im Schichtbetrieb in der Produktion beschäftigt ist, hat Veronika auf eine Teilzeitstelle reduziert und ist seither in einem Projektteam, welche Effizienzmaßnahmen in den Anlagen entwickeln und umsetzen.

Veronika: „Und da verurteilen uns auch viele halt, vor allem mich, weil ich arbeiten geh. Ich hab' schon gehört, weißt du eh, so im Hintergrund immer sagen sie, 'Also es gibt schon so Rabenmütter, die schon so bald arbeiten gehen wieder. Nein, die sind solche ...' Ich hab mir gedacht, 'Ihr seid solche ...'. Aber was tu ich denn nur daheim? Vor allem wenn der Kleine dann auch in den Kindergarten geht. Ich mein, ich hab' eh ein Haus und Garten, ja sicher mir wird eh nicht fad, aber hinaus kommen, unter Leute kommen, selber Geld verdienen, das ist schon was anderes.“

Veronika ist nun mit einem anderen normativen Geschlechterbild konfrontiert, die mit bestimmten Erwartungen an das Verhalten einer Mutter mit kleinen Kindern gerichtet werden. Auf der einen Seite bekommt sie Anerkennung dafür ihrer Rolle ihre Rolle als Frau zu erfüllen, indem sie dem klassischen Familienmodell zu entsprechen scheint, gleichzeitig sorgt sie für Irritationen bei den KollegInnen, weil sie sich dieser Norm nicht gänzlich unterwirft und versucht in diesem Rahmen eigene Ansprüche und Bedürfnisse zu realisieren.

8.4 Zusammenfassung

Auf unterschiedlichen Wegen gelangen die Befragten nach der Lehre in die Position des Industriearbeiters bzw. der Industriearbeiterin. Während bei einigen der berufliche Weg sehr geradlinig verläuft und nur wenig von Brüchen geprägt ist, haben andere den Betrieb oder auch den Beruf gewechselt und Erfahrungen von Arbeitslosigkeit gemacht. Die jungen ArbeiterInnen der Studie befinden sich an sehr heterogenen Arbeitsplätzen, die mit unterschiedliche Anforderungen und Arbeitsbedingungen verbunden sind, aber auch auf unterschiedlichen Qualifikationsstufen angesiedelt sind. Die Klassenherkunft wurde in diesem Kapitel als bedeutsamer Einfluss in der Gestaltung von Passungsverhältnissen zwischen mitgebrachten Fähigkeiten, Ansprüchen und Erwartungen einerseits, und den Arbeitsbedingungen andererseits.

Auf der Ebene der Tätigkeiten zeigt die Analyse, dass in jenen Fällen, in denen Passungen zu beobachten sind, diese über einen körperorientierten Bezug zur Arbeit hergestellt werden kann. Der körperorientierte Bezug zeigt sich in drei Ausprägungen: ersten als handwerkliches Interesse, zweitens in der Körperkraft als lebendiges Arbeitsvermögen und drittens in einer seiner rudimentärsten Form als positiven Bewertung körperlicher Aktivität. Der körperorientierte Bezug begrenzt sich dabei nicht auf eine Arbeitskraftperspektive (Verschleiß und Vernutzung der Arbeitskraft), sondern strukturiert – viel bedeutender noch – die sinnhaften Bezüge auf Arbeit. Das bedeutet Bedürfnisse nach Abwechslung, Herausforderung oder interessanter Arbeit sind eng an körperliche Aktivitäten geknüpft.

Als Übereinstimmung von Position und Disposition, Ansprüchen und Arbeitsbedingungen, haftet den Passungskonstellationen der Schein des Selbstverständlichen an. Das gilt vor allem in Fällen mit relativ geradlinigen Berufsbiographien, wo – wie auch Bourdieu beschreibt – die Befragten scheinbar genau dorthin gelenkt werden, wo sie sich mit ihren Fähigkeiten und Wünschen beheimatet und am richtigen Platz fühlen. Dass diese Passungen jedoch durchaus fragile Konstellationen und keineswegs gegeben sind, zeigen jene Fälle in denen dieses Verhältnis aufgrund Kontextveränderungen, wie durch einen Berufswechsel, gestört wird und Anpassungs- bzw. Herstellungsleistungen der Individuen notwendig macht. Nicht-Passungen entstehen jedoch nicht nur vor dem Hintergrund von Veränderungen, sondern können auch immanenter Bestandteil der Berufserfahrung darstellen, wenn die Dispositionen in Konflikt zu den Orten und Anforderungen entstehen, an die man gelangt ist. Wir hatten hier das Beispiel eines klassenfremden Habitus, wo aufgrund von Fluchterfahrungen kein Anschluss an die akademische Laufbahn der Eltern im Herkunftsland gelingt. Diese Dissonanz kann aber auch durch einen längeren Verbleib im Bildungssystem ausgelöst werden. Die fehlende Herausbildung eines körperorientierten Bezugs kann gerade bei Arbeitsplätzen, an denen manuelle Tätigkeiten ein wesentliches Charakteristikum darstellen, zu Schwierigkeiten führen sinnhafte Bezüge herstellen und damit die Arbeit als befriedigend erfahren zu können.

Ähnlich verhält es sich mit den Arbeitsbeziehungen. Viele der jungen ArbeiterInnen sind mit den Arbeitsmilieus aufgrund ihrer Sozialisation vertraut, sie treffen auch in den Betrieben immer wieder auf Bekannte und Verwandte. Die Passung drückt sich in einer geteilten Sprache, in einem gemeinsamen Humor aber auch einem verbindenden Leistungsethos aus. Schwierigkeiten entstehend dort, wo ein klassenfremder oder veränderter Habitus auf ein Umfeld trifft, deren Normen und Werte, Zeichen und Symbole er nicht zu deuten weiß. Diese Passungskonstellationen sind nicht nur durch die Herkunftsklasse geprägt, sondern auch durch geschlechtliche Zuschreibungen vermittelt. Frauen wird ihre Passungen insbesondere in von Männern dominierten Branchen abgesprochen, dementsprechend schwierig gestalten sich auch ihre Einfügungsprozesse in diesen Arbeitermilieus. Einige der Frauen können den körperorientierten Bezug zur Arbeit für sich als Deutungsmuster nutzen, um sich ihrer Legitimität an diesem Ort zu versichern.

9 Gekommen, um zu bleiben?

Wir haben nun einen umfassenden Blick auf die Verläufe der jungen ArbeiterInnen und ihre Auseinandersetzung an ihren Arbeitsplätzen geworfen. Sichtbar wird auf einer mikrosoziologischen Ebene, wie sich Klassenreproduktionsprozesse mit all ihren interpersonalen Variationen vollziehen. Wir haben gesehen, dass diese Reproduktion nicht durchwegs geradlinig verläuft, sondern brüchig sein kann und sich in einem dynamischen Wechselspiel aus habituellen Dispositionen und objektiven Chancen und Bedingungen entwickelt. Entlang des sich daraus entwickelnden Möglichkeitsraums werden die Subjekte an klassenentsprechende Berufspositionen gelenkt. Die Einfügung an diesen Orten können wir wiederum als Aushandlungsprozess verstehen, in denen der Habitus eine Resource darstellen kann, um Passungen herzustellen, die sich auf einer subjektiven Ebene in einem Gefühl der Beiheimatung und der Zufriedenheit ausdrücken. Nicht die passenden habituellen Ressourcen oder Geschlechtszugehörigkeit zu haben, lässt Widersprüche, Spannungen und Ambivalenzen entstehen.

Im Zentrum dieses Kapitels stehen Umgangsstrategien mit Erfahrungen von Dissonanz zwischen Ansprüchen und Arbeitsbedingungen. Diese Auseinandersetzungen werfen ihren Schatten in die Zukunft voraus, wird damit in gewisser Weise doch die Frage nach der Einfügung und damit Verfestigung, oder der Transformation der gewärtigen Position bzw. Situation verhandelt. Diese kann sowohl horizontal auf eine berufliche Veränderung verweisen, als auch vertikal auf einen beruflichen Aufstieg gerichtet sein. Das Bleiben kann zunächst den Charakter eines „Sich-Einrichtens“ in der Situation annehmen. Das gelingt zum einen indem aus der „Not eine Tugend“ gemacht wird, wie es bei Robert und Florian der Fall ist. Ein Einfügen in die Situation kann aber auch durch Umdeutungen der subjektiven Bedeutung von Arbeit erfolgen. Thomas und David aktivieren einen im Milieu verankerten pragmatischen Blick auf Arbeit, der inhaltsbezogene Ansprüche zurücktreten lässt und stärker

den Lohnarbeitscharakter von Arbeit hervorstreicht (*Adaption*). Diese Umdeutungen sind eine Resource, um eine als belastend empfunden Situation bewältigen zu können, tragen dadurch aber auch dazu bei, dass widerständiges Handeln sich nicht entfalten kann. In anderen Fällen gelingt es, Ansprüche, die am Arbeitsplatz nur ungenügend befriedigt werden können, in anderen Bereichen zu realisieren. Während das bei Patrick sein Engagement in einer Musikgruppe darstellt, erfüllt bei Mario seine Tätigkeit als Betriebsrat diese Funktion (*Kompensation*). Drittens können AkteurInnen aktive Schritte in Richtung einer Veränderung der beruflichen Situation setzen (*Transformation*). Diese Transformationsbestrebungen können zum einen auf einen beruflichen Aufstieg innerhalb der Fachrichtung fokussiert sein, wie bei Martina oder Gerald, oder auf eine Veränderung des Tätigkeitsfeldes durch einen Berufswechsel abzielen, wie bei Christine oder Lukas.

Für das Verständnis der Umgangsweisen mit Dissonanzerfahrungen ist es lohnenswert auf Erkenntnisse der sozialpsychologischen Forschung zurückzugreifen. In Anlehnung an Leon Festinger u.a. (2012) wird davon ausgegangen, dass Individuen danach streben empfundene Widersprüche zwischen unterschiedlichen Kognitionen, aber auch zwischen eigenen Haltungen und Praxis, zu reduzieren (Bierhoff und Frey 2011, 63ff.).⁶⁶ In dieser Weise können wir auch die von den Befragten erlebte Nicht-Passung zwischen Ansprüchen und Bedingungen als Situation verstehen, die Unbehagen auslöst und eine Bearbeitung verlangt, um diese Dissonanz zu reduzieren. Wie diese Spannung bearbeitet wird und bearbeitet werden kann, hängt von den klassenspezifischen wie individuellen Dispositionen, Ressourcen und strukturellen Rahmenbedingungen ab. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass Bearbeitungsstrategien über den unmittelbaren betrieblichen Kontext hinausgehen und nur erschöpfend untersucht werden können, wenn die Einbettung von Subjekten in unterschiedliche Zusammenhänge (Familie, Kultur, Freizeit, politisches Engagement etc.) berücksichtigt wird.

9.1 Adaption

9.1.1 Aus der Not eine Tugend machen

Dass der Habitus aus der Not eine Tugend macht ist, so Bourdieu, am deutlichsten in den unteren sozialen Klassen zu spüren (Bourdieu 1987a, 585). Es werden jene Erwartungen und Träume als unerwünscht abgelehnt, die aufgrund der sozialen Herkunft ohnehin in unerreichbarer Ferne liegen. Robert und Florian befinden sich in einer als ambivalent erlebten Situation, in der neben Momenten der Passung auch Gefühle der Unzufriedenheit präsent sind. Es werden zwar verschiedene Möglichkeiten zur Veränderung der Situation (Berufswechsel, sozialer Aufstieg) angedacht, ein Wechselspiel

⁶⁶ Dass Individuen grundsätzlich nach Konsistenz streben würden, bildet die Grundannahme der „Theorie kognitiver Dissonanz“ von Festinger (2012). Der konflikthafte Zustand entsteht insbesondere nach Entscheidungen, gesetzten Handlungen oder neuen Informationen.

aus externen (Arbeitsmarkt, Familiengründung) und internen Zwängen tragen jedoch dazu bei, dass es letztlich bei einer Anpassung an die Situation bleibt.

„Jetzt schmeiß' ich alles hin“

Robert gelingt, wie wir im letzten Kapitel gehört haben, das Andocken an einen neuen Arbeitsplatz nach einem Berufswechsel vom Schlosser zum Maschinenbediener in der Papierindustrie durch die Aktivierung eines körperorientierten Bezugs zur Arbeit. Er erlebt die Tätigkeit als befriedigend, dennoch tragen die Arbeitsbedingungen dazu bei, dass diese Einfügung letztendlich ambivalent bleibt und er immer wieder mit dem Gedanken spielt, sich nach einem anderen Job umzusehen. Grund dafür sind ein wachsender Arbeitsdruck aufgrund von Personaleinsparungen, Belastungen durch die Schichtarbeit und insbesondere eine lange Phase der Unsicherheit aufgrund seines Status als Leiharbeiter.

Robert: „Das mit der Übernahme hat halt dann eine Zeit lang gedauert, weil das wird halt versprochen, dass du irgendwann fix übernommen wirst und auf das war ich halt nachher aus, weil man ist ja nur dann abgesichert. Weil wenn etwas ist, der Leiharbeiter muss immer als Erster gehen. Das haben wir eh schon ein paar Mal gehabt da herinnen, wenn es nicht so gut gelaufen ist, von den Aufträgen her. Papier stirbt halt irgendwann einmal aus.“

Robert ist knapp zehn Jahre als Leiharbeiter beschäftigt. In dieser Zeit erlebt er unterschiedliche Restrukturierungen in der Firma, die immer mit Personaleinsparungen verbunden sind. Diese Maßnahmen erhöhen nicht nur den Druck auf die Stammebelegschaft, sondern versetzen insbesondere die Leiharbeiter in einen Zustand permanenter Unsicherheit über die Zukunft ihres Arbeitsplatzes. Robert ist bemüht sich über ein hohes Arbeitsethos und Leistungsbereitschaft für eine Übernahme zu empfehlen, diese Strategie wird im Betrieb jedoch nicht honoriert. Die diesbezüglichen Versprechen der Firmenleitung werden immer wieder gebrochen und Robert muss öfter erleben, dass Kollegen aufgrund von Kontakten zu wichtigen Personen im Betrieb eine rasche Aufnahme gelingt. „*Da denkst du dir dann jetzt wäre es dann schon einmal an der Zeit ((lacht)), vor allem wenn da Leute nach dir kommen und die kennen den und den und den, und die werden aber sofort übernommen.*“ Hinzu kommt eine steigende Arbeitsbelastung aufgrund der Personalkürzungen, „*es werden halt immer weniger Leute und es kommt immer mehr Arbeit.*“ Aber auch die Schichtarbeit macht sich zunehmend als Belastung bemerkbar. „*Am Anfang spürst du es nicht so*“, meint Robert, „*aber jetzt bin ich auch schon vierzehn Jahre da, es kommt schon immer mehr, wo du die Nachtschicht schon immer mehr spürst.*“ Wobei er hinzufügt, dass er „*schon noch relativ viel vertragen*“ würde. Vor diesem Hintergrund hat Robert schon mehrmals überlegt, ob er sich nicht eine andere Stelle suchen soll.

Robert: „Nein, es passt so eigentlich eh alles. Also mir passt das Schicht arbeiten. Hin und wieder hab' ich schon überlegt, ein paar Mal ((lacht)), ob ich nicht alles hinschmeiße. Jetzt schmeiß' ich alles hin, und so weiter und so fort. Hin und wieder kommt das schon vor. Aber nachher denkst du dir, 'In der heutigen Zeit, wohin?' Meinen alten Beruf als Schlosser will ich nicht mehr machen, das interessiert mich nicht mehr. Und ich meine, der Verdienst und das Ganze, das wirst du heutzutage

schwer bekommen. Es ist so. Dann kommst du eh wieder runter und denkst dir, 'Nein, es geht eh wieder weiter'."

Der Möglichkeitsraum, der sich für Robert in dieser Situation entfaltet, wird zunächst dadurch begrenzt, dass er für sich eine Rückkehr in den Lehrberuf ausschließt gleichzeitig aber auch andere Optionen wie eine Weiterqualifizierung oder eine Umschulung nicht in Betracht zieht. Das bedeutet gleichzeitig eine Verwiesenheit auf an- und ungelernete Tätigkeiten, welche nur im Bereich der Industrie eine den momentanen Verhältnissen entsprechende Entlohnung verspricht. Damit sind die Veränderungsmöglichkeiten auf ein begrenztes Arbeitsmarktsegment reduziert. Das Abwägen von beruflichen Alternativen beschränkt sich im Gespräch deshalb auch auf den Bereich der angelernten Industriearbeit.

Robert: „Man muss es dann schon auch wieder so sehen, so wie da herinnen, so hast du es wo anders kaum mehr. Weil wenn ich jetzt da runter schaue, oder wenn ich höre, was da in anderen Betrieben passiert, wo du da am Fließband oben bist. Wir haben auch ein paar Leute gekriegt, die von da unten zu uns raufgekommen sind.⁶⁷ Die haben uns Geschichten erzählt, da ist das da herinnen ja ein Schlaraffenland, im Gegensatz zu anderen Firmen. Wo echt nur mehr Vollgas geht, also nur mehr auf Akkord.“

Für Robert ist der Einstieg in die Industriearbeit mit Zweifel besetzt, die er über die Jahre nicht ausräumen konnte. Schon seine Wortwahl beim Einstieg in den Betrieb, „*ich probier es*“, deutet an, dass es für den jungen Mann von Beginn an eine Bindung unter Vorbehalt war. Seine Erzählung ist geprägt von einem kontinuierlichen Abwägen des Dafür und Dagegen, welche sich in Widersprüchen materialisieren, die oft innerhalb eines Satzes zusammenkommen. Er beklagt sich über die Belastungen der Schichtarbeit, um kurz darauf zu betonen, dass er sich „*das Normale gar nicht mehr vorstellen*“ könnte. Er betont, dass „*eh alles passt*“, um gleich darauf von den chaotischen Zuständen in der Abteilung zu sprechen. Einerseits versteht er sich ausgezeichnet mit seinen ArbeitskollegInnen, es gibt einen Betriebsrat, der sich um die Anliegen der Beschäftigten kümmert, das Gehalt ist in Ordnung und er kann auch arbeitsinhaltliche Ansprüche realisieren. Andererseits werden diese positiven Aspekte aber auch etwas relativiert, weil sie oft nur deshalb positiv ins Gewicht fallen, weil es an anderen Arbeitsplätzen noch schlechter zu sein scheint.

Es gibt unter den ArbeiterInnen im Betrieb ein kollektiv geteiltes Wissen über die Arbeitsbedingungen und Arbeitsmarktchancen in der Region. Es speist sich aus den Erfahrungen von KollegInnen und Bekannten an unterschiedlichen Arbeitsplätzen, die eine Einschätzung und Bewertung der eigenen Möglichkeiten erlaubt. Der Rückgang der Arbeitsplätze in der industriellen Produktion hat zu einem eingeschränkten Angebot angelernter Tätigkeiten geführt, und damit auch die Verschiebung des Machtverhältnisses zwischen Arbeit und Kapital befördert. Die begrenzten Möglichkeiten erhöhten den Druck auf Beschäftigte, sich schlechter werdenden Bedingungen unterzuordnen anstatt ihnen

⁶⁷ Die Begriffe „runter“ und „rauf“ verweisen in diesem Ausschnitt auf geographisch räumliche Verortungen unterschiedlicher Industriebetriebe in der Region.

mit Widerstand zu begegnen. Robert macht aus der „Not eine Tugend“, in dem er sich in Erinnerung ruft, dass die Bedingungen an anderen Arbeitsplätzen noch schlechter sind. Vor diesem Hintergrund erscheinen die zuvor bemängelten negativen Aspekte der eigenen Tätigkeit weniger dramatisch, schließlich befinde man sich hier im Betrieb noch im „Schlaraffenland.“

In der Geschichte von Robert wird deutlich, wie der Arbeitsmarkt und die Verfügbarkeit von Arbeitsangeboten, aber auch die Verwertbarkeit eigener Qualifikationen und Kenntnisse auf dem Arbeitsmarkt, die objektiven Möglichkeitsräume strukturieren. Diese Bedingungen verbinden sich mit klasstypischen subjektiven Wahrnehmungsmustern, die bestimmte Dinge unmöglich und undenkbar erscheinen lassen. Aufgewachsen in einer Familie, in der die Lehre der selbstverständliche Lebensweg ist, umgeben von Freunden, mit ähnlichen Erwerbskarrieren, bekommt Robert in seinem sozialen Umfeld ein Bild des Möglichen gespiegelt, in welchem Veränderungen, welche die Mobilisierung von Zeit und damit Kapital notwendig machen würden, nicht enthalten sind. Durch die Übernahme ins Stammpersonal wird zumindest für Robert einer der großen negativen Punkte ausgeräumt und verfestigt auf einer arbeitsrechtlichen Ebene nochmals seine Verwiesenheit auf den Ort. Gleichzeitig behält sich Robert eine Hintertür offen, dass er, wenn alles zu viel wird, das Geld nicht mehr das Leid aufwiegt, immer noch „alles hinschmeißen“ und weggehen kann.

„Da machst du einfach deinen Weg, den du eingeschlagen hast“

Bei Florian finden wir, ähnlich wie bei Robert, auch eine sich durch das Gespräch ziehende Spannung zwischen einem Verhaftet sein am Arbeitsplatz und Veränderungsbestrebungen, die letztlich zu Gunsten des ersteren entschieden wird. Im Gegensatz zu Robert gründet diese Spannung jedoch biographisch gesehen in einem erweiterten subjektiven Möglichkeitsraum, der sich am Ende der Pflichtschule aufgespannt hat (siehe Kapitel 7.3). Dieser wirkt in der Lehre und in der weiteren Berufsbiographie als Ansprechbarkeit für beruflichen Aufstieg weiter. In seiner aktuellen Tätigkeit im Warenlager eines Maschinenherstellers hätte er ebenfalls die Möglichkeit Karriere zu machen, wie Florian erzählt, er lässt sich im Gegensatz zur Lehrzeit nun jedoch nicht von diesen Möglichkeiten ansprechen. Die Gründe dafür werden im nächsten Gesprächsausschnitt, in dem Florian von seiner Aufgabe als Schichtführer berichtet, deutlich:

Florian: „Es ist keine Überdrübereaufgabe jetzt, sag' ich einmal. Das passt auch für mich so. Ich bin jetzt nicht einer der sagt, ich muss jetzt wo Überdrüberchef sein oder so. Das ist nichts für mich. Ich gehe gerne in die Arbeit, ich mache meine Arbeit, ich arbeite meine Stunden herunter, Überstunden gehören dazu. Aber ich muss jetzt nicht unbedingt zwanzig Leute unter mir haben, oder der Chef sein für die, so von der Verantwortung her. Das hab' ich mittlerweile für mich mitgekriegt in den letzten Jahren seitdem ich arbeite, das wäre nix für mich. Also, ich geh' in die Arbeit, mach' meine Arbeit, bin für meinen Verantwortungsbereich tätig und das reicht. Falls jetzt einmal ein Kurs kommen würde oder irgendwas, ist man natürlich auch gesprächsbereit, sag' ich einmal. Aber ich hab' da nicht so viel Selbstvertrauen, muss ich sagen, das hab' ich halt, in den letzten Jahren ein wenig festgestellt. Ich bin auch nicht auf der Welt, dass ich nur arbeite. Familie ist ganz,

ganz wichtig. Eben weil ich auch schon ein Kind habe. Das ist ganz schön, da will man natürlich viel daheim sein.“

Zunächst ist interessant, dass er sich überhaupt darüber Gedanken macht, ob er ein „Chef“ sein könnte oder möchte. Dieser subjektive Möglichkeitsraum wurde in der Lehrzeit durch seinen Vorgesetzten eröffnet. Dieser stellt ihm nicht nur eine Karriere im Betrieb in Aussicht, sondern bringt ihm auch die Aufgaben einer Führungskraft durch eine enge Zusammenarbeit näher. So eine Position bekleiden zu können, ist also in der Vorstellung von Florian als Möglichkeit präsent. Sie wird jedoch von einem habituellen Unbehagen gegenüber dieser sozialen Position überlagert, die ihm aufgrund seiner sozialen Herkunft fremd ist und damit als für ihn ungeeignet erscheinen lässt. Sprachlich drückt sich das in der – im Gespräch oft wiederholten – Formulierung „das ist nichts für mich“ aus. Es ist der verbalisierte Ausdruck der mentalen Grenzen, die der Habitus Florian auferlegt. Im Gegensatz zur Lehrzeit fehlt im aktuellen Betrieb ein Mentor, der ihn für diesen Weg bestärken oder unterstützen würde.

Verstärkt wird diese Tendenz der Einfügung durch das unmittelbare Arbeitsumfeld, wie der nächste Auszug aus dem Gespräch mit Florian zeigt. Als er das Angebot bekommt Schichtführer zu werden, machen sich seine Kollegen über ihn lustig.

Florian: „Am Anfang war es ein bisschen komisch für mich, weil da haben die [Kollegen, Anm.] natürlich auch gesagt, 'Haha, du musst das jetzt machen.' Weil sie interessiert das eh nicht und so. Es war nie negativ, oder dass sie blöd geredet haben, aber halt ein bisschen so auf Gaudi mich verarschen. Das war am Anfang. Ich hab' auch nicht gewusst, was auf mich zukommt. Es ist halt viel geredet worden und es gab viele Gerüchte. Es ist dann eh ganz anders geworden. Da haben sie mich halt ein wenig verarscht, eh als Spaß, es war nicht irgendwie- ich hab' es nicht ernst genommen.“

Während des Interviews ist Florian darum bemüht, seinen Status als Schichtführer der Gruppe und seine damit verbundenen Aufgaben tendenziell abzuwerten und sich den Kollegen gleichwertig zu präsentieren. Wir können hier Elemente dessen erkennen, was Bourdieu „Konformitätsprinzip“ (Bourdieu 1987a, 596) nennt. Unter den Angehörigen der ArbeiterInnenklasse wirken subtile Mechanismen („Ordnungsrufe“), die Individuen dazu veranlassen sollen, die „richtigen“ Entscheidungen zu treffen. Ambitionen zu zeigen, Verantwortung übernehmen oder sozialen Aufstieg machen zu wollen, werden schnell als Abweichung von der Gruppe interpretiert und sanktioniert.

„Während die großen Differenzen zwischen den Klassen kaum wahrgenommen und jedenfalls voll akzeptiert werden [...], weil sie in natürlichen Unterschieden begründet scheinen [...], lässt man nicht die geringste Abweichung, die mindeste Extravaganz bei Angehörigen (oder Abkömmlingen) der unteren Klassen durchgehen, weil die Differenz hier nur dem Wunsch entspringen kann, anders zu sein, sich der Zugehörigkeit zur Gruppe zu entziehen oder diese zu leugnen“ (Bourdieu 1987a, 597).

Der Humor ist dabei ein wesentlicher Bestandteil zur Herstellung dieser Konformität, wie wir auch im letzten Kapitel (8.3) bereits etabliert haben. Das gegenseitige Verspotten und Hänkeln wirkt in

der Gruppe als Kontrollmechanismus, mit dem Ziel gruppenkonformes Verhalten sicherzustellen (Collinson 1988). In der Gruppe wird das Aufstiegsangebot in eine lästige Aufgabe umgedeutet, die man – ähnlich wie in der Schule – von oben verordnet bekommt. Als dafür Ausgewählten machen sich die Kollegen über Florian lustig.

Bei Florian wirken also neben habituellen Barrieren, im Sinne von mentalen Grenzen, auch gruppeninterne Zwänge, die einer beruflichen Weiterentwicklung im Wege stehen. Dennoch bleibt, wie auch bei Robert, diese Einfügung ambivalent. Während Florian in weiten Teilen des Interviews darum bemüht scheint seiner Gesprächspartnerin zu vermitteln, dass er einen Arbeitsplatz gefunden habe, an dem er gerne ist, wird am Ende des Gesprächs dieses Bild nochmal in Frage gestellt.

Florian: „Damals war ich froh, dass ich einfach eine Lehrstelle gehabt habe. Jetzt bin ich draufgekommen, mit meinem Alter, dass andere Sachen vielleicht besser gewesen wären. Also ich hab' schon meine Vorstellungen dann auch gehabt, was ich dann sonst noch interessant gefunden hätte.“

CA: Was denn zum Beispiel?

Florian: Jetzt zum Beispiel denke ich mir, die Matura wäre erstens einmal gut gewesen und dann Sportwissenschaften studieren. Das wäre cool gewesen. Aber jetzt mach ich das auch nicht mehr nach, weil ich verändere mich nicht noch einmal. Erstens hab' ich schon eine Familie, da machst du einfach deinen Weg, den du eingeschlagen hast und veränderst nix mehr.“

Mit der Idee, die Matura nachzuholen und später vielleicht ein Studium anzuschließen, greift Florian einen nach der Hauptschule liegengelassenen Faden in seiner Biographie wieder auf. Seine Geschichte macht deutlich, dass die Erweiterung des subjektiven Möglichkeitsraums, auch wenn diese an einem konkreten biographischen Punkt nicht zu einer Realisierung geführt hat, im weiteren Lebensverlauf präsent bleiben kann und an verschiedenen Stellen – in unterschiedlichen Ausprägungen – wieder hervortreten und aktualisiert werden kann.

Diese Ideen weiterzuverfolgen scheint aus der Sicht von Florian jedoch nicht möglich. Er begründet das mit seiner Verantwortung für die Familie, er ist seit einigen Monaten Vater einer Tochter. Er sieht sich selbst in der Rolle des Ernährers und greift hier auf seine eigenen Erfahrungen mit traditionellen Familienkonstellationen im Herkunftsmilieu zurück, in denen der Mann für die Versorgung der Familie zuständig ist und die Kinderbetreuung in der Verantwortung der Partnerin liegt. Seinem Vater sei das wichtig gewesen, erzählt Florian und begründet damit auch, weshalb seine Mutter keine Lehre gemacht habe. *„Meine Mama hat keine Lehre gemacht, glaub ich. Nein, weil sie eben zwei Kinder, also mich und meinen Bruder damals hatte und meinem Papa war das wichtig, dass sie bei den Kindern daheim ist.“* Auch wenn er einige der traditionell männlichen Vorstellungen und Praktiken des Vaters – insbesondere seiner Sichtweise auf Partnerschaft – deutlich ablehnt, hat er für sich die Rolle des Versorgers inkorporiert und zeigt für sein junges Alter ein sehr hohes Verantwortungsbewusstsein. Die Familie bedeutet ihm viel und er möchte auch Zeit mit seiner Tochter verbringen, von der er nach Ende des Gesprächs stolz mehrere Fotos zeigt. Dennoch, diese inkorporierte Verantwortung für die

Familie trägt dazu bei, dass die latent vorhandenen Veränderungsbestrebungen in den Bereich des Unmöglichen wandern.

Wir können darüber hinaus bei Florian auch Momente der Umdeutung feststellen, die uns im nächsten Abschnitt im Zusammenhang mit den Geschichten von Thomas und David noch stärker beschäftigen werden. Insbesondere durch die Geburt der Tochter scheint sich eine stärker pragmatisch, funktionale Haltung gegenüber Arbeit bei Florian etabliert zu haben, die den Lohnarbeitscharakter von Arbeit in den Vordergrund treten lässt. „*Familie und Geld setzt sich zusammen*“, betont Florian. Diese Triade aus Erwerbstätigkeit, Existenzsicherung und Familie wird im nächsten Abschnitt nochmal deutlich.

Florian: „Arbeit ist ganz, ganz wichtig in dem Sinne, weil ich meinem Kind auch was bieten können will. Darum ist Geld leider heutzutage ein großer Bestandteil. Du bist ja auch nicht in der Arbeit, dass du jetzt die besten Freunde findest. Du bist in der Arbeit, dass du dein Leben finanzieren kannst. Dass es natürlich passen soll mit dem Betriebsklima oder Arbeitsklima untereinander, ist klar, das ist natürlich noch positiver auch dazu. Aber ich bin nicht da, dass ich beste Freunde find da herinnen.“

Das Einfügen am Ankunftsort wird bei Florian durch ein mehrdimensionales Geflecht an objektiven Bedingungen und subjektiven Dispositionen hergestellt. Die potentiellen Veränderungsbestrebungen sind zunächst auf der Ebene des beruflichen Aufstiegs angesiedelt und beziehen sich am Ende des Gesprächs jedoch auf Möglichkeiten, die im sozialen Raum ein gutes Stück entfernt liegen. Trotz der Ansprechbarkeit für beruflichen Aufstieg sind es die habituell bedingte Unsicherheit und mangelndes Selbstvertrauen, in Kombination mit einem Konformitätsdruck innerhalb der Kollegenschaft, die Florian zu einer Anpassung tendieren lassen. Der im letzten Kapitel angesprochene körperorientierte Bezug zur Arbeit kann unter diesen Bedingungen wiederum als eine aus der Not gemachte Tugend verstanden werden. Das Unerreichbare, in diesem Fall die Bürokarriere, wird als unpassend abgelehnt, während das „Unausweichliche“ (Bourdieu 2012, 167) als das akzeptiert wird, was ohnehin besser zu einem passt. Deutlich wird an der Geschichte von Florian auch die Bedeutung außerbetrieblicher Lebensumstände für die Handlungs- und Deutungsweisen der Subjekte. Die Familiengründung markiert hier einen einschneidenden Punkt. Die begrenzte Verfügbarkeit von ökonomischen Kapital verbunden mit einer traditionellen Arbeits- und Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen begünstigen bei Florian noch zusätzlich die Einfügung an seinem Arbeitsort.

9.1.2 Eine pragmatische Haltung

Die Geschichten von Thomas und David illustrieren die negative Seite der Passung zwischen habituellen Dispositionen und objektiven Bedingungen. Sie drückt sich in der resignativen Erkenntnis aus, der Erwerbsarbeit nicht entkommen und auch nicht anderes machen zu können (Bourdieu 1981b, 308). In beiden Fällen sorgt das Zusammenspiel aus objektiven Umständen und habituellen Dispositionen dafür, dass andere Möglichkeiten – und damit auch Veränderungsbestrebungen – nicht in den

Blick geraten können. Es wird eine pragmatische Haltung gegenüber der Erwerbsarbeit aktiviert, welche der Einfügung am Arbeitsplatz den Beigeschmack von Resignation und Frustration verleiht. Diese Haltung unterstützt nicht nur Beharrungstendenzen, sondern kann auch als Ressource interpretiert werden, um eine als unbefriedigend erlebte Situation bewältigen zu können.

„Arbeit ist Arbeit. Muss man machen. Das bleibt nicht aus“

Die Geschichte von Thomas ist gekennzeichnet von einem Bruch in seiner Berufsbiographie, der mit einem relativ dramatischen beruflichen Abstieg vom potentiellen Unternehmer zum angelernten Leiharbeiter in einem Warenlager in der Kunststoffindustrie verbunden ist. In dieser Laufbahn reproduziert sich in gewisser Weise auch die Biographie des Vaters, der als Handwerker über Umwege ebenfalls als angelernter Arbeiter in der Industrie gelandet ist. Die beruflichen Möglichkeiten sind aus der Sicht von Thomas nach dem Arbeitsunfall begrenzt. Es ist die Verantwortung für die Familie, die ihn schnell handeln lässt.

Thomas: „Es ist dann immer blöder geworden. Dann habe ich mich bei der Hand untersuchen lassen. Da haben sie gesagt, dass es die Elle und die Speiche durch die Belastung immer auseinanderdrückt und wieder zusammenzieht, auch durch das Warm-Kalt. Und dass es nicht mehr richtig funktionieren wird ((sehr lange Pause)). Geht nicht anders. Familie daheim. Da musst du schauen, dass du schnell weiterkommst.“

Thomas ist nach der ärztlichen Diagnose mit einer existenzbedrohenden Lage konfrontiert. Sie bedeutet das Aus für seine Karriere. Nachdem seine Lebensgefährtin nicht berufstätig ist, sieht er sich in der alleinigen Verantwortung für die finanzielle Versorgung der Familie. Dadurch entsteht ein Druck, der für Thomas wenig Spielraum lässt, sich neu zu orientieren. Es gibt keine finanziellen Ressourcen, die ihn für einige Zeit von der Verpflichtung der Erwerbsarbeit freispielen könnten, um sich neu zu orientieren. Vor diesem Hintergrund erscheint beispielsweise eine Umschulung, die längere Zeit in Anspruch nehmen würde und deren Ausgang und Arbeitsmarkterfolg ungewiss ist, aber auch eine Phase der Arbeitslosigkeit, um sich neu zu orientieren, keine Option zu sein. Auch wenn an dieser Stelle ausschließlich externe Zwänge die Optionen von Thomas zu strukturieren scheinen, wirken diese natürlich im Zusammenspiel mit einem Habitus, der nur die Wahrnehmung klassentypischer Möglichkeiten zulässt. Thomas ist damit ähnlich wie auch Robert auf das Segment der an- bzw. ungelerten Arbeit verwiesen. In diesem Bereich prüft er verschiedene Möglichkeiten, sieht sich auch verschiedene Betriebe an und entscheidet sich dann für eine Stelle, die neben einem guten Einkommen auch geregelte Arbeitszeiten verspricht.

Thomas gelingt es im Gegensatz zu Robert und Florian nicht seine Disposition für körperliche Arbeit an dem neuen Arbeitsplatz angemessen realisieren zu können. Die Tätigkeit entspricht nicht seinen Vorstellungen von Arbeit, er fühlt sich unterfordert und gelangweilt. Hinzu kommt ein Gefühl der Frustration durch den erlebten sozialen Abstieg. Thomas bewältigt die bestehende Kluft zwischen

Ansprüchen und Realität mit einer Umdeutung von Arbeit, in dem er die subjektiv-sinnhafte Bedeutung von Erwerbsarbeit zurückstellt und gleichzeitig ihren Lohnarbeitscharakter hervorstreicht. Das wird im Gespräch zunächst in jenem Moment deutlich, als die Interviewerin versucht emphatisch – in diesem Moment aber auch etwas von der eigenen Emotionalität überrumpelt – auf die Erzählung des Arbeitsunfalls einzugehen und auf das darauf folgende lange Schweigen von Thomas mit der Anmerkung reagiert, *„das ist schon schwierig, wenn der eigene Berufswunsch“*, um von Thomas sogleich mit den Worten unterbrochen zu werden, *„Im Endeffekt, Arbeit ist Arbeit ((lange Pause)). Muss man machen. Das bleibt nicht aus.“* Dieser Deutung von Arbeit begegnen wir in leicht abgewandelter Form ein wenig später im Interview nochmals im Zusammenhang mit seinem Status als Leiharbeiter,

Thomas: „Firma ist Firma. Wo ich jetzt angestellt bin, das ist im Endeffekt egal, so lange im Monat pünktlich das Geld kommt. Im Endeffekt ist mir das wurscht, bei wem ich dann beschäftigt bin.“

In beiden Aussagen spiegelt sich zunächst die existentielle Komponente der Erwerbsarbeit aus der Sicht der Lohnabhängigen wider. Sie stellt eine Notwendigkeit dar, der man sich aufgrund der sozialen Positionen und des geringen Abstandes zu existentiellen Notwendigkeiten nicht ohne weiteres entziehen kann. Dieser objektive Zwang, der auf den Schultern der Lohnabhängigen lastet, drückt sich sprachlich als normative Anforderung aus, die bei Thomas vor allem mit der Familie in Verbindung gebracht wird. Wir können seine Aussagen aber auch als Teil von „kognitiv-emotionalen Strategien“ (Hardering 2015, 406) interpretieren, die auf einer Relativierung der subjektiven Bedeutung von Erwerbsarbeit und damit verbundenen inhaltsbezogenen Ansprüchen beruhen. Indem Arbeit auf das abstrakte Verhältnis Lohn gegen Arbeitsleistung reduziert wird, findet auch eine Nivellierung von Tätigkeiten statt. Wenn jede Arbeit nur eine Arbeit im Sinne eines Lohnabhängigkeitsverhältnisses ist (*„Arbeit ist Arbeit“*), sind auch alle Berufe, alle Tätigkeiten gleich und es spielt letztendlich keine Rolle, welche davon man verrichtet und bei wem man beschäftigt ist.

Diese Gleichgültigkeit verweist auf einer strukturellen Ebene auf das abstrakte Verhältnis von Arbeit und Kapital. Das Kapital, so Marx, ist gleichgültig gegenüber der Arbeitskraft, insofern es egal ist welches (individuell besondere) Arbeitsvermögen es für seine Zwecke verwerten kann. Aus der Sicht der Beschäftigten, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, ist es auf einer formalen Ebene ebenso gleichgültig, wie ihr Arbeitsvermögen konkret eingesetzt wird. Unter diesem Vorzeichen müssen auch, so Gudrun-Axeli Knapp, instrumentelle Haltungen der Beschäftigten interpretiert werden. *„Auf der Ebene der dadurch gesetzten allgemeinen Verhaltenszwänge der ökonomischen Charaktere ist der Instrumentalismus angesiedelt: unter den Bedingungen der Gleichgültigkeit instrumentalisiert das Kapital den Arbeiter für seine Verwertungsinteressen, der Arbeiter muß seine Arbeitskraft, die ihm einziges Reproduktionsmittel ist, instrumentalisieren lassen“* (Knapp 1981, 19). Diese Gleichgültigkeit gegenüber der konkreten Tätigkeit identifiziert auch Willis bei den jungen Männern der Arbeiterklasse. Der Berufsorientierungsunterricht, der auf der

Idee individueller Wahlmöglichkeiten und beruflicher Selbstverwirklichung basiert, lässt sie unberührt, weil sie eine durchaus realistische Einschätzung ihrer klassenspezifischen Zukunftschancen haben. Wie ein Jugendlicher im Interview mit Willis meint, „... nicht alle Jobs sind gleich, weil, dein Job ist anders, der Job eines Arztes, eines Anwalts ist anders. Die Jobs, die gleich sind, das sind die Jobs, wo man Scheiße nochmal schuften muss, wo du dich schinden musst, das sind die Jobs, die alle gleich sind ...“ (Willis 2013, 164). Diese „Durchdringung“ der realen Verhältnisse bewahrt sie gleichzeitig auch davor Erwartungen an Sinnstiftung und Erfüllung an Arbeitsplätze zu richten, welche dafür keinen Raum bieten.

Die Geschichte von Thomas legt nahe, dass in der Herkunftsklasse eine pragmatische, eher funktionale Haltung gegenüber Erwerbsarbeit angelegt ist, die sich in bestimmten Kontexten oder Lebensphasen eher in den Vordergrund schieben kann. Der instrumentelle Zugang zu Arbeit, der in dieser pragmatischen Haltung von Thomas eingeschlossen ist, entspricht jedoch nicht einer verallgemeinerbaren Charaktereigenschaft der ArbeiterInnenklasse, wie es Goldthorpe et al. (1968) nahelegen. Im Sinne von Schumann et al. (1982) handelt es sich dabei um ein kontinuierlich in Bewegung befindliches Verhältnis von arbeitskraftbezogenen (instrumentellen, funktionalen) und subjektiv-sinnhaften Ansprüchen, das je nach Gestalt der Arbeits- und Lebenssituation unterschiedlich zum Ausdruck kommen kann. Wir können die Relativierung der subjektiven Bedeutung von Arbeit, bei einer gleichzeitigen Aufwertung materielle, existentielle Aspekte der Arbeit und der Bedeutung der Familie als Strategie interpretieren, mit der Thomas versucht, eine große körperliche wie emotionale Verletzung in seiner Lebensgeschichte zu bewältigen und für sich in einer Weise zu bearbeiten, die ihn vor einer psychischen Destabilisierung schützt.

„Hackeln gehen musst du“

Im Gegensatz zu Thomas entsteht bei David die Unzufriedenheit mit dem Arbeitsplatz durch die Veränderung betrieblicher Rahmenbedingungen, welcher er als Verschlechterung seiner Situation und als Betriebsrat vor allem als Verschlechterung für die Arbeiter erlebt. Vor diesem Hintergrund evaluiert David im Interview seine beruflichen Entscheidungen und zeigt sich unglücklich darüber, wie seine Berufskarriere bisher verlaufen ist. Gleichzeitig sieht er für sich keine Handlungspotentiale für Veränderung. Ähnlich wie bei Thomas, aber auch bei Florian, können wir auch bei David eine pragmatische Haltung gegenüber Arbeit als Umgangsstrategie festmachen, um diese Widersprüche zwischen Erwartungen und Bedingungen bewältigen zu können.

David folgt, wie wir gehört haben, den Fußstapfen des Vaters in den Beruf des Elektrikers, verliert nach zwei Lehrjahren jedoch das Interesse an der Tätigkeit. Sein Vater zeigt Verständnis für die Situation des Sohnes, legt ihm jedoch nahe die Lehrabschlussprüfung zu machen. David beschließt die

Lehre „durchziehen“, „damit man was in der Hand hat.“ Nach der Kündigung hat er noch einige Monate bis er den Präsenzdienst ableisten muss, „dann hab' ich mir gedacht, vor dem Bundesheer⁶⁸, ich muss noch irgendwas machen, ich brauch' Kohle.“ Er findet eine Stelle in der Produktion eines metallverarbeitenden Betriebs, der gute Gehälter zahlt, „das war für mich ein Heidengeld“, meint David. Er fasst den Plan nach der Ableistung des Grundwehrdienstes für „ein Jahr oder zwei“ nochmals hier zu arbeiten und sich dann etwas Anderes zu suchen. Aus diesem vorübergehenden Plan wird jedoch ein dauerhaftes Beschäftigungsverhältnis, „jetzt hock' ich da, fünfzehn Jahre schon.“ Irgendwie, meint er, sei er „hängengeblieben ((lacht)), und jetzt ja, werde ich wahrscheinlich alt werden da herinnen.“ Die Vorstellung in einer Firma „alt“ zu werden, könnte zunächst als positiv besetzte Metapher für ein hohes Maß an Arbeitsplatzsicherheit verstanden werden. In Verbindung mit der Betonung des „hängenbleiben“ und „da hocken“ bekommt die Erzählung von David jedoch einen fatalistischen, resignativen Beigeschmack. Warum ist er also im Betrieb geblieben und sieht auch heute für sich keine Möglichkeit dieser Situation, die er als unbefriedigend erlebt, zu entfliehen?

Die Beschäftigung in der Industrie ist für David bei Eintritt zunächst mit einem Ablaufdatum versehen. Sie dient der Realisierung materieller Bedürfnisse. Vor diesem Hintergrund spielen inhaltsbezogene Ansprüche an die Tätigkeit zunächst eine untergeordnete Rolle. Die Arbeit selbst entspricht nicht unbedingt seinen Vorstellungen, wie die Schilderungen über den ersten Arbeitstag deutlich machen.

CA: „Kannst du dich noch an deinen ersten Arbeitstag erinnern?“

David: „Mein erster Arbeitstag ((denkt lange nach))? Ja, das war auf der 3er Maschine in der Halle, da gleich vorne. Schrecklich, das war schrecklich ((lacht)). Stress und so viele neue Sachen. Rohre bündeln, zum Beispiel. Alles fremd, also solche Trümmer habe ich noch nie gesehen. Und was tut die Maschine? Ich war richtig planlos. Ich hab mir gedacht, 'Geh leck, was hast du dir da angefangen?' Dann hab ich eh relativ viele Kumpels herinnen gehabt und Freunde und Bekannte, die gesagt haben, 'Geh, das kriegst du gleich mit. Eine Woche, vierzehn Tage, dann weißt du es.' Und so war es auch, also das war gleich ein eingespieltes Team und die haben mir eigentlich gut zugeredet, weil ich mir gedacht habe, das interessiert mich doch auch überhaupt nicht. Die haben mir da eigentlich irgendwie ein wenig verholfen, dass ich da trotzdem hocken bleib.“

Was bei Florian auch schon als Konformitätsprinzip angesprochen wurde, begegnet uns hier in einer ähnlichen Weise wieder. David kennt einen Großteil der ArbeitskollegInnen aus der „Ortschaft“, weil „alle von der Umgebung waren“. Dieses soziale Umfeld wird zu einem stabilisierenden Moment in einer von David als ambivalent erlebten Situation. Einerseits sind hier Momente der sozialen Kontrolle von Bedeutung, welche die Artikulation von Kritik an der Tätigkeit und den Arbeitsbedingungen erschweren. Andererseits bekommt er hier Unterstützung und kann sich als Teil einer Gruppe erleben. Daraus entwickelt sich eine Dynamik die dafür sorgt, dass David in diesem Job verhaftet bleibt. Die materielle Komponente der Verhaftung wandelt sich von einem jugendlichen Anspruch

⁶⁸ Gemeint ist hier die Ableistung des Grundwehrdienstes in Österreich.

ausreichend Geld für unterschiedlichste Annehmlichkeiten zu haben, in eine existentielle Frage als David zwei Jahre nach dem Ende seines Präsenzdienstes Vater wird. David geht darauf im Interview nicht explizit ein. Er lebt heute von seinem Kind und seiner damaligen Partnerin getrennt. Mit Bezug auf die Geschichten von Thomas und Florian können wir jedoch davon ausgehen, dass gerade die Phase der Familiengründung die Bindung an eine bestehende Erwerbstätigkeit in diesem Milieu noch zusätzlich verstärkt. Auf die Frage hin, ob er sich sein Leben anders vorgestellt hätte, meint David,

David: „Ja, ehrlich gesagt schon. Ich hätt' da vielleicht schon andere Perspektiven auch gehabt. Für mich wäre zum Beispiel immer Wien das Wunschziel gewesen. Aber das ist sich irgendwie nicht ausgegangen. Wie gesagt, private Geschichten. Ich habe dann ein Haus gekauft von den Großeltern, weil der Vater da viel Arbeit hineingesteckt hat, hin und her. Mein Wunschziel wäre immer Wien gewesen, da hätte ich sogar wahrscheinlich Elektriker weitergemacht. Ich bin eher ein Stadtmensch als wie ein Landei.“

David deutet hier Vorstellungen eines anderen Lebensentwurfs an, den er als Elektriker in der Großstadt geführt hätte. Die Pläne, die David hier schildert, sind jedoch sehr vage, es handelt sich eher um Wünsche, die jedoch nicht in konkrete Schritte in Richtung einer Realisierung umgesetzt werden. Die im Interview immer wieder auftauchenden Formulierung des „Hängenbleibens“ bekommt hier einen stark passiven Charakter. Sie verweist auf ein Bündel an Zwängen, die dazu führen, dass er sich in seiner Lebensgestaltung stark fremdbestimmt fühlt. Zu den familiären Verpflichtungen fügen sich milieuinterne Konformitätsmechanismen, welche das Einschlagen alternativer Wege erschweren. Einen anderen Weg zu verfolgen, hätte von David mehr Initiative verlangt, um sich gegen die Kombination aus Kräften, die ihn an diesen Platz ziehen, behaupten zu können.

Die Erzählungen von David legen nahe, dass seine Frustration mit den Arbeitsbedingungen erst in den letzten Jahren überhandgenommen hat und nicht von Beginn an das vorherrschende Gefühl war. Er hat nach einer schwierigen Anfangsphase doch eine gewisse Freude an seiner Tätigkeit entwickelt und sei gerne in die Arbeit gegangen, wie er erzählt. Er versteht sich gut mit den Kollegen, die Entlohnung ist passabel, seiner Tätigkeit als Maschinenführer kann er schließlich auch etwas abgewinnen. In den vergangenen Jahren hätten sich, so David, die Arbeitsbedingungen jedoch stark zum Schlechteren gewandelt. Den ArbeiterInnen wurden viele Aktivitäten am Arbeitsplatz verboten, es darf nicht mehr Radio gehört, nicht mehr telefoniert und auch nicht mehr geraucht werden.

David: „Vor zehn Jahren war es viel g'scheiter, nicht? Weil da bist du halt noch, ich sag' einmal, mit einer Freude in die Arbeit gegangen. Heutzutage, ja, würdest du das Geld nicht brauchen, würdest du nicht hereingehen. Es ist so. Also ein Lottosechser wäre natürlich perfekt, weil dann sch- ((formuliert lautlos mit den Lippen ein Schimpfwort)) du auf das Ganze.“

Vor dem Hintergrund schlechter werdender Arbeitsbedingungen evaluiert David seinen beruflichen Weg im Interview noch mal und zieht keine sehr positive Bilanz. Die Widersprüche zwischen Ansprüchen und Realität haben sich zunehmend verschärft, es gelingt David kaum sich sinnhaft auf seine Arbeit zu beziehen, sie erscheint in erster Linie als Belastung und wie auch schon bei Thomas als

Notwendigkeit, der man sich nicht entziehen kann. Der pragmatische Zugang zur Arbeit, der hier wiederum den Lohnarbeitscharakter der Arbeit hervorstreicht, bekommt bei David einen resignativen Zug. Als einzige Möglichkeit diesem Zwang zu entfliehen und sich aus dieser Situation zu befreien erscheint ein Lottogewinn, der von David gleichzeitig aber in das Reich der Utopien verwiesen wird. *„Du musst eh das Beste daraus machen. Hackeln gehen musst du, wie gesagt, Lottosechser spielt es nicht ((lacht)).“*

Hinzu kommt, dass David das Gefühl hat, dass der Beitrag der ArbeiterInnen im Betrieb im Vergleich zu den Angestellten von der Firmenleitung weniger geschätzt und anerkannt wird. Man sei für die da *„oben“* letztendlich nur eine *„Nummer“*, meint er, *„da herinnen bist du ((haut auf den Tisch)), haben fertig, du kriegst deinen Lohn. Was du tust ist egal. Ich kenn dich nicht einmal.“* Die Gleichgültigkeit des Kapital gegenüber der Arbeitskraft, die wir auch bei Thomas bereits angesprochen hatten, drückt sich hier in zweifacher Weise aus. Zum einen in einer Geringschätzung des Beitrags, den die ArbeiterInnen zum Erfolg des Unternehmens leisten. Zum anderen in einem abstrakten Beziehungsverhältnis, in dem die ArbeiterInnen ein entindividualisiertes, und damit letztendlich auch austauschbares, Arbeitskräftepool repräsentieren. Aus der Sicht der Beschäftigten werden dadurch berechnete Ansprüche verletzt, am Arbeitsplatz als Person wahrgenommen und anerkannt und nicht bloß als Mittel zum Zweck für Unternehmensinteressen instrumentalisiert zu werden (Flecker, Schultheis, und Vogel 2016, 775).

Bei David führt das Auseinanderklaffen von Ansprüchen und Arbeitsbedingungen zu einer großen Frustration, die das gesamte Interview über deutlich zu spüren ist. Gleichzeitig sieht er für sich keine Möglichkeit dieses Dilemma befriedigend aufzulösen. Vielfältige Faktoren, wie die Familie, die Kollegen, Fragen der Existenzsicherung, ziehen ihn auf diesen Platz im sozialen Raum und sorgen dafür, dass er hier verhaftet bleibt. Zu bedenken ist auch, dass die Rückkehr in den Lehrberuf mit zunehmender Verweildauer am angelernten Arbeitsplatz schwieriger wird, weil die Qualifikationen im Zeitverlauf einer Entwertung unterliegen. Die Möglichkeit über eine Weiterbildung seine Situation zu verändern ist für David nicht im Bereich des Denkmöglichen, wie wir im ersten Kapitel bereits gesehen haben. Mit seiner Identifizierung als *„Hackler“* schließt er für sich einen weiterführenden Schulbesuch als ungeeignet aus. Die resignative Erkenntnis nichts anders machen zu können und in dieser Situation gefangen zu sein verweist auf die negative Seite der Passung von Position und Disposition (Bourdieu 1981b, 308).

9.2 Kompensation

Die Geschichten von Mario und Patrick zeigen andere Umgangsstrategien mit Erfahrungen der Dissonanz zwischen Ansprüchen und Arbeitsrealität. Sie versuchen brachliegende Bedürfnisse in anderen Bereichen zu befriedigen. Während bei Patrick die Leidenschaft für Musik und sein Engagement in einer Band eine positive Identifikationsfolie bereitstellt, ist es bei Mario die Tätigkeit als Betriebsrat, die ihm die Möglichkeit bietet, Ansprüche an sinnhafte Arbeit realisieren, aber auch an nicht eingelöste Bildungschancen anknüpfen zu können.

9.2.1 Arbeiter und Musiker

Nach der Hauptschule beginnt Patrick eine Lehre als Maschinenbautechniker bei einem großen Papierhersteller. Die Lehrzeit gefällt ihm sehr gut, er strengt sich an und ist für die Leistungsanreize, welche die Firma den Lehrlingen in Form von finanziellen Prämien aber auch Perspektiven auf eine Übernahme als Facharbeiter bietet, ansprechbar. Die Besten eines Lehrjahrganges werden nach der Lehrabschlussprüfung in der Werkstatt übernommen. Die anderen müssen, wenn sie im Betrieb bleiben möchten, an Maschinenarbeitsplätze in die Produktion und damit auf eine angelernte Position wechseln. Patrick zählt in seinem Jahrgang zu den Besten.

Patrick: „Am Anfang hat's geheißen, dass ich in der Werkstatt übernommen werde. Ich, als Einziger von den Lehrlingen, und dann haben sich die Oberen das halt anders überlegt, die Cheftäten. Ja, durch das Einsparungsprogramm, was sie da gehabt haben.“

Als Patrick seine Lehrabschlussprüfung macht, sind in der Firma Umstrukturierungen im Gange, die mit Personaleinsparungen verbunden sind. Den Lehrlingen wird gesagt, dass es aus diesem Grund in den nächsten Jahren keine Übernahmen mehr in die Werkstatt geben werde. Patricks Enttäuschung darüber ist im Interview deutlich zu spüren. Besonders frustrierend muss es für den jungen Mann gewesen sein, als entgegen der Ankündigung ein Jahr später wieder Lehrlinge einen Platz in der Werkstatt angeboten bekommen. Nach dem Präsenzdienst wird Patrick als Maschinenführer in der Produktion eingesetzt, das bedeutet für ihn Schichtarbeit. Die Arbeitszeiten stehen jedoch in Konflikt mit seinem Engagement in einer Musikgruppe und den Proben und Auftritten, welche die Band zu absolvieren hat. Patrick gelingt es über den Betriebsrat eine Versetzung an den Holzplatz zu erwirken, wo es keine Nachtschichten gibt. Patrick hat sich über die Jahre an seinem Arbeitsplatz gut eingerichtet, er hat gelernt unterschiedliche Geräte und Fahrzeuge zu bedienen, wodurch er seinen Arbeitsalltag auch abwechslungsreich gestalten kann. Trotzdem zeigt sich Patrick an manchen Stellen im Gespräch ambivalent. Einerseits betont er, „*mich stört es jetzt eigentlich nicht*“ an diesem Arbeitsplatz zu sein, andererseits ist auch eine gewisse Unzufriedenheit zu spüren.

Patrick: „Ich meine, ich denk mir oft, ich würd' vielleicht schon gern das machen, was ich gelernt habe. Aber ich hab' so auch eine klasse Hacken. Ja, und mit meinem Chef komme ich auch gut zurecht, das ist auch ziemlich wichtig, glaube ich.“

Hier finden wir, ähnlich wie auch bei Florian oder Robert, Spannung zwischen einem sich Einfügen – was vor dem Hintergrund der Arbeitsbedingungen und der Passung mit seinen Freizeitbedürfnissen durchaus stimmig ist – und der Andeutung einer Transformationsbestrebung. Diese wird zum Schluss seiner Eingangserzählung noch ein wenig konkreter:

Patrick: „Ja und jetzt was mein Stand für die Zukunft ist, eigentlich, so taugt's mir derweil. Was nachher einmal ist, weiß ich nicht. Ich meine, ich denke mir, ein Leben lang will ich das vielleicht auch nicht machen, was ich jetzt mache. Aber nur, man müsst sich halt weiterbilden und ich meine, ich hab's mir schon oft gedacht, ja.“

Die Auseinandersetzung zwischen Berufstätigkeit und weiterführender Bildungslaufbahn, die ein wesentliches Merkmal seiner Übergangserfahrungen am Ende der Pflichtschulzeit darstellten (Kapitel 7), kommt hier über Umwege wieder in Patricks Leben. Für eine Veränderung seiner Tätigkeit müsste er sich „weiterbilden“, meint Patrick. Gleichzeitig finden wir eine große habituelle Distanz vor, diesen Schritt tatsächlich zu setzen. Diese wird sprachlich nicht nur durch die Verwendung des Konjunktivs angedeutet, sondern auch durch einen Wechsel vom Dialekt in eine betonte Verwendung der Schriftsprache in der Passage „man müsste sich halt weiterbilden“.⁶⁹ Der Schritt ist Bestandteil des subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsraums, es fehlen aber die nötigen Voraussetzungen, um diese potentiell vorhandenen Möglichkeiten auch in Handlungen überführen zu können.

Zusätzlich verstärkt wird diese Dynamik dadurch, dass Patrick abseits der Erwerbsarbeit einen anderen Bereich für sich gefunden hat, in dem er seine Bedürfnisse nach sinnhafter Tätigkeit und Einsatz der Fähigkeiten befriedigen kann. Und zwar ist das die Musik. Wie wir im Rahmen der Erzählungen zu den Übergängen nach der Schule bereits gehört haben, entwickelt Patrick von frühen Kindesbeinen an eine Leidenschaft für Musik. Er eignet sich rasch unterschiedliche Musikinstrumente an und spielt seit einigen Jahren in einer Band mit den Brüdern seines Vaters. Patrick hat großes Talent und zeigt sich sehr ehrgeizig. Heute spielt er vier unterschiedliche Instrumente. Nach zwei Jahren in der Musikschule habe sein Lehrer gemeint, er könne ihm nichts mehr beibringen, erzählt Patrick stolz.

Patrick: „Das war ein guter Musiker, der hat gesagt, 'Ja, ich kann dir nichts mehr beibringen. Du machst schon alles selber. Entweder du gehst zu jemandem, der viel besser ist als ich, oder du machst es so, wie du es jetzt machst.' Ich habe immer mit dem Internet gelernt, weil Noten kann ich keine. Ich bringe mir zum Beispiel neue Stücke nach Gehör bei oder über Youtube.“

Patrick gewinnt unterschiedliche Preise bei musikalischen Wettbewerben und auch die Band ist erfolgreich. Die Musik spielt in seinem Leben eine wichtige Rolle, er sieht sich hier nicht nur in seinem Talent bestärkt und herausgefordert, sondern erfährt auch jene Form der Anerkennung für seine Leistungen, die ihm im Betrieb bisher verwehrt geblieben ist. Vor diesem Hintergrund hat die Musik

⁶⁹ Der Sprachwechsel vom Dialektik in die Hochsprache geht durch die geglättete Transkription in der Darstellung hier dauerlicherweise verloren.

im Leben von Patrick Vorrang, die Arbeit wird diesen Erfordernissen passend gemacht. Das bedeutet jedoch nicht, dass er nicht auch in seinem Beruf engagiert ist. Er ist bemüht ein guter Arbeiter zu sein und erarbeitet sich damit die Grundlage für ein gutes Verhältnis mit seinen Vorgesetzten, was ihm eine Flexibilität ermöglicht, auch kurzfristig Anfragen für Auftritte annehmen zu können.

Patrick: „Und von dem her taugt es mir halt gut. Bei mir ist es oft so, dass mich jetzt jemand anruft und sagt, ja, er hätte etwas zum Spielen, ob ich Zeit hab. Und mir fällt kein einziges Mal ein, dass wenn ich meinen Chef gefragt hab', ob ich gehen kann, dass er nein gesagt hätte. Auch kurzfristig.“

Das Engagement in der Musik bietet Patrick einen positiven Identitätswurf abseits der Erwerbsarbeit. Es ist ein wichtiger Bereich wo er seine Fähigkeiten einbringen kann und Selbstbewusstsein gewinnt. Die Bedeutung der Musik spiegelt sich auch darin, dass Patrick im Interview deutlich mehr über die Musik als seine berufliche Tätigkeit erzählt und auch mit einer größeren Leidenschaft darüber berichtet. Die Kompensation sinnbezogener Ansprüche über die Musik begünstigt sicherlich auch die Einfügung an diesem Arbeitsplatz, stellt darüber hinaus eine positive Folie für einen alternativen Identitätswurf dar.

9.2.2 Arbeiter und Betriebsrat

Mario, der nach einem nicht geglückten Bildungsaufstieg zum Industriearbeiter geworden ist, zeigt sich, wie im letzten Kapitel deutlich wurde, ebenfalls unzufrieden mit seinem Arbeitsplatz. Zu Beginn der Lehre sind Veränderungsbestrebungen hinsichtlich eines sozialen Aufstiegs noch vorhanden, er hegt Pläne während der Lehrzeit die Matura „nachzuholen“, verwirft diese Idee später jedoch wieder. Er meint dazu nur kurz, „*hab' ich dann nicht gemacht, hat mich dann nicht gefreut ((lacht)).*“ Die Arbeitstätigkeit über eine Weiterbildung zu verändern, wird also nicht zu einer konkreten Option. Er findet jedoch andere Bereiche, über die er sein Bedürfnis nach sinnstiftender und herausfordernder Tätigkeit befriedigen kann. Zum einen ist das sein Engagement in einem lokalen Jugendkulturverein. Gemeinsam werden Feste, Konzerte und Festivals organisiert und er ist dort in ein großes soziales Netzwerk eingebettet. Darunter sind auch viele Studierende, deren Tagesablauf sich gut mit dem durch die Schichtarbeit unregelmäßigen Zeitrhythmus von Mario verbinden lässt. Auf diese Weise hält er auch Kontakt zu einem Milieu, das nahe seiner ursprünglich intendierten Laufbahn gelegen ist. Dennoch, unter der Schichtarbeit leidet sein Engagement im Verein, zunehmend ist seine Tätigkeit im Betriebsrat eine Möglichkeit, sich selbst und seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln, aber auch Bestätigung und Anerkennung zu erfahren.

Mario kommt während der Lehrzeit in Kontakt mit der Gewerkschaft. Er wird Stellvertreter der Jugendvertrauensrätin und bekundet nach der Lehre Interesse beim Betriebsratsvorsitzenden, sich stärker engagieren zu wollen. Dass die Tätigkeit als Betriebsrat für Mario mehr bedeutet, als sich für die Rechte der KollegInnen einzusetzen, wird deutlich, wenn er meint, „*also ich bin da bei uns jetzt auch im Betriebsrat. Was auch für mich persönlich ganz eine wichtige Arbeit ist.*“ Es ist ein Bereich wo

er zum einen Fähigkeiten, die er sich in der Kulturarbeit angeeignet hat, zum Einsatz bringen kann. So übernimmt er bei Veranstaltungen die Technik und kann den Kollegen dann zeigen, welche Kabeln wie anzustecken sind bzw. weiß er, wie man mit einem Verstärker umgeht. Gleichzeitig bietet ihm die Gewerkschaft die Möglichkeit seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln und scheint durch das vielfältige Angebot an Weiterbildungsmöglichkeiten gerade jene Bedürfnisse nach kognitiver Herausforderung anzusprechen, die an seinem Arbeitsplatz in der Produktionsanlage brachliegen. Vor diesem Hintergrund entwickelte er auch eine Motivation, die er im Zusammenhang mit seiner beruflichen Tätigkeit vermissen lässt. Er hat jetzt eine zweijährige Ausbildung für Betriebsratstätigkeiten gemacht, von der er sich begeistert zeigt und möchte auch noch weitere Kurse besuchen, vor allem Rhetorik und Arbeitsrecht würden ihn interessieren. Die Tätigkeit als Betriebsrat stellt im Falle von Mario auch eine Möglichkeit bereit, fallengelassene biographische Fäden aus seiner Bildungskarriere wieder aufzugreifen.

Mario: „Die gewerkschaftliche Grundausbildung ist quasi wie die Lehre zum Gewerkschafter, beziehungsweise zum Betriebsrat, kann man so sehen. Wo man auch ein bisschen hineinkommt in Projektarbeiten. Und ich möchte jetzt dann auch noch mehr machen und noch Kurse machen. Vor allem Rhetorikkurse und so Sachen und Arbeitsrecht, was ein ziemlicher Brocken ist.“

Er findet Gefallen daran, dass er als junger Kollege in der Gewerkschaft gefördert und unterstützt wird, und sein Wissen bei KollegInnen aber auch bei Freunden gefragt ist.

Mario: „Wenn meine Freunde irgendein arbeitsrechtliches Problem in der Arbeit haben oder so dann rufen sie meistens mich an und sagen: ‘He, du musst des eh wissen.’ ((lacht)) Es hat auch was, also das muss ich ganz ehrlich sagen, wenn deine Kollegen und Freunde zu dir kommen, wegen so Sachen. Also wenn ich jetzt auf der Bushaltestelle stehe oder so passiert das meistens, dass irgendein Kollege zu mir kommt und mich wegen irgendwas fragt oder anhaut oder teilweise auch zusammenschießt ((lacht)). Aber das ist okay und das macht mir eigentlich auch richtig Spaß.“

Die Tätigkeit als Betriebsrat erlaubt es an frühere erweiterte Möglichkeitsräume anzuschließend. Sie ist nicht nur eine Möglichkeit sich weiterzubilden, die eigenen Fähigkeitenpotentiale auszuweiten und Anerkennung zu erfahren. Sie repräsentiert auch eine andere Art des sozialen Aufstiegs. Diese zusätzliche Bedeutung der Gewerkschaftsarbeit zeigt sich auch bei Mirza, der nach bisher gescheiterten Versuchen Anschluss an die akademischen Bildungskarrieren seines Herkunftsmilieus zu gewinnen, ebenfalls mit einer Tätigkeit als Betriebsrats liebäugelt. „Wenn es mit der HTL nicht klappen sollte“, so sein Gedanke, „bin ich immerhin Betriebsrat ((lacht leise)), und Weiterbildungen kann man auch machen, da gibt's sehr viele Möglichkeiten Weiterbildungen zu machen.“ Die Dissonanzen zwischen arbeitsinhaltlichen Ansprüchen und Arbeitsbedingungen können also über andere Lebensbereiche ausgeglichen werden und verstärken damit aber auch die Einfügung an ihren Ankunftsstellen.

9.3 Transformation

Hier geht es um Fallkonstellationen, bei welchen, im Gegensatz zu den Geschichten, die wir bisher gehört haben, die AkteurInnen versuchen Dissonanzen zwischen Ansprüchen und Arbeitsbedingungen über eine Umgestaltung der beruflichen Situation aufzulösen. Und zwar zum einen indem versucht wird durch Weiterbildung eine Veränderung der Tätigkeit zu erreichen, wie das bei Gerald und Martina der Fall ist. Transformationsbemühungen können aber zum anderen auch darauf gerichtet sein sich in eine andere berufliche Richtung zu entwickeln, also über einen Berufswechsel eine Situationsveränderung zu erreichen. Wir werden hier auf die Geschichte von Lukas zurückgreifen, der versucht seinen Traum mit Kindern zu arbeiten zu realisieren.

9.3.1 Veränderung durch berufliches Vorwärtkommen

„Nach siebzehn Jahren fühl' ich mich ein bisschen unterfordert“

Gerald wurde 1983 geboren, sein Vater ist Maschinenschlosser in der Automobilindustrie, die Mutter macht eine Lehre als Schneiderin und später eine Umschulung zur Bürokauffrau. Wir können Herkunftsmilieu von Gerald – ähnlich wie bei Mario – der gehobenen, latent aufstiegsorientierten Arbeiterschaft zurechnen (Vester u. a. 2001). Das drückt sich unter anderem darin aus, dass Gerald's ältere Schwester das Gymnasium besucht. Gerald und sein älterer Bruder entscheiden sich am Ende der Hauptschule hingegen für die Lehre. Einer der Gründe dafür ist, dass Gerald's Noten in der Hauptschule und im Poly miserable sind. Die Schule interessiert ihn wenig. Sein erklärtes Ziel ist es schnell eine Lehrstelle zu bekommen. *„Also wenn ich mich voll auf die Schule konzentriert hätte, wäre es kein Problem gewesen, aber es war halt nicht der Fall“*. Er beginnt eine Lehre als Betriebselektriker bei einem Automobilhersteller. Die Berufswahl basiert nicht auf persönlichen Vorlieben, er wäre lieber Radio- und Fernsehmechaniker geworden, sondern auf dem verfügbaren Angebot auf dem Arbeitsmarkt. Die Lehrzeit habe er *„ohne Probleme hinter mich gebracht“*, das Engagement hält sich jedoch in Grenzen, er habe zu diesem Zeitpunkt einfach andere Interessen gehabt, erklärt er. *„Ja, so, mit den Freunden losziehen und so ja, dann ist halt das herinnen weniger interessant.“* Die latente Aufstiegsorientierung beginnt bei Gerald im Gegensatz zu Mario erst zu einem späteren Zeitpunkt in seiner Biographie handlungsrelevant zu werden. *„Nach der Lehre bin ich dann draufgekommen eben und hab mich dann geärgert, da hätte ich gern noch die Schule weitergemacht, im Nachhinein dann“*. Natürlich ist diese, aus heutiger Sicht rückblickende, Einschätzung nicht unmittelbar mit der damaligen Gefühlslage gleichzusetzen. Wir können hier aber einen subjektiv erweiterten Möglichkeitsraum im Hinblick auf die Bildungslaufbahn erkennen, die in seiner Berufsbiographie von Bedeutung sind und an unterschiedlichen biographischen Punkten relevant werden. Nach einigen Jahren Tätigkeit als Facharbeiter in der Instandhaltung, scheint Gerald unzufrieden mit seinen Aufgaben und Entwicklungsmöglichkeiten im Betrieb zu sein. Am liebsten macht er in der Arbeit etwas *„Anspruchsvolles“*,

Störungen beheben oder Schaltpläne verlegen. Auf die Frage hin, was ihm weniger liege, antwortet er, „ja, weniger liegen mir irgend so einfache Tätigkeit, das ist, ja, langweilig“. Auch in seinen Aufgabenbereich fallen viele dieser „langweiligen“ Tätigkeiten, „weil man da nichts überlegen braucht“, wie zum Beispiel Steckdosen zu wechseln. Er fühlt sich dafür als Facharbeiter überqualifiziert und habe auch schon Kritik diesbezüglich geäußert. „Ich hab' eh schon vorgeschlagen, das kann irgendwer machen, nein, das muss ein Elektriker machen, naja.“

Wir können hier, ähnlich wie wir das auch bei Mario beschrieben haben, sinnhafte Ansprüche an die Arbeit feststellen, die sich daran ausdrücken, dass er geistig gefordert sein möchte. In seiner Tätigkeit kann er aber seine Fähigkeiten und Kompetenzen nicht ausreichend unter Beweis stellen. So meint er resümierend über die wichtigen Dinge in der Arbeit, dass zwar das Betriebsklima und die Beziehungen zu den Kollegen eine große Bedeutung haben, aber „für mich mittlerweile, dass man herausfordernde Arbeit hat“. Nach siebzehn Jahren meint er, fühle er sich oft einfach „ein bisschen unterfordert“ im Job.

Das Thema Weiterbildung taucht für Gerald zum ersten Mal auf, als im Betrieb große Umstrukturierungen bevorstehen, weil die Auftragslage schlecht ist. Viele der Leiharbeitskräfte werden abgebaut, über Schulungs- und Weiterbildungsmaßnahmen wird versucht, die Stammebelegschaft soweit als möglich zu halten. Gerald überlegt, ob er nicht den HTL-Abschluss nachholen soll. Letztendlich habe ihm dann aber der „Anstoß“ gefehlt, meint er. Als zehn Jahre später eine neue Kündigungswelle bevorsteht, scheint das Thema wieder aktuell zu werden. Und seine Frau ermuntert ihn es doch zu probieren.

*Gerald: „Dadurch, dass auch meine Frau mich ein bisschen auch mir den Anstoß gegeben hat, sagen wir so. Also mich **unterstützt** hat und den Anstoß gegeben hat. Gesagt hat, 'Mach das ruhig, wenn du Lust hast.' Und ja, durch das, das war der Schubser, der mir gefehlt hat sozusagen, wenn ich Unterstützung hab' und so alles.“*

Die Schule dauert vier Jahre und geht von Montag bis Donnerstag. Gerald erzählt, dass er „jede freie Minute“ in der Arbeit damit verbracht hat, für die Schule zu lernen. Sobald eine Prüfung bevorsteht, muss er auch an den Wochenenden „hineinbeißen.“ Er erwartet sich nach der Schule eine Veränderung seines Aufgabenbereichs im Betrieb und auch Verbesserungen beim Gehalt. Er möchte sich zum Zeitpunkt des Interviews nicht festlegen, ob er kündigen würde, sollten seine Vorstellungen nicht erfüllt werden können.

Gerald befindet sich also nach einigen Jahren im Betrieb in einer Situation, wo er seine Ansprüche an Arbeit nur bedingt erfüllt sieht. Dass er der Dissonanz zwischen Ansprüchen und Arbeitstätigkeit im Gegensatz zu den bisher vorgestellten Fällen mit Transformationsbestrebungen begegnet, können wir auf drei begünstigende Aspekte zurückführen. Grundlegend ist zunächst eine im Herkunftsmilieu latent vorhandene Bildungsaffinität, die sich an unterschiedlichen Momenten seiner Biographie ma-

nifestiert, die aber im Gegensatz zu Mario in der Pubertät noch stärker von anderen Interessen überlagert ist, die außerhalb der Schule und des Erwerbslebens lokalisiert sind. Der Stein zur Veränderung wird schließlich durch die Lebensgefährtin ins Rollen gebracht. Die emotionale Unterstützung durch die Familie scheint wichtig für Gerald's Selbstvertrauen zu sein, diesen Schritt letztendlich wagen zu können. Nicht unwesentlich ist hier darüber hinaus der spezifische betriebliche Kontext. Das Unternehmen bietet in Phasen der geringen Auftragslage den Beschäftigten Weiterbildungsmöglichkeiten an, sie werden als Instrument eingesetzt, um die Stammebelegschaft trotz geringer Auslastung halten zu können.

„Ich hab' mich angemeldet, damit ich da raus komme, aus der Montage“

Die Geschichte von Martina enthält ebenfalls eine vertikale Aufstiegsorientierung, diese wird im Gegensatz zu Gerald unter widrigeren Umständen durchgesetzt und erfolgt auf einer anderen beruflichen Qualifikationsstufe. Bei Martina geht es darum, durch Weiterbildung der angelernten Arbeit zu entfliehen und in die Position einer Facharbeiterin zu gelangen. Martina beginnt nach der Hauptschule eine Lehre in einer Tischlerei, arbeitet jedoch nicht in der Werkstatt, sondern wird an einer Maschine angelernt, die computergesteuert Holz zuschneidet. Sie entwickelt ein Geschick im Umgang mit den technischen Anlagen, am Ende der Lehrzeit ist sie schon alleine für die Betreuung und Wartung einer Maschine zuständig. Sie arbeitet gerne in der Firma und hat auch ein gutes Verhältnis zum Chef des Unternehmens, der geringe Verdienst ist jedoch letztendlich dafür ausschlaggebend, dass sie beginnt zu überlegen, den Job zu wechseln. *„Ich hab' einen Tausender verdient und wie willst du dir da ein Auto und eine Wohnung leisten?“* Durch Überstunden kann sich Martina zwar ihr Gehalt ein wenig aufbessern, letztendlich genügt es aber nicht. Durch den Bruder ihres damaligen Lebensgefährten erfährt sie, dass bei einem großen Automobilhersteller Personal aufgenommen wird und er rät ihr, sich dort über eine Leiharbeitsfirma zu bewerben. Nach einigen Monaten des Wartens bekommt Martina schließlich eine positive Antwort und kann innerhalb weniger Tage dort ihre neue Arbeit beginnen. Mit diesem Schritt habe sie aber viel riskiert, meint Martina, *„weil es war nicht sicher, dass ich da fix übernommen werde. Wie ich da angefangen hab', war es eine fünfzig zu fünfzig Chance, aber jetzt ist es schon so, 20 Prozent ja und 80 Prozent nein.“*

Sie kommt in den Montagebereich, in dem die Arbeit stark repetitiven Charakter hat, wie wir auch Martinas Beschreibung des ersten Arbeitstages im letzten Kapitel entnehmen konnten. Die ersten Wochen verbringt sie damit, in jeder Schicht acht Stunden lang eine einzelne Schraube in ein Gehäuse zu drehen. Die überwiegend weiblichen ArbeiterInnen sind an den Rhythmus des Fließbandes gebunden. Vom Band entfernen kann man sich nur, wenn man durch eine Kollegin abgelöst wird. Der Arbeitsdruck übersetzt sich in angespannte Arbeitsbeziehungen, Martina meint, oft war es wie in einem *„Irrenhaus.“* Sie bekommt Schwierigkeiten mit einigen Kolleginnen, *„die dann hinter deinem Rücken sticheln, und wenn jeder dann mitmacht, dann hast du ein schwieriges Leben da herinnen.“* Irgendwann ist für Martina ein Punkt erreicht, wo sie damit nicht mehr zurechtkommt.

Martina: „Ich meine, ich lasse mir ja viel gefallen, aber irgendwann sag' ich, mir reicht es. Ich brauch' das nicht, ich habe das nicht notwendig. Dann hab' ich gesagt: ‚Aus!‘ Entweder ich kündige, oder ich schaue, dass ich aus der Montage raus komme.“

Martina versucht über einige Jahre sich in der Situation einzurichten und sich mit den Verhältnissen zu arrangieren. Der Leidensdruck wird schließlich jedoch zu groß. Anstatt der Kündigung entscheidet sich Martina schließlich dafür, über den Weg der Weiterbildung dem Arbeitsbereich zu entfliehen. Dieser subjektive Möglichkeitsraum wird zunächst durch eine Teilnahme an einem firmeninternen Beratungsangebot für Frauen eröffnet. In diesem Kontext werden Themen wie Vereinbarkeit, Karenz, Pension aber auch Weiterbildung angesprochen. Martina fühlt sich dadurch gestärkt und beschließt daraufhin eine Ausbildung zur CNC-Fachkraft zu absolvieren. Sie kann damit auch eine Leidenschaft im Umgang mit Maschinen wieder aufgreifen, die sie schon in der Lehrzeit als Tischlerin entwickelt hat. Sie vereinbart mit der Betriebsleitung, dass sie nach der erfolgreichen Absolvierung der Kurse von der Montage in die Fertigung wechseln kann. Ausschlaggebend für die Anmeldung zum Kurs, betont Martina, war *„dass ich da raus komme aus der Montage. Weil sonst hätte ich **keine** Chance gehabt, weil ich war sehr flexibel, ich hab' Alles können. Man hat mich überall hinstellen können.“* Dass die Veränderungsbestrebungen nicht nur bei einer theoretischen Möglichkeit bleiben und schließlich in Richtung beruflichen Aufstieg zeigen, können wir auch darauf zurückführen, dass Martinas Lebensgefährte zu diesem Zeitpunkt sich ebenfalls in Ausbildung befindet. Er absolviert gerade ein Studium. Durch die Beziehung eröffnen sich für Martina nicht nur Zugänge zu anderen Lebenswelten, sondern sie gewinnt dadurch auch emotionale Unterstützung für ihr Vorhaben, die auch in der Geschichte von Gerald von großer Bedeutung war.

Gleichzeitig bewegt sich der eröffnete Möglichkeitsraum innerhalb eines klassenspezifischen Rahmens. Was letztendlich möglich ist, wird ganz wesentlich durch die objektiven Bedingungen strukturiert. Im Gegensatz zu Gerald erhält Martina keine finanzielle Unterstützung durch den Betrieb. Sie muss die Kurse selbst bezahlen und sieht sich dadurch auch gezwungen, ein reduziertes Programm zu wählen, weil vertiefende Kurse *„einfach zu teuer“* waren. *„Das hab' ich mir nicht leisten können“*, meint sie. Die Grenzen des Machbaren werden – das zeigt das Beispiel von Martina sehr eindrücklich – sowohl entlang ökonomischer Kriterien gezogen, als auch durch den habituell geprägten Möglichkeitsraum bestimmt.

Martina: „Und wie ich dann die Umschulung gemacht hab, hab' ich dann das Programmieren auch gelernt, das ist auch besonders leiwand ((schmunzelnd)). Und wenn du dann AutoCAD⁷⁰ machst, dann lernst du, wie du aus Programmen eine Zeichnung machst, oder umgekehrt. Und das wäre halt das, was ich gern machen täte. Aber das ist halt nicht so einfach, weil ich müsste eine höhere Schule machen, dass ich da überhaupt eine Chance hätte auf dem Arbeitsmarkt. Nur

⁷⁰ AutoCAD ist eine Software zur Erstellung von technischen Zeichnungen und 3D-Modellen.

mit einem WIFI-Zeugnis⁷¹, da bist du immer hinten. Und ich sage, jetzt bin ich 31 Jahre alt. Jetzt fange ich nicht zum Studieren an, oder sonst irgendwas. Ich hab' ja keine höhere Schule gemacht, also ich müsste einmal dieses, wie heißt das denn? Bevor man studiert?

CA: Die Berufsreifeprüfung?

*Martina: Ja, das müsste ich alles erst machen. Und da hab' ich gesagt: ‚Nein.‘ Das fange ich jetzt sicher nicht an, weil irgendwann sage ich, ich will Kinder **auch** haben. Wir tun gerade ein Haus herrichten. Und zwei Hunde hab' ich auch daheim, also- nein ((lacht)). Und am Land leb' ich noch dazu, also das wäre ja jeden Tag die Hölle für mich ((schmunzelnd))“*

Sich ihren beruflichen Traum zu verwirklichen, scheitert nicht nur an den finanziellen Ressourcen, sondern auch daran, dass dieser weite Weg, den ein sozialer (Bildungs-)Aufstieg bedeuten würde, für Martina nicht machbar erscheint. Sie zählt in diesem Ausschnitt, die damit verbundenen Mühen auf, welche die Belohnung so einer Investition deutlich in den Hintergrund treten lassen.

Die Geschichte von Martina zeigt, dass mit zunehmendem Alter und Verfestigung von Lebens- und Arbeitsarrangements die Möglichkeitsräume für Bildung tendenziell verkleinern und es gerade in diesen Klassenlagen zunehmend schwieriger wird, eingeschlagene Lebenspfade zu verlassen. Der zweite Bildungsweg, wie es so schön heißt, ist im Vergleich zu den vom Bildungssystem regulär vorgesehen Verläufen mit größeren Hürden verbunden und erfordert Hartnäckigkeit. Die privaten Lebensumstände dienen Martina hier in gewisser Weise für eine Rationalisierung im Gespräch, um plausibel zu machen, warum dieser Weg nicht möglich ist. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten ist es Martina jedoch gelungen – unter der Aufbietung großer Kraftanstrengungen – ihre Umschulung erfolgreich abzuschließen und eine Position im Betrieb als Facharbeiterin zu erlangen. Sie hat nun eine Tätigkeit, die ihr Freude macht und die ihren Interessen entspricht, sie kommt gut mit den KollegInnen und den Vorgesetzten zurecht und scheint – zumindest für den Moment – an ihrem Ankunftsort zufrieden zu sein.

9.3.2 Etwas ganz anderes machen

Nachdem er den Aufnahmetest für die Schule für Kindergartenpädagogik nicht schafft, entscheidet sich Lukas für eine Lehre als Industriekaufmann. Von der Lehre zeigt er sich, ähnlich wie Mario, nicht sehr begeistert.

Lukas: „Ja die war auf und ab. Also dann zum Schluss hab' ich schon mit Kunden auch Gespräche führen dürfen und die Werksrundgänge machen. Aber am Anfang war's halt, da macht man nur Ablage und Zettelwirtschaft im Prinzip. Die ersten zwei Jahre. Also nicht wirklich, dass ich sage, ich hab' mich dann ausgekannt dort, nicht? Ich bin alle Abteilungen durchgegangen, aber dort

⁷¹ Das Wirtschaftsförderungsinstitut der Wirtschaftskammer Österreich (WIFI) bietet umfassende Kurse im Bereich der beruflichen Aus- und Weiterbildung an. Das WIFI verfügt über eine eigene Zertifizierungsstelle, die vom Bundesministerium für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft akkreditiert ist. Die Abschlüsse und Zertifikate des WIFI genießen am österreichischen Arbeitsmarkt überwiegend hohe Anerkennung.

war immer nur Ablage machen und einsortieren. War halt dann auch nicht das Wahre nicht? Ja, Beruf ist Beruf. Eine abgeschlossene Lehre hab' ich und das passt.“

Ein Jahr nach Abschluss der Lehre wird Lukas aufgrund der Wirtschaftskrise, wie es heißt, gekündigt, „das war das Einzige was sie gesagt haben, wegen der Wirtschaftskrise, können sie mich nicht weiterhalten“. Weil er dem Beruf auch nur bedingt verbunden ist, scheint ihn die Kündigung zunächst auch „nicht so gestört“ zu haben. Viele junge Menschen sind in dieser Zeit von Arbeitslosigkeit betroffen, die allgemeine Wirtschaftslage macht es für Lukas schwer, eine andere Stelle zu bekommen. Er möchte die Zeit der Arbeitslosigkeit nutzen und Schulungen besuchen, diese werden vom Arbeitmarktservice jedoch nicht genehmigt.

Lukas: „Sie wollten mich in einen Computerkurs setzen. Sag' ich, 'Seids mir nicht böse, aber ich bin gelernter Industriekaufmann, ich kenne mich ein bisschen mit Computern aus. Das brauch ich nicht, das interessiert mich nicht.' Da waren sie dann kurz davor, dass sie mir die Arbeitslosen kürzen.“

Es gelingt Lukas aber schließlich mit dem Betreuer zu vereinbaren, dass er sich selbstständig um die Bewerbungen kümmern kann und keine dieser Kurse besuchen muss. Er wohnt zu diesem Zeitpunkt noch zu Hause und hat zumindest finanziell keine Sorgen. Zu schaffen macht ihm der Gedanke, dass er nirgendwo gebraucht wird, obwohl er arbeiten gehen möchte.

*Lukas: „Und wenn dann eine Absage nach der anderen eintrudelt, dann ist das halt schon hart. Überhaupt mit zwanzig Jahren, nicht? Wo du dir denkst, 'Hallo, irgendwas muss es ja geben?' Aber überall wollen sie **Matura** haben, wurscht bei was für einem Beruf, muss überall schon fast die Matura dabei sein. Die hab' ich nicht gehabt und ich war nie so, dass ich sage, ich brauch sie, weil wenn ich arbeiten gehen will, müsste ich auch so eine Arbeit finden, nicht?“*

Die Arbeitslosigkeit ist eine große Belastung für ihn. Nicht nur wegen der grundsätzlichen negativen Auswirkungen, die Arbeitslosigkeit mit sich bringt (Jahoda, Lazersfeld, und Zeisel 1960) – wie das hier angesprochene Gefühl der Nutzlosigkeit – sondern weil er damit auch den milieuspezifischen Anforderungen und Erwartungen (wir erinnern uns an die latenten Erwartungen aus der Familie „eine Arbeit brauchst“) nicht gerecht werden kann. Wenn es eine Notwendigkeit darstellt eine Arbeit zu haben, dann wirkt die Tatsache, keine Arbeit zu bekommen, doppelt schwer. Er erklärt sich die Situation mit seiner fehlenden Ausbildung, der Arbeitsmarkt verlange höhere Qualifikationen, die er nicht vorweisen könne.. Gleichzeitig drückt sich darin auch eine Entwertung eines spezifischen kulturellen Kapitals der ArbeiterInnen-Klasse aus, das sich in Zeiten wirtschaftlicher Krisen noch zunehmend verschärft. Sind die Arbeitsplätze knapp steigt das erforderliche Anforderungsprofil, weil das Angebot ohnehin die Nachfrage bei weitem übersteigt.⁷²

Lukas berufliche Möglichkeiten sind in dieser Situation drastisch reduziert. Neben unterschiedlichen Bewerbungen versucht er es auch im Unternehmen, bei dem die Eltern beschäftigt sind, obwohl er

⁷² vgl. dazu auch Bittlingmayer im Trendreport 1/2015, 12f. (http://www.forba.at/data/downloads/file/1043-Trendreport_1-2015_Webversion.pdf - 20.1.2016).

weder in der Produktion noch in dem Betrieb, wo so viel „*Verwandtschaft*“ ist, arbeiten wollte, wie er meint. Er hofft, dass vielleicht sein Vater als Betriebsrat Möglichkeiten hat, ihm eine Stelle zu verschaffen. Aber auch hier bekommt er eine Absage. Es gelingt ihm schließlich über Kontakte zum Bürgermeister eine auf sechs Monate befristete Stelle bei der Gemeinde zu bekommen, wo er im Baubereich aber auch als Gärtner eingesetzt wird. Nach weiteren Monaten der Arbeitslosigkeit bekommt er schließlich eine Stelle im Betrieb der Eltern angeboten. Eine Chance, die er sofort ergreift. Er arbeitet nun in angelernter Position in der Vorstufe der Produktion, wo die Fäden für die Weberei vorbereitet werden.

Wir können den Ausbildungs- und Berufsverlauf von Lukas als Versuch interpretieren, dem sozialen Erbe der Eltern zu entfliehen. Wir können beobachten wie Lukas sich immer wieder bemüht, seine Wünsche durchzusetzen. Die latenten Erwartungen aus dem Milieu, die er auch zu seinen eigenen Ansprüchen macht, in Verbindung mit einer drastischen Reduktion der objektiven Möglichkeiten aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage führen jedoch dazu, dass Lukas Schritt für Schritt auf die Laufbahn der Eltern gezogen wird. Bemerkenswert ist hier, dass er seine ursprünglichen Pläne nicht gänzlich aufgegeben. Wir finden, wie auch bei Patrick und Florian, eine Spannung zwischen einem sich Einfügen und Anpassen und der Möglichkeit eines „Ausstiegs“, die bei Lukas aber konkretere Schritte zeigt.

Bei Lukas können wir ähnlich wie bei Doris, Robert oder Florian eine habituelle Disposition für körperliche Arbeit feststellen, die es ihm ermöglicht am Arbeitsplatz in der Industrie anzudocken und die Tätigkeit als einigermaßen akzeptabel zu erleben. Diese latente körperorientierte Arbeitshaltung wird durch die Arbeitslosigkeit und die darauffolgenden Berufserfahrungen zum Vorschein gebracht, wie seine Antwort auf die Frage, ob er im Betrieb des Vaters Möglichkeiten gehabt hätte, als Industriekaufmann im Büro aufgenommen zu werden, deutlich macht:

*Lukas: „Ich wollte dann auch überhaupt nicht mehr ins Büro. Das wäre dann auch wieder zu langweilig, weil ich dann das gesehen hab' was ich auf der Gemeinde getan habe. Da hab' ich trotzdem ein bisschen mehr, war die ganze Zeit in der frischen Luft. Ich meine, dass bin ich jetzt zwar **nicht**, aber es ist trotzdem etwas anderes als du sitzt den ganzen Tag, oder du **bewegst** dich. Müde wirst du so oder so. Da wirst du vom Sitzen fast müder, als wenn ich jetzt acht Stunden arbeite, also wirklich, auf einer Maschine bin oder sonst irgendwas tue. Ich würde mich nicht mehr hineinsetzen in ein Büro.“*

Auch Lukas betont hier den positiven Aspekt der Bewegung. Für ihn sei das weniger anstrengend und ermüdend als die Bürotätigkeit. Auch wenn es ihm in den ersten Tagen schwerfällt, sich auf die harten Arbeitsbedingungen im neuen Betrieb einzustellen. „*Es war zwar relativ schwer zum Lernen aber am Anfang, wenn du nur Büro und im Prinzip keine schwere Tätigkeit gemacht hast, da kommst du schnell außer Atem, nicht?*“ Ähnlich wie auch bei Florian führt ein Arbeitsplatzwechsel dazu, dass

eine körperorientierte Arbeitshaltung wieder stärker zum Vorschein kommt und es ihm auch ermöglicht mit dieser beruflichen Veränderung umzugehen, für sich etwas Positives daraus zu ziehen. Gleichzeitig hält er sich die Möglichkeit offen jederzeit aufhören zu können.

Lukas: „Ich hab' auch gesagt, wenn's mir da herinnen nicht taugt, hör' ich auf. Das traue ich mich wirklich, dass ich sage, wenn ich nimmer kann, selber, von mir aus, weil ich sag', ich kann einfach nicht mehr, ich will nicht mehr, hör' ich auf“.

Er hat seinen Traum mit Kindern zu arbeiten nicht aufgegeben. Gemeinsam mit seiner Freundin, die Lehrerin in einer Volksschule ist, überlegt er irgendwann einmal eine private Kinderlerngruppe zu gründen. Es handelt sich dabei um eine österreichische Initiative, die außerhalb des institutionellen Bildungssystems operiert, und damit Möglichkeiten für Quereinsteigende, wie Lukas, bietet, eine Lerngruppe zu gründen. Es werden hier Chancen für Lukas eröffnet, die über den institutionellen Rahmen des Bildungssystems verschlossen sind. Lukas schafft sich damit in gewisser Weise auch selbst Möglichkeitsräume, die ihm sonst verwehrt sind. Das institutionalisierte kulturelle Kapital seiner Freundin ist hier noch zusätzlich von Vorteil, wie auch Lukas selber meint. Unabhängig davon wie realistisch diese Pläne in ihrer Umsetzung sind, geben sie ihm doch ein Gefühl von Kontrolle und Selbstermächtigung. Auch wenn Lukas natürlich einiges von den Jugendlichen aus den französischen *Banlieues* unterscheidet, die Bourdieu in der Studie „Das Elend der Welt“ sprechen lässt, so wird auch in seiner Geschichte die „starre Gewalt‘ des Laufs der Dinge präsent“ (Bourdieu 2010b, 72), der in die „unerbittlichen Mechanismen des Arbeitsmarkts, des schulischen Markts [...]“ eingeschrieben ist. Dieser „Unabwendbarkeit“ des Klassenschicksals versucht Lukas mit aller Kraft entgegenzuhalten und den Zugkräften der Herkunftsklasse Widerstand zu leisten. Ein Zitat aus der Studie von Baethge et al. scheint Lukas Lage gut auf den Punkt zu bringen: „Trotz aller Ambivalenzen widerstehen sie dem Druck, sich in ihr Schicksal zu fügen und betrachten ihre Situation als Zwang, dem sie sich aktuell unterwerfen müssen, den sie zugleich aber aufzuheben trachten“ (Baethge u. a. 1988, 118).

9.4 Zusammenfassung

Das Kapitel macht deutlich, dass sich die Dialektik von Position und Disposition zwar durchaus als Passung präsentieren kann, es sich dabei aber um ein fragiles Verhältnis handelt, das im Zeitverlauf Wandlungen unterliegt. Dissonanzerfahrungen, die aus einem Konflikt zwischen Ansprüchen und Wirklichkeit, Erwartungen und Bedingungen, entstehen, erweisen sich als wesentlicher Bestandteil dieser Dialektik. Die Hintergründe für dafür sind vielfältig. Sie können in den objektiven Bedingungen verorten sein, wie veränderten Arbeitsbedingungen (Restriktionen, steigender Arbeitsdruck, verändertes Schichtsystem usw.) oder auch Schwierigkeiten mit KollegInnen oder Vorgesetzten. Sie können aber auch stärker durch die subjektive Seite motiviert sein, wie eine Veränderung von Ansprüchen (lange Betriebszugehörigkeit, Veränderung von Lebensumständen usw.). Interessant sind hier

insbesondere jene Fälle, bei welchen die Dissonanzen mit einem Weiterwirken von im biographischen Verlauf einmal eröffneten subjektiven Möglichkeitsräumen in Verbindung gebracht werden können, für die es zu einem früheren Zeitpunkt jedoch keine Realisierungsmöglichkeiten gab, wie zum Beispiel bei Mario, Florian oder Lukas.

Die Befragten versuchen diese Dissonanzen, abhängig von den zur Verfügung stehenden Ressourcen und Bedingungen, auf unterschiedliche Weise zu lösen und zu bewältigen. Eine Strategie zielt darauf ab, sich in der Situation einzurichten und Ansprüche den Bedingungen anzupassen. Zum einen in dem aus der „Not eine Tugend“ gemacht wird, indem auch in einer gewissen Selbstrationalisierung vorhandene Veränderungswünsche als unwahrscheinlich und damit ungeeignet klassifiziert werden. Zum anderen ist sie verbunden mit einem in der Klasse verankerten pragmatischen Zugang zur Arbeit, der die sinnhafte Bedeutung von Arbeit zurüknimmt und den Lohnarbeitscharakter von Arbeit betont. Dieser Haltung kommt auch eine Schutzfunktion zu, die vor einer psychischen Destabilisierung durch eine Verletzung von Ansprüchen und Verwehrung von Anerkennung bewahren kann. Gerade in diesen Fällen ist der Zwang der objektiven Bedingungen am deutlichsten zu spüren. Andere Befragte verlagern nicht befriedigbare Ansprüche vom Arbeitsplatz in andere Bereich, wie zum Beispiel die Musik oder Gewerkschaftsarbeit. Diese Kompensationsstrategien tragen letztendlich aber ähnlich wie die Adaptionsstrategien zu einer Einfügung in die bestehende Situation bei. Darüber hinaus gibt es Fälle in denen versucht wird über eine Veränderung der Situation eine Angleichung von Ansprüchen und Bedingungen herzustellen. Die Mittel dazu sind berufliche Weiterbildungen, die auf einen vertikalen Aufstieg oder eine horizontale Veränderung des Berufsfeldes gerichtet sind. Die Transformationsbestrebungen werden hier, ähnlich wie auch beim Übergang von der Schule in die Arbeitswelt, durch ein Wechselspiel von objektiven und subjektiv wahrgenommenen Möglichkeiten strukturiert. Betriebliche Rahmenbedingungen spielen hier ebenso eine Rolle wie ökonomische Ressourcen oder die emotionale Unterstützung durch Lebensgefährten oder Lebensgefährtinnen.

Die Umgangsformen der Befragten machen deutlich, dass die Dialektik von Position und Disposition sich nicht nur aus den betrieblichen Kontexten heraus erklären lässt, sondern dass sie ganz maßgeblich von unterschiedlichen sozialen Felder beeinflusst wird, in welche die Individuen eingebettet sind. Die Familie kann beispielsweise eine wichtige Motivation und Unterstützung sein, eine Weiterbildung aufzugreifen, sie kann aber auch ein zentraler Grund dafür sein, dass Veränderungen als unmöglich oder unrealisierbar erscheinen. Sei es aufgrund von Betreuungsverpflichtungen oder einer finanziellen Verantwortung, die keine Phasen der (Arbeitsmarkt-)Unsicherheit und Einkommensverlusten erlauben.

Die Geschichten geben Einblick in die Dynamik innerhalb dieses spezifischen Segments im sozialen Raum und verweisen auf die Heterogenität der Verläufe und Positionen. Gleichzeitig wird auch deutlich, dass den Bewegungen eine unsichtbare Grenze eingeschoben ist, welche die Möglichkeitsräume für diese Veränderungsbestrebungen strukturiert. Diese Grenze hat einerseits mit der methodischen

Anlage der Studie und der Auswahl der Zielgruppe zu tun (es wurden keine ArbeiterInnen befragt, welche diese durchbrochen haben). Andererseits verweist sie doch auf die wirksamen Mechanismen der Klassenreproduktion, welche die Veränderungsbestrebungen im Bereich der Klassenlaufbahn kanalisieren und damit zu einer Klassenpositionsverfestigung beitragen.

10 Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die vorliegende Studie hatte zum Ziel, die Wirkungsmechanismen sozialer Klasse im Leben junger ArbeiterInnen in der österreichischen Industrie herauszuarbeiten und damit auch wieder eine Klassenperspektive für die Arbeitssoziologie fruchtbar zu machen. Der subjektorientierte Wandel innerhalb der Disziplin hat zweifellos dazu beigetragen, die Arbeitssubjekte mit ihren Praktiken und Deutungen stärker in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken, gleichzeitig hat der Verlust der Klassenperspektive vor dem Hintergrund eines individualistischen Wandels dazu geführt, die soziale Genese der Subjekte aus dem Blick zu verlieren. Dieser Verlust ist insofern problematisch, als dadurch Phänomene sozialer Ungleichheit nicht mehr angemessen erfasst werden können. Anhand der Fallgeschichten von zwanzig jungen ArbeiterInnen aus der Industrie wurde gezeigt, was man gewinnen kann, sich arbeitssoziologischen Fragestellungen mit einer Bourdieuschen Perspektive zu nähern. Die Auswahl der Befragten und der Fokus der Forschung lenken dabei den Blick auf die Wirkung von Klasse in der Reproduktion sozialer Verhältnisse. Die Studie geht der Frage nach, wie ArbeiterInnen zu ArbeiterInnen geworden sind und wie soziale Herkunft ihr ArbeiterInnen-Sein strukturiert. Der Bogen spannt sich damit vom Übergang von der Schule in die Arbeitswelt mit dem Beginn einer Lehre, über die Auseinandersetzungen am Arbeitsplatz bis hin zur stärker in die Zukunft gerichteten Frage nach der Verfestigung sozialer Positionen.

10.1 Soziale Klasse als strukturierender Mechanismus

Die Fallgeschichten zeigen, dass soziale Klasse einen zentralen Strukturierungsmechanismus im Übergang von der Schule in die Arbeitswelt darstellt. In einem Wechselspiel aus objektiven Bedingungen und subjektiven Dispositionen entfaltet sich ein Möglichkeitsraum, der die Wege der jungen ArbeiterInnen in eine ihrer sozialen Herkunft wahrscheinliche Richtung zieht. Das Bildungssystem mit seinen Anforderungsstrukturen schafft für Kinder aus bildungsfernen Milieus Bedingungen, die

insbesondere die Einmündung in eine weiterführende höhere Schule nach der Sekundarstufe II unwahrscheinlich werden lassen. Das geschieht, indem systematische Leistungsunterschiede produziert werden, die in das objektive Kriterium der Noten gegossen scheinbar eine objektive Grundlage für die Entscheidung für die Lehre bieten. Gleichzeitig schreiben sich diese Unterschiede in die Selbstwahrnehmung der Subjekte ein und statten sie mit einem Gefühl aus, für einen längeren Verbleib im Bildungswesen nicht geeignet zu sein. Daraus erwachsen Deutungsmuster und Selbstdefizitzuschreibungen, die den Ausschluss von bestimmten sozialen Orten plausibel machen (*„ich war zu faul“*, *„das war nichts für mich“* etc.). Außerdem sind klassenspezifische Relevanzsysteme von Bedeutung, welche eine Entscheidung für die Lehre und damit einen raschen Eintritt in das Arbeitsleben – auch unabhängig von schulischen Leistungen – zur unhinterfragten bzw. unhinterfragbaren Selbstverständlichkeit werden lassen (*„ich wollte gleich Geld verdienen“*, *„Schule hat mich nicht interessiert“*, *„mir hat immer schon mehr das Handwerkliche getaugt“* etc.). Diese Anziehungskraft der Arbeitswelt ist, neben den Ausschließungsmechanismen des Bildungssystems, zentral für das Verständnis der Entscheidungen, die an dieser Schnittstelle getroffen werden. Diese Sogwirkung gründet einerseits auf habituell geprägten Präferenzen für „praktisches“ Arbeiten, also körperliche Tätigkeiten, die mit einer Ablehnung von „geistigen“, im Sitzen verrichteten Tätigkeiten verbunden ist. Die Prägung entsteht durch eine frühe Vertrautheit im Umgang mit körperorientierten Arbeitsformen, die je nach familiärem Hintergrund (kleinbürgerlich, bäuerlich, proletarisch) unterschiedliche Gestalten annehmen kann. Andererseits wirkt auch der in diesem Milieu verankerte hohe Stellenwert von Erwerbsarbeit als Zugkraft, über sie werden Anerkennung und Legitimität vermittelt. Für sich selbst (und die Familie) sorgen zu können, produktiv tätig zu sein (anstatt „nichts“ zu tun), sind wichtige Werte, die sich unter anderem aus der sozialen Lage speisen, die Erwerbsarbeit in dieser Klassenlage stärker in seiner existentiellen Notwendigkeit präsent werden lässt.

10.1.1 Soziale Reproduktion als brüchiger Prozess

Die empirischen Daten machen deutlich, dass sich die Reproduktion der sozialen Ordnung nicht konfliktfrei vollzieht. Es gibt Fälle, bei denen – wie auch im Modell von Bourdieu – die subjektiven Erwartungen an die objektiven Chancen angepasst sind und sich der Übergang innerhalb eines klassenspezifischen Möglichkeitsraums entfaltet. Im Gegensatz dazu gibt es aber auch Fälle, bei denen es zunächst zu einer Erweiterung des subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsraums kommt, die soziale Herkunft die Befragten schließlich aber doch wieder auf die Klassenlaufbahn zieht. Die Ursachen für die Erweiterung können aufgrund des Materials nicht erschöpfend rekonstruiert werden, es lassen sich jedoch einige zentrale Aspekte festhalten. Erstens können Aufstiegs motive mit einer, gemessen am kulturellen und ökonomischen Kapital, höheren Positionierung der Eltern im sozialen Raum in Verbindung gebracht werden, die sich bei den Kindern in einer Bildungsaffinität materialisiert. Zweitens können klassenuntypische Wege Teil von Ausbruchsversuchen aus schwierigen sozi-

alen Verhältnissen (Kupfer 2015) bzw. Abgrenzungsversuche gegenüber dem „sozialen Erbe“ der Eltern (Bourdieu 2010a) darstellen. Schließlich können die Erweiterungen auch als Folgen einer Strukturveränderung des sozialen Raumes interpretiert werden, wie der Verschiebung der Branchenstruktur vom sekundären in den tertiären Sektor und die damit verbundene Bildungsexpansion. Während in einigen Fällen die Erweiterung ein gedankliches Experiment bleibt, werden in anderen konkrete Schritte in Richtung Bildungsaufstieg gesetzt. In dem Moment, als sich die Türen des Bildungssystems jedoch wieder zu schließen beginnen, tragen die latent vorhandenen klassenspezifischen Dispositionen, gestützt durch milieuspezifische Erwartungen, dazu bei, die Befragten wieder auf einen klassenadäquaten Pfad zu lenken und es wird nicht nach alternativen Realisierungsmöglichkeiten gesucht. Darüber hinaus stellen inkorporierte Denkschemata eine Deutungsfolie bereit, die es den Befragten erlaubt, ihren Schritt in die Lehre als richtig und legitim zu empfinden.

Die Daten verweisen also auf zwei Wege, über welche die Befragten zur Lehre gelangen. Einerseits haben wir es mit einer *ungebrochenen Klassenreproduktion* zu tun, bei welcher die Erwartungen der Befragten an die objektiven Chancen angepasst sind und damit innerhalb der für die Klasse typischen, weil wahrscheinlichsten, Verläufe bleiben. Der zweite Weg führt über Umwegen zum Beginn einer Lehre. Diese *gebrochene* Form der Klassenreproduktion entsteht durch eine Erweiterung des subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsraums, der in Richtung eines sozialen Aufstiegs zeigt. Die Flugbahn wird jedoch durch die Anziehungskraft der Klasse wieder auf den typischen Weg gelenkt. Neben den schulischen Anforderungs- und Ausschließungsmechanismen sind es insbesondere die inkorporierten Erfolgsaussichten verbunden mit latenten Erwartungen aus dem Herkunftsmilieu, welche die Abkehr von der Schule und die Entscheidung für die Lehre nicht nur notwendig, sondern auch vernünftig erscheinen lassen.

10.1.2 Sich am Arbeitsplatz beheimatet fühlen

Die soziale Herkunft prägt nicht nur die Bildungs- und Erwerbsverläufe und zieht die Subjekte an entsprechend ihrer Startposition wahrscheinliche (Berufs-)Positionen, sondern strukturiert auch die Auseinandersetzung der Befragten mit ihrem Arbeitsplatz. Die Einfügung an diesen Orten können wir als Aushandlungsprozesse zwischen subjektiven Ansprüchen und Arbeitsbedingungen begreifen. Die Studie untersucht diese Passungskonstellationen anhand der Arbeitstätigkeit und der Arbeitsbeziehungen. Deutlich wird, dass im Hinblick auf den Bezug zur Arbeitstätigkeit eine habituell verankerte körperorientierte Anspruchshaltung im überwiegenden Teil der Fälle die Grundlage für die Etablierung einer Passung darstellt. Diese Präferenz kann unterschiedliche Gestalt annehmen und wird nicht nur durch die familiäre Sozialisation, sondern auch durch die späteren beruflichen Kontexte geformt. Neben einer handwerklichen Ausprägung, die sich insbesondere an der Verwendung von Werkzeugen festmacht, finden wir eine stärker an der (männlichen) Muskelkraft orientierte Variante, bei welcher der Körper zum zentralen Element in der Herstellung von Gütern wird.

Sie zeigt sich schließlich in seiner rudimentärsten Form im Wunsch nach einer Bewegung des Körpers, der Füße und Hände, was im Gegensatz zu Tätigkeiten, in denen der Körper stillsteht, als anregend empfunden und mit Abwechslung in Verbindung gebracht wird. Diese Dispositionen stehen im Einklang mit den Tätigkeitsmerkmalen der industriellen Arbeitsplätze, an welchen – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – manuelle Arbeit nach wie vor bedeutsam ist. Wie diese beiden Aspekte jedoch konfiguriert sind, ist individuell und situativ unterschiedlich ausgestaltet und muss im Laufe der Berufsbiographie immer wieder bearbeitet werden. Es handelt sich also um ein dynamisches Verhältnis, das aufgrund von Veränderungen der subjektiven wie auch der objektiven Seite Wandlungen unterworfen ist. Ein Berufswechsel zählt hier wohl zu den augenscheinlichsten Gründen, aber auch Veränderungen der individuellen Ansprüche nach langer Betriebszugehörigkeit können wir beispielsweise dazu zählen. Diese Passungskonstellationen sind auch durch Aspekte des Geschlechts vermittelt. Gerade in männerdominierten Branchen wird Frauen eine derartige Passung abgesprochen, ihre Fähigkeiten, die gestellten Aufgaben meistern zu können, in Frage gestellt. Der habituell geprägte körperorientierte Bezug zur Arbeit dient den Frauen als Ressource, um sich das eigene Hingehören gegenüber männlichen Ausgrenzungen plausibel zu machen und als legitim zu begründen.

Die Daten verweisen aber auch auf Konstellationen der Dissonanz zwischen Ansprüchen und Arbeitsinhalten. Diese kann trotz einer körperorientierten Arbeitshaltung entstehen, wenn die berufliche Veränderung zu radikal ist, als dass sie mit den verfügbaren Dispositionen in einer Weise bearbeitet werden könnte, die einen sinnvollen Bezug zur neuen Arbeit erlauben würde. Anders gelagert sind Nicht-Passungen, bei welchen subjektiv-sinnhafte Ansprüche an Arbeit im Vordergrund stehen, die sich insbesondere im Wunsch nach „geistiger“ Herausforderung ausdrücken und unter den Bedingungen eines industriellen Arbeitsplatzes nur bedingt eingelöst werden können. Verbunden damit ist eine Abgrenzung gegenüber körperlichen Tätigkeiten, die als unterfordernd, langweilig, kräfte-raubend, schmutzig usw. erlebt werden. Diese Disharmonie hat verschiedene Gründe. Erstens kann sie durch sozialen Abstieg hervorgerufen werden, aufgrund dessen der Habitus auf ein ihm fremdes Berufsfeld trifft, für das er nicht die geeigneten Orientierungen mitbringt. Zweitens kann eine verlängerte Bildungslaufbahn zu einer Entfremdung des Habitus vom Herkunftsmilieu und damit einer Veränderung der Ansprüche führen, die bei einer Rückkehr auf die Klassenlaufbahn in ihren Realisierungsmöglichkeiten eingeschränkt sind. Diese anders gewichteten Ansprüche können aber auch ohne längeren Verbleib im Bildungswesen herausgebildet werden, finden aber durch die Restriktion der Möglichkeitsräume auf das Segment der angelernten Arbeit nur begrenzte Realisierungschancen.

Der soziale Rucksack ist aber auch bedeutsam, wenn es um die Eingliederung in ein soziales Umfeld im Arbeitskontext geht. Eine gute Einpassung kann gelingen, wenn es eine Übereinstimmung zwischen den individuellen (habituell geprägten) Werthaltungen und jenen der Gruppe gibt, wie es sich beispielweise in einem geteilten Humor oder Leistungsethos ausdrücken kann. Über diese geteilten Werte wird nach innen Zusammenhalt hergestellt und nach außen hin eine Abgrenzung gegenüber

anderen Gruppen (Schichten, Abteilungen, Beschäftigtengruppen etc.) markiert. Der Einfügungsprozess kann auch von Konflikten begleitet sein, wenn diese Passung aufgrund einer habituellen Entfremdung etwa durch einen längeren Aufenthalt im Bildungswesen nicht unmittelbar gegeben ist und beispielsweise die geltenden Codes der Sprache nicht entsprechend entziffert werden können. Schwierigkeiten sind auch dort auszumachen, wo es geschlechterstereotype Zuschreibungen den Frauen erschweren, sich in männerdominierten Arbeitsumfeldern zu etablieren. Die zahlenmäßige Unterrepräsentanz von Frauen nötigt ihnen eine Sichtbarkeit auf, die sie als „andere“ markiert. Vielfach werden sie von den männlichen Kollegen als Eindringliche in einen geschützten Erfahrungsraum betrachtet, der im täglichen Umgang auch verteidigt werden will.

10.1.3 Verfestigung von Klassenpositionen

Abschließend wirft die Studie ausgehend von den Passungsverhältnissen am Arbeitsplatz einen Blick darauf, wie die Befragten mit Erfahrungen der Dissonanz umgehen. Diskrepanzen zwischen Anspruch und Realität lösen Gefühle des Unbehagens, der Unzufriedenheit aus und verlangen nach einer Bearbeitung, für welche unterschiedliche Ressourcen und Möglichkeiten zur Verfügung stehen.

Es wurden zunächst unterschiedliche Praktiken identifiziert, die darauf ausgelegt sind, sich trotz empfundener Ambivalenzen und Spannungen zwischen Ansprüchen und Realität in einer Arbeitssituation einzurichten. Diese Adaptionstrategien können darauf abzielen, aus der „Not eine Tugend“ zu machen, in dem man, so wie auch Bourdieu schreibt, dem „Unausweichlichen den Segen“ (Bourdieu 2012, 167f.) erteilt. Diese Einfügung wird unterstützt durch einen im Milieu verankerten pragmatischen Umgang mit Arbeit, der insbesondere den Lohnarbeitscharakter von Erwerbsarbeit hervorstreicht, sich aber nicht in der Logik der Instrumentalismus-These (Goldthorpe u. a. 1968) darauf reduzieren lässt. Wir können diesen Pragmatismus mit Bezug auf Willis als „Durchdringung“ (Willis 2013, 166f.) der realen Verhältnisse interpretieren, die mit der latent vorhandenen Erkenntnis verbunden ist, dass Erwerbsarbeit aufgrund der sozialen Lage eine Notwendigkeit darstellt, der man sich nicht ohne weiteres entziehen kann. Es ist etwas, das gemacht werden „muss“ (Thomas), damit man sein Leben „finanzieren“ kann (Florian), weil die Aussicht auf einen „Lotto-Sechser“ (David) utopisch ist. Das bedeutet eben auch, keine Ansprüche und Erwartungen auf einen Arbeitsplatz zu richten, der diese nicht erfüllen kann. Diese vordergründig instrumentelle Orientierung stellt eine Umdeutungsleistung dar, die wir auch als wirksamen Schutz vor psychischen Verletzungen durch entfremdete Arbeit, aber auch Entwertungserfahrungen oder Gefühlen der Ausweglosigkeit interpretieren können. Dieser Pragmatismus erweist sich vor allem in Situationen, in denen Ansprüche an Arbeit nicht realisiert werden können und eine Veränderung der Situation außerhalb des Machbaren und Möglichen liegt, als nützliche Bewältigungsstrategie. Gleichzeitig scheint damit aber auch wider-

ständiges Handeln außer Reichweite zu rücken. Der Habitus stellt also eine Ressource dar, Herausforderungen meistern zu können, kann aber auch eine Barriere dafür bilden, andere – auch widerständige – Auseinandersetzungsformen anzudenken.

Eine zweite Möglichkeit, mit Erfahrungen der Nicht-Passung umzugehen, stellen Kompensationsstrategien dar, die darauf abzielen, die Realisierung von Ansprüchen in andere Bereiche zu verlagern. Als Beispiele dafür wurden kulturelles Engagement (außerbetrieblich) und Gewerkschaftsarbeit (innerbetrieblich) geschildert. Hier werden subjektiv-sinnhafte Erwartungen aber auch Bedürfnisse nach Anerkennung außerhalb des Arbeitsplatzes realisiert.

Diese Adaptionsstrategien, die letztlich auf eine Einfügung am Ankunftsort abzielen, unterscheiden sich von Bestrebungen, eine Nicht-Passung zwischen Ansprüchen und Arbeitsbedingungen über die Veränderung der Arbeitssituation zu lösen. Diese Transformationsbestrebungen können vertikal auf einen beruflichen Aufstieg innerhalb der Fachrichtung orientiert sein oder horizontal auf einen Berufswechsel abstellen. Ähnlich wie an der Schnittstelle zwischen Schule und Arbeitswelt entfalten sich diese Wege wieder in einer Dialektik aus subjektiven und objektiven Möglichkeitsräumen. Das soziale Umfeld, insbesondere Familie und LebensgefährtInnen, ist hier bedeutsam sowohl im Hinblick auf emotionale Unterstützung als auch im Aufzeigen von Möglichkeiten. Auch unterstützende betriebliche Rahmenbedingungen, wie die Übernahme von Ausbildungskosten, Arbeitsplatzsicherheit usw., können Möglichkeitsräume schaffen. Gleichzeitig offenbaren sich hier auch die zeitlichen, emotionalen und finanziellen Belastungen, die der zweite Bildungsweg und eine berufliche Weiterqualifizierung parallel zur Erwerbstätigkeit mit sich bringen und für viele eine Hürde darstellen.

Welche Bewältigungsstrategien die Befragten wählen bzw. wählen können, ist letztlich wiederum abhängig von den objektiven Bedingungen und den Dispositionen. Sie bestimmen nicht nur den Rahmen der Alternativen, die überhaupt in Betracht gezogen werden, gleichzeitig aber auch die Chancen, andere Wege tatsächlich einschlagen zu können. Hier offenbaren sich in vielen Fällen die während des Übergangs zur Schule erweiterten Möglichkeitsräume als wichtige Antriebsfeder für Veränderungen aber auch Kompensationsstrategien. In vielen Fällen bleibt der Möglichkeitsraum jedoch durch ökonomische Bedingungen (Arbeitsmarkt, Arbeitsangebot etc.) aber auch die familiären Verhältnisse begrenzt und befördert Tendenzen in Richtung eines Einfügens.

Durch die Auseinandersetzung mit Erfahrung von Dissonanz werden letztendlich auch Fragen des Hierbleibens (sich einfügen und einrichten) oder des Gehens (ausbrechen, verändern) aufgeworfen, die wiederum auf Prozesse der Klassenreproduktion verweisen. Im Kampf um Positionen und Ressourcen versuchen AkteurInnen unbewusst ihre Position im sozialen Raum zu halten bzw. zu verbessern (Bourdieu 1981a, 196). Auf einer mikrosoziologischen Ebene können wir bei den Befragten der Studie eine (momentane) Klassenpositionsverfestigung beobachten (die auch in der Auswahl der Fälle begründet liegt). Die Veränderungsmöglichkeiten entsprechen dem klassenspezifischen „Sinn

für Grenzen“ (Bourdieu 1987a, 734), welcher der Habitus entstehen lässt. Innerhalb dieser Grenzen können wir jedoch eine große Bandbreite in der Ausgestaltung der Berufspositionen feststellen, welche auf die Heterogenität innerhalb der ArbeiterInnenschaft verweist. Während einige der Befragten nach der Ausbildung in einer angelernten Position in der Industrie gelandet sind, haben andere einen durchaus beachtlichen Aufstieg innerhalb des Berufs gemacht (Lehre mit Matura, Meisterprüfung) bzw. befinden sich gerade in einer entsprechenden Weiterbildung (Berufsreifeprüfung).

10.1.4 Zwischen Beheimatung und Ausweglosigkeit

Das Reproduktionsmodell von Bourdieu gerät unweigerlich in Konflikt mit einem in der öffentlichen Meinung weit verbreiteten Aufstiegsimperativ. Die Vorstellung, dass kognitive Strukturen, also unsere Wünsche und Erwartungen, an die objektiven Strukturen und sozialen Bedingungen angepasst sind und uns damit an bestimmte Positionen lenken, scheint auf den ersten Blick eine Restriktion darzustellen, die gerade in einer Gesellschaft, die sich daran gewöhnt hat, das eigene Leben als freigestaltbar wahrzunehmen, innerlichen Widerstand hervorruft.

Die Wirkung von sozialen Strukturen ist dann in erster Linie als Zumutung für die Individuen, als Einschränkung ihrer Entwicklungsmöglichkeiten. Dennoch ist es wichtig, zu erkennen, dass es für subjektive Gefühle der Zufriedenheit und des psychischen Wohlbefindens wichtig ist, an einem Arbeitsplatz zu sein, an dem man sich entsprechend seinen Fähigkeiten einbringen kann, man sich weder über- noch unterfordert fühlt und Anerkennung erfährt. In den Interviews drückt sich das darin aus, dass die Befragten erzählen, gerne zur Arbeit zu gehen, dass ihnen die Arbeit (aus unterschiedlichen Gründen) Freude mache, dass eben alles „passt“. Dieses Gefühl können wir als Beheimatung bezeichnen, um etwas freier übersetzt einen Begriff von Bourdieu zu verwenden (Bourdieu 1981b, 308). Und dieses wird, wie die Studie zeigt, ganz wesentlich durch die Klassenherkunft vermittelt. Es geht dabei nicht darum, Strukturen sozialer Ungleichheit und fehlende Chancengerechtigkeit zu legitimieren, sondern auch einen Blick dafür zu haben, dass diese Passung von individuellen Bedürfnissen und Erwartungen, Ansprüchen und Anforderungen an einem Arbeitsplatz – bei aller Entfremdung und Ausbeutung – eben auch positive Gefühle der Zugehörigkeit produzieren kann, die zentral sind für die Identitätsentwicklung und die psychische Gesundheit (vgl. dazu Altreiter, Kannonier-Finster, und Ziegler 2012). Gerade die zahlreichen Studien über BildungsaufsteigerInnen (allen voran die autobiographischen Arbeiten von Bourdieu selbst) machen ja deutlich, wie zermürend und belastend im Gegensatz dazu Aufstiege über große soziale Distanzen sein können (vgl. u.a. Friedman 2016; Reay, Crozier, und Clayton 2009; Bourdieu 2002).

Gleichzeitig bewirkt die Übereinstimmung von kognitiven und sozialen Strukturen eine Anerkennung der herrschenden Ordnung, die eigene Position im sozialen Raum und die Wirkung der klassenbasierten Machtstrukturen werden für die Individuen dadurch unsichtbar. Indem „die Beherrschten auf das sie Beherrschende die Schemata anwenden, die das Produkt der Herrschaft sind oder,

anders gesagt, wenn ihre Gedanken und ihre Wahrnehmungen die gleiche Struktur haben wie die ihnen aufgezwungenen Herrschaftsbeziehungen, können ihre Erkenntnisakte nur Verkennungs- und Unterwerfungsakte sein“ (Bourdieu 2005, 27f.). Aus der Übereinstimmung von mentalen und objektiven Strukturen und der Anerkennung der Legitimität gesellschaftlicher Ordnung klärt sich auch die „höchst erstaunliche Leichtigkeit, mit der die Herrschenden ihre Herrschaft“ (Bourdieu 1998, 119) durchsetzen können.

10.1.5 Präsenz ökonomischer Notwendigkeiten

Es ist die fehlende bzw. geringe Distanz zur „Sphäre der ökonomischen Notwendigkeit“ (Bourdieu 1987a, 100), welche die Existenzbedingungen unterer Klassen kennzeichnet. Das ökonomische Kapital ist gerade in seinem Nicht- bzw. mangelndem Vorhandensein präsent. Dieser Mangel drückt sich nicht nur in seiner augenscheinlichsten Form, der Verfügbarkeit von Einkommen und Vermögen aus, sondern schafft auch die Grundlage für habituellen Dispositionen, die mit einem latenten Bewusstsein der eigenen Lohnabhängigkeit verbunden sind.

Diese Präsenz ökonomischer Notwendigkeit wird in einigen Fällen bereits in den Erzählungen über die Kindheit deutlich, wo von schlechten Wohnverhältnissen die Rede ist, von Eltern, die für die Kinder „zurückgesteckt“ haben (Florian), weil sie nicht „gut betucht“ waren (David) oder überhaupt „nie Geld“ (Martina, Veronika) da war. Für die Befragten selbst entfaltet sich diese Präsenz in der Regel jedoch erst mit der Etablierung der eigenen Selbstständigkeit, die oft durch den Auszug von zu Hause markiert ist. Die Dringlichkeit der ökonomischen Lage verschärft sich dann schließlich nochmal mit der Gründung einer Familie. Es sind diese Momente, an denen das Einkommen zum ersten Mal Thema wird. Man könne sich damit nichts „aufbauen“ und den Kindern nichts „bieten“ (Florian), sich keine Wohnung und kein Auto leisten (Martina). Die niedrigen Verdienste der FacharbeiterInnen in kleinen Handwerksbetrieben waren für nicht wenige Befragte eine Motivation, sich eine besser bezahlte Stelle in der Industrie zu suchen und dafür den Status als Facharbeiter aufzugeben.

Die ökonomischen Notwendigkeiten wirkt dabei in einer doppelten Weise. Sie setzen die strukturellen Bedingungen für individuelle Möglichkeiten, gleichzeitig haben sie sich als begrenzende Struktur in die Denk- und Wahrnehmungsweisen der Subjekte eingeschrieben und lässt damit bestimmte Optionen erst gar nicht in Erscheinung treten. Arbeit ist dann etwas, wie es Thomas formuliert, das man machen „muss“, das eben nicht „ausbleibt“. Das fehlende „Vermögen zur Neutralisierung der im Alltag sich manifestierenden Zwänge“ (Bourdieu 1987a, 101) bedeutet dann beispielsweise, dass längere Phasen der Arbeitslosigkeit, die mit Gehaltseinbußen verbunden sind, keine Option darstellen. In vielen Fällen drängt diese existentielle Lage die jungen ArbeiterInnen dazu, die erstbeste Gelegenheit, die sich bietet zu ergreifen und sich keine Zeit der Orientierung zu erlauben. Das trägt insbesondere am Ende der Lehrzeit dazu bei, dass jene, die im Lehrbetrieb nicht übernommen werden, relativ

rasch in die angelernte Industriearbeit gelangen. Gleichzeitig wird durch die Vorwegnahme der objektiven Bedingungen bereits vieles ausgeschlossen, was ohnehin unerreichbar scheint und worauf die Erfolgsaussichten ungewiss sind, wie beispielweise Umschulungen oder Weiterqualifizierungen.

Wir können annehmen, dass sich der „Zwang des Ökonomischen“ (ebd., 102) vor dem Hintergrund einer krisenhaften Wirtschaftsentwicklung und steigendem Druck auf den Arbeitsmärkten aufgrund von Flexibilisierung und Deregulierung gerade für die weniger privilegierten Klassen nochmals deutlich verschärfen wird (Groh-Samberg 2014). Es ist diese Gruppe, die besonders von Rationalisierungsmaßnahmen betroffen und damit erhöhten Arbeitsmarktrisiken ausgesetzt sind. Gleichzeitig erlauben ihre Arbeitsplätze es zunehmend weniger, mit den Einkommensentwicklungen anderer Beschäftigtengruppen mitzuhalten. Der Einkommensbericht des österreichischen Rechnungshofes (2016) zeigt deutlich, dass Arbeiter und Arbeiterinnen im Vergleich zu anderen Beschäftigtengruppen seit den 1980er Jahren einschneidende Reallohnverluste hinnehmen mussten. Gerade vor diesem Hintergrund sei der Glaube vieler Angehöriger der Arbeiterschaft, so Dörre, die nachfolgende Generation könnte es einmal besser haben, grundlegend erschüttert (Dörre 2011, 135).

10.2 Theoretische Implikationen

Abschließend sollen die Erkenntnisse in ihrer Bedeutung für die im theoretischen Teil der Arbeit skizzierten Rahmungen der Studie diskutiert werden. Zunächst werfen die Ergebnisse ein neues Licht auf das von Bourdieu vorgeschlagene Reproduktionsmodell, das von einer Passung zwischen kognitiven und objektiven Strukturen ausgeht. Darüber hinaus können daraus Anregungen für die Weiterentwicklung einer subjektorientierten Arbeitssoziologie abgeleitet werden.

10.2.1 Passung als Herstellungsleistung

Das Konzept der Reproduktion sozialer Ordnung von Bourdieu basiert auf der Idee, dass die Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen der Individuen an die objektiven Bedingungen, aus denen sie hervorgegangen sind, angepasst sind. Diese Passung wird durch den Habitus hergestellt, der als inkorporierte soziale Struktur uns mit einem Gefühl dafür ausstattet was möglich und unmöglich ist, was zu uns passt und was nicht. Der klassenspezifische Habitus lenkt uns damit auch an soziale Positionen, die unseren Wünschen und Fähigkeiten entsprechen und stellt dadurch die Reproduktion sozialer Ordnung her. Auf der subjektiven Ebene zeigt sich dieses Gefühl der Passung als Eindruck, genau das zu machen, was man (schon immer) machen wollte bzw. in der resignativen Erkenntnis, nichts anders machen zu können. Bourdieu hat in seinen Arbeiten Erfahrungen der Dissonanz durchaus thematisiert, beschränkt sich dabei jedoch auf tiefgreifende Umwälzungen des sozialen Raums, wodurch beispielsweise ein unter anderen Bedingungen geprägter Habitus auf Bedingungen trifft, für die er nicht gemacht wurde (*Hysteresis Effekt*). Ein Mismatch kann auch durch das Vordringen in

Felder und soziale Positionen, die dem ursprünglich herausgebildeten Habitus nicht vertraut sind, beispielsweise aufgrund von sozialen Auf- und Abstiege, entstehen. Dennoch steht im Zentrum seines Modells der sozialen Reproduktion die „ontologische Komplizenschaft“ (Bourdieu 1985, 75) zwischen kognitiven und sozialen Strukturen und betont die Passung zwischen Position und Disposition wie auch das vereinheitlichende Prinzip des (Klassen-)Habitus als zentrales Moment. Dieser Blickwinkel kommt bei Bourdieu auch durch seinen methodischen Zugang zustande, wie Lahire (2011) argumentiert, der vor allem größere soziale Kontexte und Gruppenformationen in den Blick nimmt, wie beispielsweise in den *Feinen Unterschieden*. Dieser Zugang lässt aber nicht gänzlich auf eine methodische Frage reduzieren, finden sich auch in dieser Studie ausführliche Analysen und Portraits einzelner Fälle.

Die Erkenntnisse der Studie werfen ein anderes Licht auf die Verfasstheit der Dialektik von Position und Disposition. Erstens legen die Ergebnisse der Studie nahe, dass die Beziehung zwischen Position und Disposition weder als Passung (im Sinne von Bourdieu) noch als Nicht-Passung (das Argument von Lahire) zu begreifen ist, sondern gerade in einem dialektischen Sinne als dynamisches und letztendlich fragiles Verhältnis verstanden werden kann, in dem Passungen kein Zustand ist, sondern etwas Herzustellendes darstellt. Diese Dynamik offenbart sich insbesondere durch die gewählte Verlaufsperspektive, welche der Zeit, die dritte wichtige Achse in der Konstruktion des sozialen Raums bei Bourdieu, eine bedeutsame Rolle zuzuschreiben. Die biographische Perspektive erlaubt es uns sowohl Einflüsse frühere Erfahrungen und Prägungen auf die aktuelle Ausgestaltung der Beziehung zwischen Erwartungen und Chancen, Ansprüchen und Bedingungen in den Blick zu bekommen, gleichzeitig aber auch die Auswirkung von Veränderungen beider Dimensionen zu berücksichtigen. Dabei geht es weniger um die großen Umbrüche der sozialen Struktur oder Prozesse der sozialen Mobilität, um das Argument von Lahire aufzugreifen (2011), sondern in den Blick zu bekommen, dass Individuen im Laufe ihres Lebens mit sich verändernden Kontexten (Berufswechsel, betriebliche Umstrukturierungen etc.) und Lebensumständen (Familiengründung, Schulabbruch etc.) konfrontiert sind. Bisher ausgeprägte Dispositionen können sich dadurch als unbrauchbar oder gar als hinderlich erweisen. Gleichzeitig verändern sich im Lebensverlauf, wenn auch nicht in beliebiger Weise, Ansprüche und Erwartungen durch gesammelte Erfahrungen bzw. geben ihnen eine spezifische Prägung. Damit können aus Passungen im Verlauf des Lebens Nicht-Passungen werden und umgekehrt.

Wie und ob Passungen hergestellt werden können, ist wiederum durch klassenspezifische, aber auch durch die aufgrund der individuell spezifischen Biographie verfügbaren Ressourcen und Rahmenbedingungen geprägt. Dementsprechend können Herstellungsleistungen eher darauf gerichtet sein, Ansprüche an die Bedingungen anzupassen, wie nach einem Schulabbruch den raschen Weg in die Arbeitswelt als „vernünftigste“ Entscheidung darzustellen oder die arbeitsinhalten Ansprüche an Arbeit zu entwerten, um mit Erfahrungen des sozialen Abstiegs umzugehen. Sie können aber auch darauf abzielen, die eigene Position zu verändern, damit sie den eigenen Vorstellungen entspricht,

wie durch den Besuch einer Schule, berufliche Weiterbildung aber auch Aufgreifen anderer Tätigkeiten, wie Gewerkschaftsarbeit. Die mit der Klassenherkunft verbundene soziale Lage und der Habitus wirken hier als Ressource und Barriere zugleich. Sie ermöglichen Passungen herstellen zu können, sorgen gleichzeitig aber auch dafür, dass nur bestimmte Möglichkeiten zur Dissonanzbewältigung verfügbar sind und in den Blick geraten, andere aber unmöglich bleiben bzw. sich dem denkbar Möglichen entziehen.

Damit wird zweitens deutlich, dass Erfahrungen von Nicht-Passung und damit verbundene Spannungen und Ambivalenzen nicht nur im Fall sozialer Auf- oder Abwärtsmobilität oder dramatischer Umbrüche in der Sozialstruktur auftreten, sondern auch grundlegend für das Verständnis von Reproduktionsprozessen und damit sozialer Immobilität sind. Das Fallgeschichten zeigen, wie spannungsgeladen soziale Reproduktionsprozesse besetzt sein können und offenbart die unterschiedlichen Kräfte, die Individuen an entsprechend ihrer Klassenherkunft wahrscheinliche Laufbahnen ziehen. Es deutet einiges darauf hin, dass Veränderungen in der Klassenstruktur diese Spannungen systematisch produzieren. Im Vergleich zur französischen Gesellschaft der 1960er Jahre, die Bourdieu in den *Feinen Unterschieden* untersucht hat, sind gegenwärtige Klassengesellschaften offener. Die Bildungsexpansion sowie die Verbreitung von Informations- und Kommunikationstechnologien – hervorzuheben sind hier insbesondere die (sozialen) Medien – haben dazu beigetragen, dass Angehörige der ArbeiterInnenklasse heute viel eher mit unterschiedlichen Lebensstilen und Modellen konfrontiert sind, als die Generation ihrer Mütter und Väter. Diese Expansion wirkt auf die subjektiv wahrgenommenen Möglichkeitsräume, gleichzeitig hat sich jedoch an den Chancen, diese „neu“ geschaffenen Räume erschließen zu können, nur wenig geändert. Diese Verhältnisse begünstigen wachsende Widersprüche zwischen subjektiven Erwartungen und objektiven Verwirklichungsmöglichkeiten (Bittlingmayer 2002; Plomb 2001; Schultheis 2004), die zu Frustration und Schuldgefühlen führen können, weil man in einer Gesellschaft, in der der öffentliche Diskurs von einer individualisierten Verantwortungslogik durchzogen ist, auch nur sich selbst für das eigene Scheitern verantwortlich machen kann.

10.2.2 Pluralität der Kontexte und Klassenvariationen

Anhand der Analyse der Fallgeschichten wird ersichtlich, dass es notwendig ist, den Bourdieu'schen Blick zu erweitern, um soziale Reproduktionsprozesse und insbesondere die Dialektik von Position und Disposition angemessen begreifen zu können. Gerade in der jüngeren Auseinandersetzung mit Bourdieu wird betont, dass die Einbettung der Individuen in unterschiedliche soziale Kontexte zentral ist, um zu verstehen, wie der Habitus sich ausgestalten und entfalten kann. In der internationalen Forschung wird mit Bezug auf Lahire von „multiplicity“, also einer Vielfalt von Bezügen, gesprochen (Lahire 2011; McNay 1999; Silva 2016a; Karrer 1998).

Für das Zustandekommen von Passungen, aber auch für die Entfaltung von Möglichkeitsräumen ist zu berücksichtigen, dass Individuen Ansprüche und Strategien verfolgen, die über einen singulären Lebensbereich, wie beispielweise den betrieblichen Kontext, hinausreichen. Deutlich wird das zum Beispiel in Fällen, wo Subjekte versuchen, mit einer als nicht befriedigend erlebten Arbeitssituation umzugehen, indem Anerkennung und Bestätigung in der Familie, im Sport, in der Musik oder in der Gewerkschaftsarbeit gesucht werden. Oder aber auch umgekehrt, wenn etwa die Geburt eines Kindes zu einer Verschiebung der eigenen Ansprüche und Präferenzen im beruflichen Leben führt. Wie auch Lahire betont, sind unsere Praktiken und Dispositionen nicht nur durch ein singuläres Feld strukturiert, sondern stehen unter dem Einfluss mannigfaltiger – durchaus opponierender – Kräfte (Lahire 2011, 128f.). Um die Dialektik zwischen Position und Disposition angemessen erfassen zu können, ist es notwendig, die Beziehung zwischen inkorporierten Dispositionen, den gesammelten Erfahrungen im Lebensverlauf und den vielfältigen objektiven Bedingungen als soziale Strukturen und situative Kontexte zu untersuchen. Dieser Zugang ermöglicht es uns zu verstehen, wie soziale Klasse sich im Leben von Individuen entfalten kann und welche Auseinandersetzungen damit verbunden sind.

Den Blick auf die Kontexte der unterschiedlichen Fälle zu legen bedeutet auch auf die interindividuellen Unterschiede innerhalb einer Klasse aufmerksam zu werden, die sich aus den zwar klassentypischen, aber in diesem Rahmen doch individuell einzigartigen biographischen Verläufen und Rahmenbedingungen ergeben. Dabei zeigen sich zum einen Variationen geteilter Orientierungen, wie beispielweise beim körperorientierten Bezug zur Arbeit. Diese Bezugsweise spielt bei einem überwiegenden Teil der Befragten eine zentrale Rolle für die Bildungs- und Berufswegentscheidungen aber auch in der Auseinandersetzung mit dem Arbeitsplatz. Abhängig von den familiären Sozialisationsbedingungen und den späteren beruflichen Prägungen, und auch vermittelt durch das Geschlecht, entwickeln sich unterschiedliche Spielarten dieser habituellen Orientierung. Eine im landwirtschaftlichen Kontext herausgebildete Körperorientierung wie bei Julia, die auf die Bewegung des Körpers im Arbeitsprozess fokussiert ist, zeigt sich anders als die an Körperkraft orientierte Ausprägung bei Robert, oder die aufgrund früher Vertrautheit mit handwerklichen Tätigkeiten herausgebildete Orientierung bei Doris, die vor allem auf den Umgang mit Werkzeugen gebaut ist. Durch die berufliche Laufbahn erfahren diese Dispositionen eine weitere Prägung. Als Schlosser, oder in der Fleischerei, als Anlagefahrerin oder Mechaniker, werden ganz unterschiedliche Aspekte dieser Orientierung angesprochen und weiter geformt (vgl. auch Atkinson 2009, 905).

Die Heterogenität zwischen den ArbeiterInnen zeigt sich zum anderen auch darin, dass Dispositionen nicht bei allen anzutreffen sind. Ein körperorientierter Bezug zur Arbeit wird nicht von allen herausgebildet. Wir können diesen Unterschied bei einigen Befragten mit einem längeren Verbleib im Bildungssystem erklären, aber es gibt auch Fälle bei welchen wider zu erwarten, keine entsprechende Orientierung herausgebildet wurde und damit eine Einfügung an manuellen Arbeitsplätzen mitunter

zur Herausforderung wird. Ist das nun eine Absage an das vereinheitlichende Prinzip des „Klassen-Ethos“,

„über das vermittelt die ganze Wahrnehmung der ökonomischen und sozialen Welt, das Verhältnis zum Anderen und zum eigenen Körper, kurz, alles was den der Gruppe eigenen Stil ausmacht, sich in jeder ihrer Praxen neiderschlägt, selbst wenn es sich um die natürlichste, vom Bewußtsein, vom Verstand oder auch der Moral am wenigsten kontrollierte Praxis zu handeln scheint“? (Bourdieu 1981a, 187).

Die Feststellung von Variationen ist durchaus dem im Vergleich zu Bourdieu anderen methodischen Zugriffen geschuldet. Je abstrakter und mit größerer Distanz man auf eine soziale Gruppe, oder eben Klasse blickt, werden eher die Gemeinsamkeiten, beim Heranzoomen der einzelnen Mitglieder, die Unterschiede in den Vordergrund gerückt. Die Vorstellung eines vereinheitlichenden Charakters des Klassenhabitus ist dort gewinnbringend, wo sie uns aufmerksam macht für die übergreifenden Strukturen der Praktiken, Denk- und Wahrnehmungsweisen der Angehörigen einer Klasse. Die Perspektive auf einzelne Geschichten ist notwendig und dort bereichernd, wo sie Variationen in den Wirkungsmechanismen sozialer Klasse aber auch die Differenzierungen innerhalb einer sozialen Lage aufzeigen kann. Die Studie gibt erste Einblicke dazu, eine vertiefende Analyse dieser unterschiedlichen Dispositionen bei Angehörigen einer Klasse und ihr Zustandekommen kann sie allerdings anhand des Materials nicht leisten und wäre sicherlich eine lohnenswerte Aufgabe für weiterführende Forschungsprojekte.

10.2.3 Klasse und Geschlecht

Bourdieu hat sich in seinen früheren Arbeiten nicht systematisch mit der Frage beschäftigt, wie soziale Klasse durch Geschlecht vermittelt ist. In den *Feinen Unterschieden* thematisiert er zwar die unterschiedlichen Praktiken der Geschlechter und wie sich der Klassenethos geschlechtsspezifisch ausdrückt (beispielsweise der funktionale Habitus der Arbeiterklasse in der Präferenz der Arbeiterfrauen für praktische Möbel und Küchengeräte, im Gegensatz zu den auf Ästhetik bedachten Selektionskriterien der bürgerlichen Frauen, siehe Bourdieu 1987, 594). In der Ausformulierung seiner theoretischen Konzepte scheint dieser Aspekte jedoch wieder in den Hintergrund zu rücken.

Die Fallgeschichten der Studie verweisen auf die geschlechtlichen Variationen klassenspezifischer Prägungen. Am Beispiel des körperorientierten Bezugs zur Arbeit zeigt sich, dass diese inkorporierten Dispositionen sowohl von Frauen als auch von Männern am Übergang von der Schule in die Arbeitswelt aktiviert werden, beide Geschlechter jedoch entsprechend gesellschaftlich verankerter geschlechterstereotyper Zuschreibungen auf anderen Pfade führen. Während bei den befragten Männern mit einer Präferenz für technische, handwerkliche Tätigkeiten die Berufswahl auf KFZ-Mechaniker, Schlosser, Elektriker oder Installateur fiel, hatten die Frauen Einzelhandelskauffrau und Floristin als entsprechenden Berufswunsch. Aber es gibt natürlich auch Fälle, in denen kein geschlechts-

typischer Weg gewählt wurde. Zentral ist, dass gerade für Frauen, die in männerdominierten Bereichen beschäftigt sind, ein in der Herkunftsklasse geprägter körperorientierter Bezug zur Arbeit eine Ressource darstellen kann, um gegenüber sich selbst und insbesondere den männlichen Arbeitskollegen zu legitimieren, an diesen Arbeitsplatz hinzugehören und eben nicht fehl am Platz zu sein. Diese Legitimierung kann auch mit einer Abgrenzung gegenüber anderen Weiblichkeitsformen verbunden sein, die sich an einer männlichen Zuschreibung von typisch weiblichen Eigenschaften orientieren.

Der Klassenhabitus kann damit eine Ressource darstellen, um geschlechtsspezifische Zuschreibungen und Arbeitsmarktsegregationen zu überwinden. Diese Bedeutung einer Vertrautheit im Umgang mit manuellen Arbeiten wird auch von Lehman und Taylor (2015, 613f.) hervorgehoben, die darin eine wesentliche Grundlage für ein erfolgreiches Bestehen in Männerberufen sehen. Eine Identifikation mit Familienangehörigen, die ähnliche Arbeits- und Lebensmodelle leben, bietet eine zusätzliche Stabilisierung dieser Entscheidung und damit auch Stabilisierung ihrer Identitätskonstruktion. Gleichzeitig legen die Erzählungen der Frauen nahe, dass eine entsprechende Orientierung zwar von großer Bedeutung ist, diesen Schritt wagen zu können, der Druck im Betrieb aber auch durch das soziale Umfeld für viele oft zu groß wird und sie deshalb nicht in diesem Beruf tätig bleiben.

10.2.4 Anregungen für eine subjektorientierte Arbeitssoziologie

Einer der zentralen Ausgangspunkte der Studie bildete die Beobachtung, dass soziale Herkunft in der subjektorientierten Arbeitssoziologie in den theoretischen wie empirischen Arbeiten kaum noch Bedeutung hat. Diese Entwicklung, die durch gesellschaftliche Veränderungen aber auch einen innerdisziplinären Paradigmenwechsel begründet ist, hat zwar dazu beigetragen, das Subjekt stärker in den Mittelpunkt der Forschung zu rücken, belässt dabei aber seine soziale Genese erstaunlich unterbeleuchtet. Die Studie zeigt die Notwendigkeit auf, das Arbeitssubjekt als konkretes, sozial situiertes Subjekt zu fassen, dessen Laufbahnen ebenso wie Einstellungen und Bewältigungsformen durch die soziale Herkunft geprägt sind. Eine Klassenanalyse mit Bourdieu ist in der Lage, die blinden Flecken einer subjektorientierten Arbeitssoziologie zu erhellen. Sie erlaubt es, auf der Subjektebene auf die Herstellung und den Umgang mit Bedingungen und Strukturen zu achten, stellt diese subjektiven Auseinandersetzungen aber immer in den Kontext ihrer klassenspezifischen Entstehungsorte und macht damit sensibel für die soziale Genese von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsweisen.

Im Hinblick auf die Orientierungen und Auseinandersetzungsformen mit Arbeit kann die Studie einen wesentlichen Beitrag zur Bearbeitung der Baustellen der arbeitssoziologischen Forschung, wie sie im Theorieteil der Studie diskutiert wurden, leisten. Wir bekommen dadurch ein tieferes Verständnis für die Entstehung, aber auch für die Wandlung von Aspirationen und Orientierungen der Subjekte und können zeigen, warum bestimmte Ansprüche gestellt werden und andere nicht bzw. erst gar nicht in Erscheinung treten. Die gegenwärtige Arbeitssoziologie mit ihrem Fokus der Subjektivierung rückt ganz bestimmte Bezüge zur Arbeit in den Mittelpunkt, die jedoch die Erfahrungen

und Ressourcen der gut qualifizierten Mittelschicht repräsentieren und nicht verallgemeinerbar sind. Im Zentrum steht ein Subjektideal, das nach Selbstverwirklichung und Erfüllung in der Arbeit strebt, Arbeit gilt als „subjektive Selbstkreation und Ausdruck von Individualität“ (Fischer und Eichler 2015, 391). Die Studie macht deutlich, dass es auch gänzlich anders konfigurierte Bezüge zur Arbeit gibt, die insbesondere für die Arbeiterklasse bedeutsam sind. Dabei geht es nicht darum, dass gut qualifizierte Beschäftigte Sinn in der Arbeit suchen und ArbeiterInnen das nicht tun würden. Ganz im Gegenteil. Die Art und Weise wie Beschäftigte sich sinnhaft auf Arbeit beziehen bzw. die Arbeit auf sich selbst beziehen, folgt unterschiedlichen (klassenspezifischen) Muster. Die Fallgeschichten zeigen, dass der Körper bei den befragten Arbeitern und Arbeiterinnen ein wesentliches Moment ist, der diese sinnhaften Bezüge strukturiert. Abwechslung und Herausforderung können demnach nicht nur an geistige Tätigkeiten geknüpft sein – ein Eindruck der in der aktuellen arbeitssoziologischen Debatte vermittelt wird – sondern auch in der körperlichen Aktivität gesucht werden. Die unterschiedlichen Arbeitsbezüge in ihrer Relationalität zu betrachten bewahrt auch davor, die Anspruchshaltungen bestimmter Klassen zu verallgemeinern und daraus eine Prognose für eine zukünftige Verfasstheit von Arbeitssubjekten abzuleiten, wie das u.a. die These des Arbeitskraftunternehmers tut. Ähnliches gilt auch für eine pragmatische Haltung gegenüber Arbeit. Sie entwächst einer Klassenlage, in der die Lohnabhängigkeit in stärkerem Ausmaße präsent ist und damit auch andere Notwendigkeiten bzw. Zwänge schafft. Der Erwerbsarbeit mit Pragmatismus zu begegnen, hat dabei weniger mit einer verkümmerten Anspruchshaltung zu tun, sondern kann als wirksamer Schutzmechanismus interpretiert werden, um eine große Kluft zwischen Ansprüchen und Realität, welche ansonsten die psychische Stabilität bedrohen würde, zu bearbeiten. Dieser Schutzmechanismus fehlt, wie es scheint, gerade den hochqualifizierten Beschäftigten, die in stark subjektivierten Arbeitsverhältnissen beschäftigt sind. Arbeit gilt den ArbeiterInnen zwar als Ort an dem Befriedigung, Anerkennung und Bestätigung gesucht wird, gleichzeitig wird das kapitalistische Arbeitsverhältnis aber auch in stärkerem Maße als Ausbeutungs- und Abhängigkeitsverhältnis erkannt. Dieser Charakter von Lohnarbeit ist in den Start-ups und Kreativbüros hinter einer Fassade des Teamgeistes, der Zielvereinbarungen und flachen Hierarchien versteckt und erschwert damit den subjektivieren Selbstverwirklichungs-Arbeitskraftunternehmern die Wahrnehmung von Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnissen.

Die Studie stärkt auch den Gedanken, dass bestimmte Arbeitsbedingungen auch entsprechende Arbeitssubjekte verlangen, welche die an sie gestellten Anforderungen auch erfüllen können. Aus einer Managementperspektive ist dieser Gedanke nicht unbedingt neu. Es ist gelebte Praxis, dass für bestimmte Tätigkeiten gezielt Gruppen innerhalb der Lohnabhängigen ausgewählt werden, denen bestimmte Eigenschaften auf den Leib geschrieben werden. Willis (2013) verweist in seiner Studie darauf, dass das Management der lokalen Fabrik bevorzugt die „lads“ einstellt, weil sie das bisherige Leben auf den Umgang mit dieser entfremdeten Form der Arbeit vorbereitet hat und von ihnen wenig

Klagen zu erwarten sind. Auch jüngere Studien zeigen, dass gezielt auf den Einsatz von marginalisierten Gruppen am Arbeitsmarkt gesetzt wird, von denen angenommen wird, dass sie auch schlechte Arbeitsbedingungen akzeptieren oder besonders flexible und tüchtige sind (MacKenzie und Forde 2009; Wiesböck 2016). In der Arbeitsforschung wird diese Passung aus der Perspektive der Subjekte auch unter dem Stichwort der „Arbeitsfähigkeit“ (Tempel und Ilmarinen 2013) diskutiert. Sie drückt die Fähigkeit von Personen aus, eine an sie gestellt Aufgabe erfolgreich bewältigen zu können und bildet auch die Grundlage für eine Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz. Mit Bourdieu können wir diese Zufriedenheit auch als Ausdruck eines Gefühl der der Beheimatung („*a sense of ,being at home‘*“ Bourdieu 1981b, 308) begreifen, das auf einer Passung zwischen Position und Disposition gründet, die über die Klassenherkunft vermittelt ist. Es macht deutlich, dass Tätigkeiten entsprechende Arbeitssubjekte voraussetzen, die mit bestimmten Dispositionen ausgestattet diesen Arbeitsplatz ausfüllen und ihn (im besten Fall) auch als sinnvoll und befriedigend erleben können. Eine Nicht-Passung zwischen Habitus und Arbeitstätigkeit trägt, wie wir am Beispiel des sozialen Abstiegs oder eines klassenfremden Habitus gesehen haben, zu Gefühlen der Frustration und Unterforderung bei.

Die Umbrüche in der Arbeitswelt, welche die Arbeitssoziologie in den letzten Jahren umfassend untersucht hat, stellen zweifellos hohe Anforderungen an die Beschäftigten dar. Gerade vor diesem Hintergrund erscheint es umso wichtiger, die Ressourcen und Dispositionen zu beachten, welche die Subjekte für die Bearbeitung dieser Herausforderungen mitbringen. Es geht um die Frage sozialer Ungleichheit und darum, entlang welcher Linien sich diese in Zukunft gestalten werden. Die Studie macht deutlich, dass die Klassenlage hier nach wie vor eine der grundlegenden Mechanismen darstellt, der die Chancen der Individuen in einer kapitalistischen Gesellschaft, unabhängig ihrer eigenen Wahrnehmung von der Welt, strukturiert. Was die Möglichkeiten und die Ausstattung mit ökonomischem und kulturellem Kapital betrifft, unterscheiden sich die Arbeiter und Arbeiterinnen auch heute noch deutlich von anderen Beschäftigtengruppen. Einiges deutet darauf hin, dass sich auch innerhalb der ArbeiterInnenschaft eine Kluft auftut zwischen den gut qualifizierten und in sicheren Positionen beschäftigten FacharbeiterInnen und einer von Prekarisierung betroffenen Randbelegschaft. Der Status als LeiharbeiterIn ist hier ebenso ein Unsicherheitsfaktor wie die Zukunftsperspektive der auf an- und ungelerten Positionen Beschäftigten. Neu ist dabei weniger, dass es diese Unterschiede gibt – die ArbeiterInnen waren in sich immer schon eine durchaus heterogene Gruppe –, sondern dass sich diese vor dem Hintergrund wirtschaftlicher Krisen und eines Rückbaus sozialstaatlicher (aber auch betrieblicher) Absicherungsleistungen verschärfen. Zusätzlich legen die Erzählungen der ArbeiterInnen nahe, dass sich in vielen Branchen der Arbeitsdruck gerade in den körperlich belastenden an- und ungelerten Tätigkeitsbereichen in den letzten Jahren kontinuierlich erhöht hat, mehr Leistung soll von weniger Personal erbracht werden (Hirsch-Kreinsen, Ittermann, und Abel 2012, 150).

10.3 Gesellschaftspolitische Implikationen

Die Geschichten der Studie verweisen auf eine sehr spezifische Lebensrealität, die in den öffentlichen Diskussionen über die junge Generation oftmals undifferenziert bleibt. Das Leben junger Menschen bewegt sich bereits in frühen Jahren, abhängig von ihrer sozialen Herkunft, in gänzlich unterschiedlichen Bahnen. Auf der einen Seite sind es nach wie vor die Kinder aus Familien mit geringer Ausstattung an kulturellem Kapital, die sehr frühzeitig in die Arbeitswelt einmünden und eine Strukturierung des Lebens durch Erwerbsarbeit erleben. Während auf der anderen Seite eine Adoleszenz im eigentlichen Sinne erfahren werden kann, die durch eine Befreiung von ökonomischen Zwängen andere Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten verspricht. Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang deshalb auch von „two youths“ (Bourdieu 1993, 96). Paul Lazarsfeld hat in einer Studie aus dem Jahr 1931 aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie auf die bedenklichen Konsequenzen eines frühen Berufseintritts im Alter von vierzehn Jahren hingewiesen, die erstaunlich aktuell anmuten. „Die Pubertät des Proletariers ist relativ verkürzt und dadurch entgeht ihm ein Teil jener Quellen an Energien, Umwelterweiterungen und Zielsetzungen, die zu speisen die biologische Funktion der Pubertät in der freien Entwicklung ist“ (Lazarsfeld 1931, 54).⁷³ Mit Verweis auf eine Studie von Hubert Jung fügt Lazarsfeld darüber hinaus noch hinzu, dass die spezifischen Lebensumstände der jungen Arbeiter dazu führen, dass ihre „Phantasietätigkeit“ verarmt und stark realitätsgebunden sei (ebd. 67).

In den Diskussionen, die ich insbesondere mit PraktikerInnen aus der Bildungs- und Jugendarbeit bei verschiedenen Veranstaltungen über die Erkenntnisse der Studie geführt habe, taucht in diesem Zusammenhang unweigerlich immer wieder die Frage auf, was denn nun zu tun sei. Mit Sicherheit gibt es darauf keine einfache Antwort. Es soll an dieser Stelle auch kein Maßnahmenkatalog vorgelegt werden – Vorschläge dazu wurden gerade für den Bildungsbereich immer wieder von unterschiedlichen Seiten gemacht –, sondern die Aufmerksamkeit auf jene Problemstellen gelenkt werden, die sich aus einer Klassenperspektive auftun und die vielleicht als Anregungen für die Praxis dienen können.

Es ist die Logik der herrschenden Klasse, der alle Möglichkeiten offenstehen, die davon ausgeht, dass das Aufzeigen von Optionen ausreicht, um Inklusion unabhängig von sozialer Herkunft zu erreichen. Wenn die offiziellen Hürden beseitigt und Broschüren verteilt sind, so könnte man es ein wenig ironisch formulieren, so steht einer gleichberechtigten Partizipation nichts mehr im Wege. Dabei wird ausgeblendet, dass nicht alle Individuen die gleichen Voraussetzungen haben, um diese Möglichkeiten a) überhaupt als solche wahrzunehmen. Die Geschichten der Studie haben deutlich gemacht, dass der Besuch einer weiterführenden höheren Schule für viele Jugendlichen außerhalb des klassenspezifischen Wahrnehmungsraums liegt. Und selbst wenn sie diese Möglichkeiten wahrnehmen, müssen

⁷³ In den über achtzig Jahren, die seither vergangen sind, hat sich erstaunlich wenig am Alter des Berufseintritts in der dualen Berufsausbildung geändert.

diese b) auch als tatsächliche Option für den eigenen Lebensweg antizipieren und als erstrebenswert erachten werden. Patrick ist dafür ein gutes Beispiel, er ringt lange mit der Entscheidung zwischen dem Besuch einer HTL oder dem Beginn einer Lehre, um schließlich den Schritt in die Arbeitswelt zu setzen und die Schule als für ihn ungeeignet abzulehnen. Eine klassenbedingte hohe Bedeutung und damit Attraktivität von Erwerbsarbeit, latente Erwartungen aus der Familie verbunden mit Selbstdefizitzuschreibungen als „fauler“ Schüler ziehen Patrick in Richtung eines raschen Eintritts in die Arbeitswelt. Und schließlich ist es c) von Bedeutung, ob Jugendliche die notwendigen Ressourcen zur Verfügung haben, diesen möglichen Weg, wenn sie ihn denn nun einschlagen, auch erfolgreich gehen zu können. Das Bildungssystem enthält hier nach wie vor zahlreiche Hürden für Kinder aus bildungsfernen Herkunftsfamilien bereit, die den Jugendlichen Vieles abverlangen.

Hinter diesem Anbieten von Möglichkeiten versteckt sich oft auch ein normativer Aufstiegsimperativ. Dieser wird insbesondere dann problematisch, wenn er über das Bildungssystem in alle sozialen Klassen diffundiert. Den Angehörigen der nicht-privilegierten Klassen fehlen die notwendigen ökonomische wie kulturelle Kapitalausstattung aber auch die Dispositionen, um diesen Anforderungen nachkommen zu können. Ein solcher Imperativ, verbunden mit der Losung, dass es jeder und jede schaffen kann, lässt jene, die diese Offerte nicht ergreifen als rückständig und unwillig erscheinen. Für jene, die es versuchen, aber daran scheitern, bleibt schließlich nur die Frustration und in der Logik eines meritokratischen Systems die Schuld bei sich selbst zu suchen.

Die Fallgeschichten der vorliegenden Studie zeigen, dass insbesondere das soziale Umfeld von Bedeutung ist, wenn es um das Ergreifen von Aufstiegschancen geht. Als besonders bedeutsam erweisen sich Personen, die als Art Mentoren bzw. Mentorinnen Wege aufzeigen und begleiten können. Das gilt insbesondere für die großen Schritte, sich aus einem Arbeiter- und Handwerksmilieu in eine fremde Welt, wie etwa das Gymnasium, zu wagen. Ebenso wichtig sind diese Unterstützungen aber auch bei der beruflichen Weiterentwicklung. Ein Lehrherr, der Lehrlinge fördert, ein Betriebsratsvorsitzender, der jungen Nachwuchs unterstützt, Vorgesetzte, die einem wichtige Dinge anvertrauen und zutrauen. Wichtig scheint in diesem Zusammenhang auch die Zeit zu sein, denen man Jugendlichen zugesteht, sich in dieser Phase des Lebens orientieren, entwickeln und auch einmal scheitern zu können.

Im Hinblick auf die beruflichen Positionen und eine Berufspositionsverfestigung geht es natürlich auch um die Gestaltung von Arbeitsplätzen. Gerade im Bereich der geringqualifizierten, angelernten Arbeit, wo die Arbeitsbelastungen deutlich höher sind. Wenn die Flugbahn der Klasse die Subjekte an diese Positionen führt und das Einfügen an diesen Orten begünstigt, wäre es notwendig die Arbeitsbedingungen in einer Weise zu gestalten, die Belastungen reduziert, sinnhafte Bezüge zur Tätigkeit ermöglicht und Handlungsspielräume für die Beschäftigten schafft. Es geht also um die „alte“ arbeitspolitische Forderung nach einer „Humanisierung“ der Arbeit (Flecker 2000, 437), die auch

für modernen Arbeitsgesellschaften nicht an Relevanz verloren hat. Entgegen eines früheren Optimismus, dass mit technologischen Fortschritt und neuen Arbeitsorganisationsformen Arbeitsbelastungen wegfallen und die Qualität der Arbeit steigen werden, scheint die Forderung nach einer Verbesserung der Arbeitsbedingungen auch heute nicht überholt. In Österreich sind die arbeitsbezogenen Belastungen seit 2007 angestiegen. Insbesondere Zeitdruck und Überanstrengung werden besonders häufig genannt (Statistik Austria 2014). Gleichzeitig wäre darauf zu achten, Arbeitsplätze nicht zu Sackgassen werden zu lassen, sondern berufliche Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen, die mit entsprechender institutioneller Unterstützung verbunden sind (Krenn 2012).

Die soziale Klassenherkunft stellt also auch heute noch einen wesentlichen Strukturierungsmechanismus im Leben der Gesellschaftsmitglieder dar. Die Erscheinungs- und Wahrnehmungsformen dieser Strukturierung haben sich vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Veränderungen jedoch sicherlich gewandelt. Klasse wirkt heute, so könnte man vielleicht sagen, subtiler, bleibt in ihrer Wirkmächtigkeit für die Gestaltung von Chancen, Arbeits- und Lebensbedingungen aber nicht weniger bedeutsam. Sich selbst dabei als unabhängig zu erfahren, stellt dazu jedoch keinen Widerspruch dar. Gerade in gegenwärtigen Gesellschaften scheint diese kollektiv geteilte Vorstellung des selbstbestimmten und eigenverantwortlichen Individuums dazu beizutragen, dass diese Mechanismen nur schwer erkannt und damit die Aufrechterhaltung der sozialen (Ungleichheits-)Ordnung sichergestellt wird.

11 Literaturverzeichnis

- Alheit, Peter, und Bettina Dausien. 1985a. *Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten*. Frankfurt a. M/ New York: Campus Verlag.
- . 1985b. *Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten*. Frankfurt a. M/ New York: Campus Verlag.
- Altreiter, Carina. 2016. „Woher man kommt, wohin man geht. Junge IndustriearbeiterInnen in Österreich“. IFS Working Paper 2. Wien: Institut für Soziologie. https://www.soz.uni-wie.ac.at/fileadmin/user_upload/inst_sozilogie/Forschung/Working_Papers/IfS_WP_2-2016_Altreiter.pdf
- Altreiter, Carina, Waltraud Kannonier-Finster, und Meinrad Ziegler. 2012. „Die Tabakfabrik nach 1945 im Spiegel von Lebensgeschichten“. In *Ohne Filter. Arbeit und Kultur in der Tabakfabrik Linz.*, herausgegeben von Waltraud Kannonier-Finster und Meinrad Ziegler, 65–177. Innsbruck/ Wien/ Bozen: Studienverlag.
- Altzinger, Wilfried, Nadja Lamei, Bernhard Rumplmaier, und Alyssa Schneebaum. 2013. „Intergenerationelle soziale Mobilität in Österreich“. *Statistische Nachrichten*, Nr. 1:48–62.
- Ardelt, Rudolf G. 1992. „‚Bewegte Provinz‘ - Historische Regionalforschung und ArbeiterInnengeschichte - Trends und Probleme der Forschung in Österreich“. In *Bewegte Provinz. Arbeiterbewegung in mitteleuropäischen Regionen vor dem Ersten Weltkrieg*, herausgegeben von Rudolf G. Ardelt und Erika Thurner, 11–20. Wien: Europaverlag.
- Arnett, Jeffrey Jensen. 2015. *Emerging Adulthood. The Winding Road from the Late Teens Through the Twenties*. 2. Aufl. New York: Oxford University Press.
- Atkinson, Will. 2007a. „Anthony Giddens as Adversary of Class Analysis“. *Sociology* 41 (3):533–49. <https://doi.org/10.1177/0038038507076622>.
- . 2007b. „Beck, individualization and the death of class: a critique“. *The British Journal of Sociology* 58 (3):349–66.
- . 2009. „Rethinking the Work-Class Nexus: Theoretical Foundations for Recent Trends“. *Sociology* 43 (5):896–912. <https://doi.org/10.1177/0038038509340718>.
- . 2010a. *Class, Individualization and Late Modernity. In Search of the Reflexive Worker*. Identity Studies in the Social Sciences. Houndsmill: Palgrave Macmillan.
- . 2010b. „The myth of the reflexive worker: class and work histories in neo-liberal times“. *Work Employment & Society* 24 (3):413–29.
- . 2012. „Reproduction revisited: comprehending complex educational trajectories.“ *Sociological Review* 60 (4):735–53. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.2012.02131.x>.
- Bacher, Johann. 2008. „Bildungsungleichheiten in Österreich - Basisdaten und Erklärungsansätze“. *Erziehung und Unterricht* 158 (7–8):529–42.

- Baethge, Martin. 1991. „Arbeit, Vergesellschaftung, Identität. Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit“. *Soziale Welt* 42 (1):6–19.
- Baethge, Martin, Brigitte Hantsche, Wolfgang Pelull, und Ulrich Voskamp. 1988. *Jugend: Arbeit und Identität. Lebensperspektiven und Interessensorientierungen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Baum, Josef. 2014. „Was ist ‚Industrie‘? 7 Industriedefinitionen für Österreich“. *blog.arbeit-wirtschaft.at* (blog). 26. September 2014. <http://blog.arbeit-wirtschaft.at/industriedefinitionen-fuer-oesterreich/>.
- Bauman, Zygmunt. 2000. *Vom Nutzen der Soziologie*. Frankfurt a. M.: edition suhrkamp.
- Beaud, Stéphane, und Michel Pialoux. 2004. *Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard*. Édition discours, Bd. 33. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Beauvoir, Simone de. 2003. *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Beck, Ulrich. 1994. „Jenseits von Stand und Klasse?“ In *Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, herausgegeben von Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, 43–60. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich, und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1993. „Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart“. *Zeitschrift für Soziologie* 22 (3):178–87.
- Beck, Ulrich, Anthony Giddens, und Scott Lash. 1994. *Reflexive Modernization. Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*. Stanford: Stanford University Press.
- Beckenbach, Niels. 1991. *Industriesoziologie*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Becker-Schmidt, Regina. 1983. *Arbeitsleben - Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- . 1984. *Eines ist zu wenig - Beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik*. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Bell, Daniel. 1976. *Die nachindustrielle Gesellschaft*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Beller, Emily. 2009. „Bringing Intergenerational Social Mobility Research into the Twenty-first Century: Why Mothers Matter“. *American Sociological Review* 74 (4):507–28. <https://doi.org/10.1177/000312240907400401>.
- Beller, Steven. 2007. *Geschichte Österreichs*. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau Verlag.
- Bennett, Tony, Mike Savage, Elisabeth Silva, Alan Warde, Modesto Gayo-Cal, und David Wright. 2009. *Culture, Class, Distinction*. London/ New York: Routledge.
- Berger, Peter A., und Peter Sopp. 1995. „Dynamische Sozialstrukturanalyse und Strukturereferenzen“. In *Sozialstruktur und Lebenslauf*, herausgegeben von Peter A. Berger und Peter Sopp, 9–24. Opladen: Leske + Budrich.
- Bergmann, Nadja, und Claudia Sorger. 2009. „Man muss 120% leisten, dann hat man keine Schwierigkeiten.“ Studie zur Situation von Frauen in technischen Berufen in Oberösterreich“. Studie im Auftrag des Arbeitsmarktservice Oberösterreich. Linz: L&R Sozialforschung. http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2009_AMS_Endbericht%20Frauen_Technik_OOE_lr.pdf.
- Bertaux, Daniel, und Paul Thompson. 2009. *Pathways to Social Class. A qualitative Approach to Social Mobility*. New Brunswick/ London: Transaction Publishers.
- Bierhoff, Hans-Werner, und Dieter Frey. 2011. *Sozialpsychologie - Individuum und soziale Welt*. Göttingen: Hogrefe.
- Bittlingmayer, Uwe H. 2002. „Transformation der Notwendigkeit. Prekarierte Habitus als Kehrseite der ‚Wissensgesellschaft‘“. In *Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus*, herausgegeben von Uwe H. Bittlingmayer, Rolf Eickelpasch, Jens Kastner, und Claudia Rademacher, 225–67. Opladen: Leske + Budrich.
- Bittlingmayer, Uwe H., und Ullrich Bauer. 2014. „Ungleichheit – Bildung – Herrschaft. Zur politischen Soziologie der Milieutheorie Michael Vesters“. In *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur*, herausgegeben von Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester, 216–38. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://link.springer.com/10.1007/978-3-531-19947-4_9.
- Böhle, Fritz. 2017. „Subjektivierendes Handeln – Anstöße und Grundlagen“. In *Arbeit als Subjektivierendes Handeln. Handlungsfähigkeit bei Unwägbarkeiten und Ungewissheit*, herausgegeben von Fritz Böhle, 3–34. Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14983-3_1.

- Böhle, Fritz, Annegret Bolte, Judith Neumer, Sabine Pfeiffer, Stephanie Porschen, Tobias Ritter, Stefan Sauer, und Daniela Wühr. 2011. „Subjektivierendes Arbeitshandeln – ‚Nice to have‘ oder ein gesellschaftskritischer Blick auf ‚das Andere‘ der Verwertung?“ *Arbeits- und Industriesoziologische Studien* 4 (2):16–26.
- Böhle, Fritz, und Helmuth Rose. 1992. *Technik und Erfahrung. Arbeit in hoch-automatisierten Systemen*. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag.
- Bohnsack, Ralf. 2014. *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*. 9. Aufl. Op-laden/ Toronto: UTB.
- Bois-Reymond, Manuela du. 2016. „Emerging Adulthood Theory and Social Class“. In *The Oxford Handbook of Emerging Adulthood*, herausgegeben von Jeffrey Jensen Arnett, 47–61. New York: Oxford University Press.
- Bolte, Karl Martin. 1983. „Subjektorientierte Soziologie - Plädoyer für eine Forschungsperspektive“. In *Subjektorientierte Arbeits- und Berufssoziologie*, herausgegeben von Karl Martin Bolte und Erhard Treutner, 12–36. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag. <http://www.arbeitenundleben.de/downloads/BolteSubjoSoz.pdf>.
- . 1986. „Von sozialer Schichtung zu sozialer Ungleichheit. Bericht über ein Forschungsprojekt der frühen 50er Jahre und einige seiner Weiterwirkungen“. *Zeitschrift für Soziologie* 15 (4):295–301.
- Bourdieu, Pierre. 1974. *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- . 1981a. „Klassenschicksal, individuelles Handeln und das Gesetz der Wahrscheinlichkeit“. In *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*, herausgegeben von Pierre Bourdieu, Luc Boltanski, Monique de Saint Martin, und Pascale Maldidier-Pargamin, 169–226. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- . 1981b. „Men and Machines“. In *Advances in Social Theory and Methodology. Toward an Integration of Micro- and Macro-Sociologies*, herausgegeben von Karin Knorr-Cetina und Aaron V. Cicourell, 304–17. Boston/ London: Routledge & Kegan Paul.
- . 1983. „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“. In *Soziale Ungleichheiten*, herausgegeben von Reinhard Kreckel, Soziale Welt: Sonderband 2, 183–98. Göttingen: Schwartz.
- . 1984. *Distinction. A Social Critique of the Judgement of Taste*. Cambridge/ Massachusetts: Harvard University Press.
- . 1985. *Sozialer Raum und „Klasse“: Leçon sur la leçon. Zwei Vorlesungen. Übers. von Bernd Schwibs*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- . 1987a. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- . 1987b. „What Makes a Social Class? On The Theoretical and Practical Existence Of Groups“. *Berkeley Journal of Sociology* 32:1–17.
- . 1989. „Social Space and Symbolic Power“. *Sociological Theory* 7 (1):14–25.
- . 1990. *The Logic of Practice*. Stanford: Stanford University Press.
- . 1993. „‚Youth‘ is Just a Word“. In *Sociology in question*, von Pierre Bourdieu, 94–102. Theory, culture & society. London/ Thousand Oaks: SAGE.
- . 1997. „Verstehen“. In *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, herausgegeben von Pierre Bourdieu, 779–802. Konstanz: Universitäts-Verlag Konstanz.
- . 1998. *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- . 2000. „Die biographische Illusion“. In *Biographische Sozialisation*, herausgegeben von Erika M. Hoerning, 51–60. Der Mensch als soziales und personales Wesen 17. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- . 2002. *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- . 2005. *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag.
- . , Hrsg. 2010a. *Das Elend der Welt*. 2. Aufl. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- . 2010b. „Der Lauf der Dinge“. In *Das Elend der Welt*, herausgegeben von Pierre Bourdieu, 2. Aufl., 69–86. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- . 2012. *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. 3. Aufl. Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre, Jean-Claude Chamboredon, und Jean-Claude Passeron. 1991. *Soziologie als Beruf: wissenschaftstheoretische Voraussetzungen soziologischer Erkenntnis*. Berlin: de Gruyter.
- Bourdieu, Pierre, und Jean-Claude Passeron. 1971. *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Ernst-Klett.
- . 1990. *Reproduction in Education, Society and Culture*. Theory, Culture & Society. London/ Newbury Park/ New Delhi: SAGE.
- Bourdieu, Pierre, und Loic Wacquant. 1996. *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Breen, Richard, und John H. Goldthorpe. 1997. „Explaining Educational Differentials. Towards a Formal Rational Action Theory“. *Rationality and Society* 9 (3):275–305. <https://doi.org/10.1177/104346397009003002>.
- Bremer, Helmut, und Andrea Lange-Vester. 2014. „Zur Entwicklung des Konzeptes sozialer Milieus und Mentalitäten“. In *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur*, herausgegeben von Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester, 13–41. Sozialstrukturanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bremer, Helmut, und Christel Teiwes-Kügler. 2013. „Zur Theorie und Praxis der ‚Habitus-Hermeneutik‘“. In *Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*, herausgegeben von Anna Brake, Helmut Bremer, und Andrea Lange-Vester, 93–129. Weinheim/ Basel: Beltz Juventa.
- Brodil, Wolfgang, Martin Risak, und Christoph Wolf. 2016. *Arbeitsrecht in Grundzügen*. 9. aktualisierte Auflage. Wien: LexisNexis.
- Brooks, Rachel. 2009. „Transitions from Education to Work: An Introduction“. In *Transitions from Education to Work. New Perspectives from Europe and Beyond*, herausgegeben von Rachel Brooks, 1–15. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Bruneforth, Michael, Lorenz Lassnigg, Stefan Vogtenhuber, Claudia Schreiner, und Simone Breit, Hrsg. 2016. *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2015. Das Schulsystem im Spiegel von Daten und Indikatoren*. Graz: Leykam. <http://dx.doi.org/10.17888/nbb2015-1.2> Version 2.
- Bruneforth, Michael, Christoph Weber, und Johann Bacher. 2013. „Kapitel 5: Chancengleichheit und garantiertes Bildungsminimum“. In *Nationaler Bildungsbericht Österreich 2012, Band 2: Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen*, herausgegeben von Barbara Herzog-Punzenberger, 189–228. Graz: Leykam. <http://dx.doi.org/10.17888/nbb2012-2>.
- Brunner, Philipp, Sabine Archan, und Josef Wallner. 2006. „Die österreichische Industrie“. Wien: AWS Arbeitsgemeinschaft Wirtschaft und Schule. <http://aws.ibw.at/resource/download/56/>.
- Bude, Heinz. 2000. „Die Kunst der Interpretation“. In *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, herausgegeben von Uwe Flick, Ernst von Kardorff, und Ines Steinke, 569–78. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Bühler, Caroline. 2005. *Vom Verblässen beruflicher Identität. Fallanalysen zu Selbstbildern und Arbeitsethiken junger Erwerbstätiger*. Zürich: Seismo.
- Butschek, Felix. 2012. *Österreichische Wirtschaftsgeschichte*. 2. Aufl. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau Verlag.
- Carles, Pierre. 2009. *Soziologie ist ein Kampfsport - Pierre Bourdieu im Porträt*. DVD. Filmedition Suhrkamp.
- Castel, Robert. 2008. *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. 2. Aufl. Konstanz: UVK.
- Collinson, David L. 1988. „Engineering Humour: Masculinity, Joking and Conflict in Shop-floor Relations“. *Organization Studies* 9 (2):181–99.
- Connell, Raewyn. 1995. *Masculinities*. Cambridge: Polity Press.
- Cooper, Marianne. 2008. „The inequality of security: Winners and losers in the risk society“. *Human Relations* 61 (9):1229–58. <https://doi.org/10.1177/0018726708094911>.
- Corbin, Juliet, und Anselm Strauss. 1996. *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Crompton, Rosemary. 2008. *Class and Stratification*. 3. Aufl. Cambridge: Polity Press.
- . 2010. „Class and employment“. *Work, Employment & Society* 24 (1):9–26. <https://doi.org/10.1177/0950017009353667>.
- Dangschat, Jens S. 1998. „Klassenstrukturen im Nach-Fordismus“. In *Alte Ungleichheiten - Neue Spaltungen*, herausgegeben von Peter A. Berger und Michael Vester, 49–87. Opladen: Leske + Budrich.

- Dausien, Bettina. 1994. „Biographieforschung als ‚Königinnenweg‘? Überlegungen zur Relevanz biographischer Ansätze in der Frauenforschung“. In *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, herausgegeben von Angelika Diezinger, Hedwig Kitzer, Ingrid Bauer Anker, Irma Bingel, Erika Haas, und Simone Odierna, 129–53. Freiburg im Breisgau: Kore.
- . 2007. „Reflexivität, Vertrauen, Professionalität. Was Studierende in einer gemeinsamen Praxis qualitativer Forschung lernen können“. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 8 (1). <https://doi.org/http://dx.doi.org/10.17169/fqs-8.1.220>.
- Demaiter, Erin I., und Tracey L. Adams. 2009. „I really didn't have any problems with the male-female thing until ...“ Successful Women's Experiences in IT Organizations“. *Canadian Journal Of Sociology* 34 (1).
- Deppe, Wilfried. 1982. *Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung*. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag.
- Deutschmann, Christoph. 2002. *Postindustrielle Industriesoziologie: Theoretische Grundlagen, Arbeitsverhältnisse und soziale Identitäten*. Weinheim/ München: Juventa Verlag.
- Dollmann, Jörg. 2010. *Türkischstämmige Kinder am ersten Bildungsübergang*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92461-8>.
- Dörre, Klaus. 2011. „Landnahme und soziale Klassen. Zur Relevanz sekundärer Ausbeutung.“ In *Klassen im Postfordismus*, herausgegeben von Hans-Günter Thien, 113–51. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Dörre, Klaus, Anja Hänel, und Ingo Matuschek. 2012. „Arbeits- und Gesellschaftsbewusstsein von Lohnabhängigen. Ergebnisse empirischer Belegschaftsbefragungen in Ost- und Westdeutschland.“ Working Paper 4. Jena: Kolleg Postwachstumsgesellschaften. http://www.kolleg-postwachstum.de/sozwmmedia/dokumente/WorkingPaper/wp4_2012.pdf.
- Dravenau, Daniel, und Lutz Eichler. 2012. „Subjektivierung Distinktion Narzissmus“. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 37 (4):421–38. <https://doi.org/10.1007/s11614-012-0065-z>.
- Drs, Monika. 1999. *Arbeiter und Angestellte. Verfassungsrechtliche Aspekte arbeitsrechtlicher Ungleichbehandlung*. Wien: Orac.
- Durkheim, Emile. 1988. *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ecker, Brigitte, und Klaus Weyerstraß. 2016. „Industrie 4.0 als Chance für eine stärkere Industrie, als Schlüssel für mehr Wettbewerbsfähigkeit“. *Wirtschaftspolitische Blätter*, Kreative Zerstörung 4.0, , Nr. 2:321–34.
- Eder, Klaus. 1989. „Klassentheorie als Gesellschaftstheorie. Bourdieus dreifache kulturtheoretische Brechung der traditionellen Klassentheorie“. In *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*, herausgegeben von Klaus Eder, 1. Aufl., 15–43. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ehmer, Josef, und Ilse König. 1996. *Vom nicht ganz einfachen Leben. Geschichte und Geschichten*. Wien: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.
- Ehmer, Josef, und Gerhard Meißl. 1984. „Der dressierte Mensch. Rekrutierung, Qualifizierung und Disziplinierung der Arbeitskraft“. In *Der dressierte Arbeiter. Geschichte und Gegenwart der industriellen Arbeitswelt*, herausgegeben von Walter Sauer, 28–54. München: Beck.
- Elias, Norbert. 2004. *Über die Zeit*. Gesammelte Schriften 9. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Emmel, Nick, Kahryn Hughes, Joanne Greenhalgh, und Adam Sales. 2007. „Accessing Socially Excluded People - Trust and the Gatekeeper in the Researcher-Participant Relationship“. *Sociological Research Online* 12 (2). <https://doi.org/doi:10.5153/sro.1512>.
- Engels, Friedrich. 1845. *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*. Leipzig: Otto Wigand.
- Eribon, Didier. 2016. *Rückkehr nach Reims*. edition suhrkamp Sonderdruck. Berlin: Suhrkamp.
- Erikson, Robert, und John H Goldthorpe. 2002. „Intergenerational Inequality: A Sociological Perspective“. *Journal of Economic Perspectives* 16 (3):31–44. <https://doi.org/10.1257/089533002760278695>.
- Essen, Fabian van. 2013. *Soziale Ungleichheit, Bildung und Habitus*. Wiesbaden: Springer. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-658-01618-0>.
- Eversberg, Dennis. 2011. „Lebenssituation und -perspektiven jüngerer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer - Eine Literaturstudie“. In *Junge Generation. Studien und Befunde zur Lebenslage und den Perspektiven der bis 35-Jährigen*, 126–77. Marburg: Schüren.

- . 2014. *Dividuell aktiviert. Wie Arbeitsmarktpolitik Subjektivitäten produziert*. International Labour Studies – Internationale Arbeitsstudien. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag.
- Faulkner, Wendy. 2007. „‘Nuts and Bolts and People’ Gender-Troubled Engineering Identities“. *Social Studies of Science* 37 (3):331–56. <https://doi.org/10.1177/0306312706072175>.
- Fessler, Pirmin, Peter Mooslechner, und Martin Schürz. 2012. „Intergenerational transmission of educational attainment in Austria“. *Empirica* 39 (1):65–86. <https://doi.org/10.1007/s10663-010-9156-x>.
- Festinger, Leon. 2012. *Theorie der kognitiven Dissonanz*. 2. Aufl. Bern: Huber.
- Fischer, Andreas, und Lutz Eichler. 2015. „Distinktive Selbstverwirklichung“. *Soziale Welt* 66 (4):389–410. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2015-4-389>.
- Flecker, Jörg. 2000. „Zwischen unerledigter Humanisierung und wettbewerbsorientierter Modernisierung: Zur politischen Gestaltung von Arbeitsorganisation“. *Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft* 29:433–48.
- Flecker, Jörg, Franz Schultheis, und Berthold Vogel. 2016. „A ‘Problem of Fairness’ in the Making: The Transformation of Public Services from the Perspective of Postal Workers“. *British Journal of Industrial Relations*, Februar, Article first published online: 27 JAN 2016. <https://doi.org/10.1111/bjir.12170>.
- Forster, Edgar. 2011. „‘Boy turn’, Geschlechterpolitik und neue Ungleichheitsstrukturen“. In *Bildung zwischen Standardisierung, Ausgrenzung und Anerkennung von Diversität*, herausgegeben von Stephan Sting und Vladimir Wakounig, Austria: Forschung und Wissenschaft. Erziehungswissenschaft:63–80. Wien/ Berlin: LIT.
- Friedman, Sam. 2016. „Habitus Clivé and the Emotional Imprint of Social Mobility“. *The Sociological Review* 64 (1):129–47. <https://doi.org/10.1111/1467-954X.12280>.
- Fritsch, Nina-Sophie, Roland Teitzer, und Roland Verwiebe. 2014. „Arbeitsmarktflexibilisierung und wachsende Niedriglohnbeschäftigung in Österreich. Eine Analyse von Risikogruppen und zeitlichen Veränderungen“. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 39 (2):91–110. <https://doi.org/10.1007/s11614-014-0120-z>.
- Froschauer, Ulrike, und Manfred Lueger. 2003. *Das qualitative Interview*. UTB ; 2418 : Soziologie. Wien: Facultas.WUV. <http://media.obvsg.at/AC03607506-1001>.
- Furlong, Andy, und Fred Cartmel. 2007. *Young people and social change. New Perspectives*. Maidenhead: Open University Press.
- Furlong, Andy, Dan Woodman, und Johanna Wyn. 2011. „Changing times, changing perspectives: Reconciling ‘transition’ and ‘cultural’ perspectives on youth and young adulthood“. *Journal of Sociology* 47 (4):355–70. <https://doi.org/10.1177/1440783311420787>.
- Garfinkel, Harold. 1980. „Das Alltagswissen über Soziale und Innerhalb Sozialer Strukturen“. In *Alltagswissen, Interaktion und Gesellschaftliche Wirklichkeit*, herausgegeben von Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 189–262. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-663-14511-0_6.
- Geissler, Birgit. 1984. „Die Arbeitsorientierung von Lohnarbeitern“. In *Hauptsache, ich habe meine Arbeit. Krisenangst und Identität von Arbeitern*, herausgegeben von Rainer Zoll, 45–72. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geißler, Rainer. 1996. „Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 48 (2):319–38.
- . 1998. „Das mehrfache Ende der Klassengesellschaft. Diagnosen sozialstrukturellen Wandels“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (Sonderheft 38):207–33.
- Gibson, Melissa K., und Michael J. Papa. 2000. „The mud, the blood, and the beer guys. Organizational osmosis in blue-collar work groups“. *Journal of Applied Communication Research* 28 (1):68–88. <https://doi.org/10.1080/00909880009365554>.
- Giddens, Anthony. 1988. *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a. M. / New York: Campus Verlag.
- . 1990. *The Consequences of Modernity*. Cambridge: Polity Press.
- . 1991. *Modernity and Self-identity. Self and Society in the Late Modern Age*. Stanford: Stanford University Press.
- Goldthorpe, John H., David Lockwood, Frank Bechhofer, und Jennifer Platt. 1968. *The Affluent Worker. Industrial Attitudes and Behaviour*. Cambridge/ New York: Cambridge University Press.

- Goodwin, John, und Henrietta O'Connor. 2015. *Norbert Elias's lost research. Revisiting the young worker project*. Rethinking classical sociology. Oxon/ New York: Ashgate.
- Gresch, Cornelia. 2012. *Der Übergang in die Sekundarstufe I. Leistungsbeurteilung, Bildungsaspiration und rechtlicher Kontext bei Kindern mit Migrationshintergrund*. Wiesbaden: Springer.
- Grillitsch, Karl. 2016. „Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung 2016“. Wien: Hauptverband österreichischer Sozialversicherungsträger.
- Groh-Samberg, Olaf. 2014. „Arbeitermilieus in der Ära der Deindustrialisierung. Alte Benachteiligungen, gebrochene Flugbahnen, neue Ausgrenzungen“. In *Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur*, herausgegeben von Helmut Bremer und Andrea Lange-Vester, 241–65. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Groß, Martin. 2008. *Klassen, Schichten, Mobilität Eine Einführung*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grundmann, Matthias, Olaf Groh-Samberg, Uwe H. Bittlingmayer, und Ullrich Bauer. 2003. „Milieuspezifische Bildungsstrategien in Familie und Gleichaltrigengruppe“. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 6 (1):25–45. <https://doi.org/10.1007/s11618-003-0003-8>.
- Gutschner, Peter, Hrsg. 1998. „Ja, was wissen denn die Großen...“: *Arbeiterkindheit in Stadt und Land*. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau Verlag.
- Haller, Max. 2008. *Die österreichische Gesellschaft. Sozialstruktur und sozialer Wandel*. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag.
- Hardering, Friedericke. 2015. „Meaningful work. Sinnvolle Arbeit zwischen Subjektivität, Arbeitsgestaltung und gesellschaftlichem Nutzen“. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 40 (4):391–410. <https://doi.org/10.1007/s11614-015-0181-7>.
- Hartmann, Michael. 2009. „Bildung für alle oder Elitenbildung? Wege zu mehr Chancengleichheit im deutschen Schulsystem“. Arbeitspapier Nr. 7. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung. http://www.fes.de/integration/pdf/arbeitspapier_7_09.pdf.
- Haut, Jan. 2011. *Soziale Ungleichheiten in Sportverhalten und kulturellem Geschmack. Eine empirische Aktualisierung der Beourdieu'schen Theorie symbolischer Differenzierung*. Edition Global-Lo-kale Sportkultur. Münster/New York/München/ Berlin: Waxmann.
- Hautmann, Hans, und Rudolf Kropf. 1974. *Die österreichische Arbeiterbewegung vom Vormärz bis 1945. Sozialökonomische Ursprünge ihrer Ideologie und Politik*. Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung. Wien: Europaverlag.
- Hebson, Gail. 2009. „Renewing Class Analysis in Studies of the Workplace. A Comparison of Working-class and Middle-class Women's Aspirations and Identities“. *Sociology* 43 (1):27–44. <https://doi.org/10.1177/0038038508099096>.
- Heinz, Walter R. 2009. „Youth transitions in an age of uncertainty“. In *Handbook of Youth and Young Adulthood*, herausgegeben von Andy Furlong, 3–13. Abingdon: Routledge.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut, Peter Ittermann, und Jörg Abel. 2012. „Industrielle Einfacharbeit : Kern eines sektoralen Produktions- und Arbeitssystems“. *Industrielle Beziehungen. Zeitschrift für Arbeit, Organisation und Management* 19 (2):187–210.
- Hobsbawm, Eric. 1997. *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*. 5. München/ Wien: Carl Hanser Verlag.
- Hofbauer, Johanna. 2014. „Fleiß, Arbeitsamkeit, Betriebsamkeit - Zur Herausbildung moderner Arbeitstugenden“. In *Sozioökonomische Perspektiven. Texte zum Verhältnis von Gesellschaft und Ökonomie*, herausgegeben von Gerda Bohmann, Johanna Hofbauer, und Johann August Schüle. Wien: Facultas.WUV.
- Holtrup, André. 2008. *Individualisierung der Arbeitsbeziehungen. Ansprüche von Beschäftigten an Arbeit und Interessenvertretung*. München/ Mering: Rainer Hampp.
- Jackson, Brian, und Dennis Marsden. 1966. *Education and the working class : some general themes raised by a study of 88 working-class children in a northern industrial city*. Harmondsworth: Penguin.
- Jahoda, Marie, Paul Lazarsfeld, und Hans Zeisel. 1960. *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. 2. Aufl. Allensbach: Verlag für Demoskopie.
- Jünger, Rahel. 2011. „Der schulbezogene Habitus von privilegierten und nichtprivilegierten Kindern im Vergleich – und einige Folgerungen für die Praxis“. In *Wie Bourdieu in die Schule kommt. Analysen zu Ungleichheit und Herrschaft im Bildungswesen*, herausgegeben von Ingolf Erler,

- Viktoria Laimbauer, und Michael Sertl, 88–102. Schulheft 142. Innsbruck/ Wien/ Bozen: StudienVerlag.
- Jurczyk, Karin, Hrsg. 1993. *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*. Freiburg i. Br.: Lambertus-Verlag. <http://media.obvsg.at/AC00755511-1001>.
- Jurczyk, Karin, und G. Günter Voß. 1995. „Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung“. In *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*, herausgegeben von Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“, 371–408. Wiesbaden: Springer.
- Kannonier-Finster, Waltraud, und Meinrad Ziegler. 1996. *Frauen-Leben im Exil: biographische Fallgeschichten*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau Verlag.
- Kanter, Rosabeth Moss. 1977. „Some Effects of Proportions on Group Life. Skewed Sex Ratios and Responses to Token Women“. *American Journal of Sociology* 82 (5):965–90.
- Karrer, Dieter. 1998. *Die Last des Unterschieds. Biographie, Lebensführung und Habitus von Arbeitern und Angestellten im Vergleich*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kern, Horst, und Michael Schumann. 1970. *Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein*. Frankfurt a.M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Kleemann, Frank. 2012. „Subjektivierung von Arbeit – Eine Reflexion zum Stand des Diskurses“. *Arbeits- und Industriosozologische Studien* 5 (2):6–20.
- Kleemann, Frank, Ingo Matuschek, und G. Günter Voß. 1999a. „Zur Subjektivierung von Arbeit“. WZB Discussion Paper P99-512. Chemnitz: Technische Universität Chemnitz.
- . 1999b. „Zur Subjektivierung von Arbeit“. *WZB Discussion Papers*, 99–512.
- Kleemann, Frank, Ingo Matuschek, und Günter G. Voß. 2003. „Subjektivierung von Arbeit. Ein Überblick zum Stand der Diskussion“. In *Subjektivierung von Arbeit*, herausgegeben von Manfred Moldaschl und Günter G. Voß, 2. Aufl., 2:57–115. Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit. München / Mehring: Rainer Hampp Verlag. <http://www.onleihe.de/static/content/rainer-hampp/20080529/9783879887453/v9783879887453.pdf>.
- Kleemann, Frank, und G. Günter Voß. 2010. „Arbeit und Subjekt“. In *Handbuch Arbeitssoziologie*, herausgegeben von Fritz Böhle, G. Günter Voß, und Günther Wachtler, 415–50. VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92247-8_14.
- Knapp, Gudrun-Axeli. 1981. *Industriearbeit und Instrumentalismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils*. Bonn: Verlag Neue Geschichte.
- Kniewasser, Wilma, Florian Hinterberger, Clemens Nösslböck, Meinrad Ziegler, und Martina Kraml. 2009. „Bildung ambivalent denken. Annäherungen an einen nicht-institutionellen Bildungsbegriff“. In *Gerechtigkeit. Beiträge zur Sozial-, Bildungs- und Wirtschaftspolitik*, herausgegeben von Barbara Blaha und Josef Weidenholzer, 155–67. Wien: Braumüller.
- Knittler, Käthe. 2011. „Intergenerationale Bildungsmobilität. Bildungsstruktur junger Erwachsener im Alter von 15 bis 34 Jahren im Vergleich mit jener ihrer Eltern“. *Statistische Nachrichten*, Nr. 4:252–66.
- Komlosy, Andrea. 2015. *Arbeit: eine globalhistorische Perspektive: 13. bis 21. Jahrhundert*. 4., Unveränderte Auflage. Wien: Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft m.b.H.
- Kraemer, Klaus. 2008. „Alles prekär? Die Prekarisierungsdebatte auf dem soziologischen Prüfstand“. In *Metamorphosen des Kapitalismus – und seiner Kritik*, herausgegeben von Rolf Eickelpasch, Claudia Rademacher, und Philipp Ramos Lobato, 104–17. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91079-6_8.
- Kraemer, Klaus, und Frederic Speidel. 2004. „Prekäre Leiharbeit. Zur Integrationsproblematik einer atypischen Beschäftigungsform“. In *Leiharbeit. Neue sozialwissenschaftliche Befunde zu einer prekären Beschäftigungsform*, herausgegeben von Berthold Vogel, 119–53. Hamburg: VSA-Verlag.
- Krais, Beate. 2005. „Die moderne Gesellschaft und ihre Klassen - Bourdieus Konstrukt des sozialen Raums“. In *Pierre Bourdieu: Deutsch-französische Perspektiven*, herausgegeben von Catherine Colliot-Thélène, Etienne François, und Gunter Gebauer, 79–105. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kreckel, Reinhard. 1998. „Klassentheorie am Ende der Klassengesellschaft“. In *Alte Ungleichheiten - Neue Spaltungen*, herausgegeben von Peter A. Berger und Michael Vester, 31–47. Opladen: Leske + Budrich.

- Kreisky, Eva. 1996. „Das Geschlecht politischer Institutionen“. *Gewerkschaftliche Monatshefte* 47 (9):585–95.
- Krenn, Manfred. 2012. „Gering Qualifizierte – die Parias der ‚Wissensgesellschaft‘!? Die Erhöhung der Gefahr sozialer Ausgrenzung durch die Ausweitung von Bildungsnormen“. *SWS-Rundschau* 52 (2):129–148.
- Kuckartz, Udo. 2010. *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*. 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kühn, Thomas, und Andreas Witzel. 2000. „Biographiegestaltung junger Fachkräfte in den ersten Berufsjahren. Methodologische Leitlinien und Herausforderungen im Zuge einer qualitativ-prospektiven Längsschnittstudie“. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 1 (2). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0002178>.
- Kupfer, Antonia. 2012. „A theoretical concept of educational upward mobility“. *International Studies in Sociology of Education* 22 (1):57–72. <https://doi.org/10.1080/09620214.2012.682795>.
- . 2015. *Educational upward mobility. Practices of social changes*. Houndmills/ Basingstoke/ Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Lachmayr, Norbert, Heinz Leitgöb, und Johann Bacher. 2011. „Expertise zur sozialen Selektion beim Bildungszugang: Schwerpunkt MIGRATION“. Studie im Auftrag der Arbeiterkammer Wien. Wien: Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung (öibf). <https://emedien.arbeiterkammer.at/viewer/file?pi=AC11235440&file=AC11235440.pdf>.
- Lackner, Helmut, und Gerhard Stadler. 1990. *Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz*. Linz: Archiv der Stadt Linz.
- Lahire, Bernard. 2011. *The plural actor*. Cambridge: Polity Press.
- Lazersfeld, Paul F., Hrsg. 1931. *Jugend und Beruf*. Jena: Gustav Fischer.
- Lehmann, Wolfgang. 2007. *Choosing to labour? School-work transitions and social class*. Montreal/ Kingston: McGill-Queen’s University Press.
- Lehmann, Wolfgang, und Alison Taylor. 2015. „On the role of habitus and field in apprenticeships“. *Work, Employment & Society* 29 (4):607–23. <https://doi.org/10.1177/0950017014564616>.
- Lehmkuhl, Kirsten, Guido Schmidt, und Cornelia Schöler. 2013. „Ihr seid nicht dumm, ihr seid nur faul.“ - Über die wunderliche Leistung, Ausgrenzung als selbstverschuldet erleben zu lassen“. In *Übergänge in eine neue Arbeitswelt?*, herausgegeben von Maja S. Maier und Thomas Vogel, 115–30. Wiesbaden: Springer. http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-19345-8_6.
- Leitner, Katharina. 2011. „‚ArbeiterInnen versus Angestellte‘ - Juristische Termini oder Ausdruck sozialer Stellung?“ In *arbeit.ver:handeln*, herausgegeben von Stephan Hochleithner und Katharina Leitner, 69–113. Wien: HammockTreeRecords.
- Lentner, Marlene. 2016. „Berufswahlprozesse junger Frauen. Lebenskonstruktionen weiblicher Lehrlinge im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse“. Dissertation, Linz: Johannes Kepler Universität Linz.
- Lofland, John. 1979. „Feld-Notizen“. In *Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA*, herausgegeben von Klaus Gerdes, 110–20. Stuttgart: Enke.
- Lohr, Karin. 2003. „Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie?“ *Berliner Journal für Soziologie* 14 (4):511–29. <https://doi.org/10.1007/BF03204689>.
- Lueger, Manfred. 2010. *Interpretative Sozialforschung: Die Methoden*. 1. Aufl. Wien: Facultas.WUV.
- MacKenzie, Robert, und Chris Forde. 2009. „The rhetoric of the ‚good worker‘ versus the realities of employers’ use and the experiences of migrant workers“. *Work, Employment & Society* 23 (1):142–59. <https://doi.org/10.1177/0950017008099783>.
- Mannheim, Karl. 2009. *Schriften zur Wirtschafts- und Kulturosoziologie*. Herausgegeben von Amalia Barboza und Klaus Lichtblau. Klassiker der Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Marx, Karl, und Friedrich Engels. 1968. *Werke. Band 23. Das Kapital*. Bd. 1. Berlin.
- . 1969. *Werke. Band 3. Die deutsche Ideologie*. Berlin: Dietz Verlag.
- . 1983. *Werke. Band 25. Das Kapital*. Bd. 3. Berlin: Dietz Verlag.
- Matis, Herbert. 1966. „Über die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse österreichischer Fabrik- und Manufakturarbeiter um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert“. *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 53 (4):433–76.

- Maton, Karl. 2008. „Habitus“. In *Pierre Bourdieu: Key concepts*, herausgegeben von Michael Grenfell, 49–65. London: Acumen.
- Mau, Steffen, und Roland Verwiebe. 2010. *European societies. Mapping structure and change*. Bristol/Portland: Policy Press.
- McDowell, Linda. 2009. *Working bodies. Interactive service employment and workplace identities*. Chichester/ Malden: Blackwell Publishing.
- McNay, Lois. 1999. „Gender, Habitus and the Field: Pierre Bourdieu and the Limits of Reflexivity“. *Theory, Culture & Society* 16 (1):95–117. <https://doi.org/10.1177/02632769922050430>.
- Mead, George Herbert. 1968. *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Merton, Robert K., und Patricia L. Kendall. 1946. „The focused interview“. *The American Journal of Sociology* 51 (6):541–57.
- Meyer, Thomas. 2001. „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz“. *Soziale Welt* 52 (3):255–71.
- Mikl-Horke, Getraude. 2007. *Industrie- und Arbeitssoziologie*. 6. Aufl. München: Oldenbourg.
- Miller, Gloria E. 2004. „Frontier Masculinity in the Oil Industry. The Experience of Women Engineers“. *Gender, Work & Organization* 11 (1):47–73. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0432.2004.00220.x>.
- Minssen, Heiner. 2006. *Arbeits- und Industriesoziologie: eine Einführung*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Nickel, Hildegard Maria. 2008. „Subjektivierung von Arbeit und Eigensinn der Subjekte“. In *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*, herausgegeben von Karl-Siegbert Rehberg, 4802–4809. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Norden, Gilbert. 2004. „Tennis in Österreich. Eine Prestigesportart im gesellschaftlichen Wandel“. *SWS-Rundschau* 44 (2):206–26.
- Oevermann, Ulrich, Tilman Allert, Elisabeth Konau, und Jürgen Krambeck. 1979. „Die Methodologie einer ‚objektiven Hermeneutik‘ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften“. In *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, herausgegeben von Hans-Georg Soeffner. Stuttgart: Metzler.
- Osterland, Martin, Wilfried Deppe, Frank Gerlach, Ulrich Mergner, Klaus Pelte, und Manfred Schlösser. 1973. *Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD*. Studienreihe des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Panke, Martina. 2005. *Arbeiten lernen. Erfahrungen junger Arbeiter im Prozess der Qualifizierung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. <http://link.springer.com/10.1007/978-3-322-80951-3>.
- Papouschek, Ulrike, und Manfred Krenn. 2016. „Gewerkschaftliche Interessenvertretung in der Leiharbeit. Probleme, Bedingungen und erfolgversprechende Ansätze“. Wien: FORBA. http://www.forba.at/data/downloads/file/1184-FB_03_2016.pdf.
- Parzer, Michael. 2014. „Lebensstilforschung“. In *Kunstsoziologie*, von Alfred Smudits, Michael Parzer, Rainer Prokop, und Rosa Reitsamer. München: Oldenbourg.
- Plomb, Fabrice. 2001. „Jugendliche - allergisch gegen Arbeit?“ In *Der Lohn der Angst. Flexibilisierung und Kriminalisierung in der „neuen Arbeitsgesellschaft“*, herausgegeben von Pierre Bourdieu, 54–70. Libre. Internationales Jahrbuch für Literatur und Kultur 3. UVK Verlagsgesellschaft.
- Plöschl, Magdalena. 2010. „Beständiges und Veränderliches im Gewerberecht - Entwicklung der GewO 1859 bis 2009“. *Österreichische Zeitschrift für Wirtschaftsrecht* 37 (2):64–73.
- Pongratz, Hans J., und G. Günter Voß. 2004. *Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. Herausgegeben von Hans-Böckler-Stiftung. 2. Aufl. Berlin: Edition Sigma.
- Popitz, Heinrich, Hans Paul Bahrdt, Ernst August Jüres, und Hanno Kesting. 1957. *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie*. Soziale Forschung und Praxis 17. Tübingen: Mohr.
- Projektgruppe Automation und Qualifikation. 1987. *Widersprüche der Automationsarbeit. Ein Handbuch*. Berlin: Argument.

- Przyborski, Aglaja, und Monika Wohlrab-Sahr. 2014. *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Aufl. München: Oldenbourg.
- Reay, Diane. 2004. „'Mostly Roughs and Toughs': Social Class, Race and Representation in Inner City Schooling“. *Sociology* 38 (5):1005–23. <https://doi.org/10.1177/0038038504047183>.
- Reay, Diane, Gill Crozier, und John Clayton. 2009. „Strangers in Paradise? Working-Class Students in Elite Universities“. *Sociology* 43 (6):1103–21. <https://doi.org/10.1177/0038038509345700>.
- Rechnungshof. 2016. „Allgemeiner Einkommensbericht 2016“. Bericht des Rechnungshofes über die durchschnittlichen Einkommen der gesamten Bevölkerung getrennt nach Branchen, Berufsgruppen und Funktionen für die Jahre 2014 und 2015. Wien: Rechnungshof. http://www.rechnungshof.gv.at/fileadmin/downloads/_jahre/2016/berichte/einkommensberichte/Einkommensbericht_2016.pdf.
- Rehberg, Karl-Siegbert. 2006. „Die unsichtbare Klassengesellschaft. Eröffnungsvortrag zum 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie“. In *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004*, herausgegeben von Karl-Siegbert Rehberg, 19–38. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Reinprecht, Christoph. 2008. „Prekarisierung und die Re-Feudalisierung sozialer Ungleichheit“. *Kurswechsel*, Nr. 1:13–23.
- Reiterer, Albert F. 1998. *Moderne Gesellschaften. Sozialstruktur und soziale Wandel in Österreich*. 2. Aufl. WUV Studienbücher Sozialwissenschaften 3. Wien: WUV Universitätsverlag.
- Richter, Rudolf. 2005. *Die Lebensstilgesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Ricœur, Paul. 1972. „Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen“. In *Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen*, herausgegeben von Walter Bühl, 253–83. München: Nymphenburger Verlagshandlung.
- . 1976. *Interpretation Theory. Discourse and the Surplus of Meaning*. 6. Aufl. Fort Worth: Texas Christian University Press.
- Rosenthal, Gabriele. 1995. *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt a. M. / New York: Campus Verlag.
- . 2008. *Interpretative Sozialforschung: eine Einführung*. 2. Aufl. München/ Weinheim: Juventa Verlag.
- Sandgruber, Roman. 1995. *Österreichische Geschichte. Ökonomie und Politik: Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Herausgegeben von Herwig Wolfram. Wien: Ueberreuter.
- Savage, Mike. 2000. *Class Analysis and Social Transformation*. Buckingham: Open University Press.
- . 2016. „The fall and rise of class analysis in British sociology, 1950-2016“. *Tempo Social* 2 (2):57. <https://doi.org/10.11606/0103-2070.ts.2016.110570>.
- Schmidt, Jürgen. 2015. *Arbeiter in der Moderne. Arbeitsbedingungen, Lebenswelten, Organisationen*. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag.
- Schneider, Friedrich, und Rainer Bartel, Hrg. 1990. *Privatisierung und Deregulierung öffentlicher Unternehmen in westeuropäischen Ländern: erste Erfahrungen und Analysen*. Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Ökonomische Analysen Wirtschaftspolitischer Aktivitäten 6. Wien: Manz.
- Schönherr, Daniel, Martina Zandonella, und Daniela Wittinger. 2014. „Wohin gehst DU?‘ Ausbildungs- und Berufswege nach der Hauptschule (2010 - 2013). Das Ausbildungs- und Berufseinstiegspanel (ABEP). Bericht zur dritten Welle.“ Wien: SORA Institute for Social Research and Consulting.
- Schultheis, Franz. 2004. „Der Arbeiter: eine verdrängte gesellschaftliche Realität (Vorwort)“. In *Die verlorene Zukunft der Arbeiter. Die Peugeot-Werke von Sochaux-Montbéliard*, herausgegeben von Stéphane Beaud und Michel Pialoux, 33:21–34. édition discours. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Schulze, Gerhard. 1992. *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a. M./ New York: Campus Verlag.
- Schumann, Michael, Edgar Einemann, Christa Siebel-Rebell, und Klaus Peter Wittemann. 1982. *Rationalisierung, Krise, Arbeiter. Eine empirische Untersuchung der Industrialisierung auf der Werft*. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.

- Schütze, Fritz. 1983. „Biographieforschung und narratives Interview“. *Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik* 13 (3):283–93.
- Sennett, Richard, und Jonathan Cobb. 1993. *The Hidden Injuries of Class*. New York: Norton.
- Silva, Elizabeth B. 2016a. „Habitus: Beyond Sociology“. *The Sociological Review* 64 (1):73–92. <https://doi.org/10.1111/1467-954X.12345>.
- . 2016b. „Unity and Fragmentation of the Habitus“. *The Sociological Review* 64 (1):166–83. <https://doi.org/10.1111/1467-954X.12346>.
- Skeggs, Beverley. 2004. *Class, Self, Culture*. Transformations: Thinking Through Feminism. London/ New York: Routledge.
- Solga, Heike, und Rosine Dombrowski. 2009. „Soziale Ungleichheiten in schulischer und außerschulischer Bildung. Stand der Forschung und Forschungsbedarf“. Working Paper 171. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung. http://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_171.pdf.
- Sperling, Hans-Joachim. 1973. „Einige neuere Forschungsansätze und -ergebnisse zum Arbeiterbewußtsein“. *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Nr. 8:468–77.
- Statistik Austria. 2010. *Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2009*. Wien: Statistik Austria.
- . 2014. „Arbeitsunfälle und arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2013“. Wien: Statistik Austria. http://www.statistik.at/wcm/idc/idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&RevisionSelectionMethod=LatestReleased&dDocName=079722.
- . 2016a. *Arbeitsmarktstatistiken. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung und der Offenen-Stellen-Erhebung*. Wien.
- . 2016b. „Bildung in Zahlen 2014/15. Tabellenband“. Wien: Statistik Austria. http://www.statistik.at/wcm/idc/idcplg?IdcService=GET_NATIVE_FILE&RevisionSelectionMethod=LatestReleased&dDocName=107540.
- . 2016c. „Statistischer Annex zum Allgemeinen Einkommensbericht 2016“. Wien: Statistik Austria. http://www.rechnungshof.gv.at/fileadmin/downloads/_jahre/2016/berichte/einkommensberichte/Statistischer_Annex_2016.pdf.
- Teiwes-Kügler, Christel. 2009. „Junge Arbeitnehmermilieus. Explorationen der typologischen Differenzierung jüngerer Berufsmilieus von Arbeitnehmern“. Bericht zum explorativen Kurzprojekt gefördert von der Hans Böckler Stiftung (Projektnr. 2008-180-3). Hannover: Hans Böckler Stiftung. https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=3&cad=rja&uact=8&ved=0ahUKEwjqbTRhv7SAhXqDMAKHW3eDa8QFggk-MAI&url=http%3A%2F%2Fwww.dgb-jugend.de%2Fneue_downloads%2Fdata%2Fueberarbeitung_bericht_sept_09_komplett_endf.pdf&usq=AFQjCNGfWQ0SCCcjS73F4U-aB8_bTv0pgg.
- Tempel, Jürgen, und Juhani Ilmarinen. 2013. *Arbeitsleben 2025. Das Haus der Arbeitsfähigkeit im Unternehmen bauen*. Herausgegeben von Marianne Giesert. 2. unveränd. Aufl. Hamburg: VSA-Verlag.
- Tourangeau, Roger, Brad Edwards, Timothy P. Johnson, Kirk M. Wolter, und Nancy Bates, Hrsg. 2014. *Hard-to-Survey Populations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Truschkat, Inga, Manuela Kaiser, und Vera Reinartz. 2005. „Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grounded Theory in Qualifikationsarbeiten“. *Forum Qualitative Sozialforschung* 6 (2). <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/470>.
- Vester, Michael. 2002. „Das relationale Paradigma und die politische Soziologie sozialer Klassen“. In *Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus*, 61–122. Opladen: Leske + Budrich.
- . 2010. „Ulrich Beck und die zwei Marxismen“. In *Individualisierungen*, herausgegeben von Peter A. Berger und Ronald Hitzler, 29–50. VS Verlag für Sozialwissenschaften. http://link.springer.com/content/pdf/10.1007%2F978-3-531-92589-9_2.pdf.
- . 2013. „Zwischen Marx und Weber: Praxeologische Klassenanalyse mit Bourdieu“. In *Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Theoretische und methodische Überlegungen, Konzeptionen und Erfahrungen*, herausgegeben von Anna Brake, Helmut Bremer, und Andrea Lange-Vester, 130–91. Weinheim/ Basel: Beltz Juventa.

- Vester, Michael, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann, und Dagmar Müller. 2001. *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Voß, Günter G., und Hans J. Pongratz. 1997. „Subjekt und Struktur - die Münchener subjektorientierte Soziologie. Zur Einführung“. In *Subjektorientierte Soziologie. Karl Martin Bolte zum siebzigsten Geburtstag*, 7–30. Opladen: Leske + Budrich.
- . 1998. „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft“. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50 (1):131–58.
- Weber, Max. 1980. *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5., Auflage, Studienausgabe. Tübingen: J. C. B. Mohr.
- Weber-Menges, Sonja. 2004. „Arbeiterklasse“ oder Arbeitnehmer? Vergleichende empirische Untersuchung zu Soziallage, Lebenschancen und Lebensstilen von Arbeitern und Angestellten in Industriebetrieben. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wiesböck, Laura. 2016. „A preferred workforce? Employment practices of East–West cross-border labour commuters in the Central European Region“. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 41 (4):391–407. <https://doi.org/10.1007/s11614-016-0245-3>.
- Wiesenthal, Helmut, und Karl Hinrichs. 1983. „An den Grenzen des Arbeiterbewußtseins. Argumente für eine erweiterte Perspektive“. *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Nr. 12:775–88.
- Willis, Paul. 2013. *Spaß am Widerstand. Learning to Labour*. Vollständig überarbeitete Neuauflage. Frankfurt a. M.: Argument.
- Wittel, Andreas. 1998. „Gruppenarbeit und Arbeitshabitus“. *Zeitschrift für Soziologie* 27 (3):178–92.
- Witzel, Andreas. 1989. „Das problemzentrierte Interview“. In *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder.*, herausgegeben von Gerd Jüttemann, 2. Aufl., 227–55. Heidelberg: Roland Asanger Verlag.
- . 2000. „The Problem-centered Interview“. *Forum: Qualitative Social Research* 1 (1). <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132>.
- . 2001. „Prospektion und Retrospektion im Lebenslauf. Ein Konzept zur Rekonstruktion berufs- und bildungsbiographischer Orientierungen und Handlungen“. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 21 (4):339–55.
- Witzel, Andreas, und Thomas Kühn. 1999. „Berufsbiographische Gestaltungsmodi: eine Typologie der Orientierungen und Handlungen beim Übergang in das Erwerbsleben“. Arbeitspapier 61. Bremen: Universität Bremen. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-3193>.
- Zang, Gert. 1992. „Die von der Arbeitergeschichtsschreibung vergessene Hälfte der Arbeiter: die Fabrikarbeiter in der Provinz“. In *Bewegte Provinz. Arbeiterbewegung in mitteleuropäischen Regionen vor dem Ersten Weltkrieg*, herausgegeben von Rudolf G. Ardelt und Erika Thurner, 37–62. Wien: Europaverlag.

12 Abbildungsverzeichnis

ABBILDUNG 1: POSITION IM SOZIALER RAUM (EIGENE DARSTELLUNG NACH BOURDIEU 1987A)	44
ABBILDUNG 2: MÖGLICHKEITSFELD IM SOZIALEN RAUM (EIGENE DARSTELLUNG)	52
ABBILDUNG 3: ENTWICKLUNG DER UNSELBSTÄNDIGEN NACH BERUFLICHER STELLUNG	81
ABBILDUNG 4: STELLUNG DER ARBEITERINNEN ZWISCHEN 20 – 34 JAHREN IM BERUF NACH GESCHLECHT IN PROZENT	81
ABBILDUNG 5: UNGEBROCHENE KLASSENREPRODUKTION	108
ABBILDUNG 6: GEBROCHENE KLASSENREPRODUKTION	110
ABBILDUNG 7: BERUFSVERLÄUFE	141

13 Tabellenverzeichnis

TABELLE 1: SEKTORALE VERTEILUNG DER ERWERBSTÄTIGEN NACH LÄNDERN VON 1960 BIS 2005 IN PROZENT	72
TABELLE 2: ARBEITERINNEN NACH WIRTSCHAFTSBEREICH UND GESCHLECHT	79
TABELLE 3: BERUFLICHE STELLUNG NACH HÖCHSTEM BILDUNGSABSCHLUSS UND ALTER	80
TABELLE 4: ERWERBSTÄTIGE (ILO) NACH BERUFLICHER STELLUNG UND GESCHLECHT	81
TABELLE 5: BRUTTOJAHRESEINKOMMEN DER UNSELBSTÄNDIG BESCHÄFTIGTEN (VOLLZEIT, 2015)	82
TABELLE 6: SAMPLE NACH BRANCHEN UND GESCHLECHT	93
TABELLE 7: SAMPLE NACH GESCHLECHT UND BERUFLICHER STELLUNG	93
TABELLE 8: BILDUNG DER ELTERN DER BEFRAGTEN NACH HÖCHSTER ABGESCHLOSSENER AUSBILDUNG	94

14 Anhang

Tabelle 9: Sample nach beruflicher Stellung und Eltern

IV	Befragte						Vater			Mutter		
	Name	Lehrberuf	Beruf bzw. Tätigkeit	Branche	Berufliche Stellung	Höchste abgeschlossene Ausbildung	Beruf bzw. Tätigkeit	Berufliche Stellung	Höchste abgeschlossene Ausbildung	Beruf bzw. Tätigkeit	Berufliche Stellung	
1	Thomas	Fleischer	Lagerarbeiter	Maschinenbau	AN (L)	Lehre (Steinmetz)	Lagerarbeiter	AN	Lehre (Einzelhandelskauffrau)	Einzelhandelskauffrau	AG	
2	Simon	Maschinenbautechniker	Lagerarbeiter	Maschinenbau	AN (L)	Lehre (Bäcker)	LKW-Fahrer	A	Pflichtschule	NB	x	
3	Florian	Lagerlogistiker	Lagerlogistiker	Maschinenbau	FA	Lehre (Fleischer, Gastronomie)	LKW-Fahrer	A	Pflichtschule	Maschinenbedienerin	AN	
4	Veronika	Chemieverfahrenstechnikerin	Chemieverfahrenstechnikerin	Chemische Industrie	FA, M	Lehre (Kellner)	Kellner	A	Pflichtschule	NB	x	
5	Julia	Chemieverfahrenstechnikerin	Chemieverfahrenstechnikerin	Chemische Industrie	FA	Lehre (Tischler)	Kranfahrer	AN	Pflichtschule	Landwirtin	Landwirtin	
6	Mario	Chemieverfahrenstechniker	Chemieverfahrenstechniker	Chemische Industrie	FA	Lehre (Werkzeugmacher)	Werkzeugmacher	FA	x	Altenfachbetreuerin	AG	
7	Wolfgang	KFZ-Mechaniker	Maschinenführer	Papierindustrie	AN	x	x	x	Pflichtschule	NB	x	
8	Klaus	Elektriker	Maschinenführer	Papierindustrie	AN	Lehre (Bürokaufmann)	Bürokaufmann	AG	Lehre (Bürokauffrau)	Kellnern	Aushilfe	
9	Patrick	Maschinenbautechniker	Lagerarbeiter	Papierindustrie	AN	Lehre (Tischler)	Maschinenführer	AN	Lehre (Köchin)	NB	x	
10	Robert	Schlosser	Maschinenbediener	Papierindustrie	AN	Lehre (Koch, Kellner)	Maschinenführer	AN	Fachschule (Krankenpflege)	Krankenpflegerin	AG	
11	Mirza	Maschinenbautechniker und Mechatroniker	Mechatroniker	Fahrzeugindustrie	FA	Universität (Arzt)	Hilfstätigkeiten / AL	AN	Universität (Ärztin)	Ärztin	S	
12	Gerald	Betriebselektriker	Betriebselektriker	Fahrzeugindustrie	FA	Lehre (Maschinenschlosser)	Maschinenschlosser	FA	Lehre (Schneiderin, Bürokauffrau)	Bürokauffrau	In Pension	
13	Semih	Karosseriebautechniker	Umschulung	Fahrzeugindustrie	FA	Universität (Betriebswirtschaft) ¹	Buchhalter	AG	Pflichtschule	NB	x	
14	Lukas	Industrie Kaufmann	Maschinenbediener	Textilindustrie	AN	Lehre (Einzelhandelskaufmann)	Maschinenführer	AN	Pflichtschule	Maschinenbedienerin	AN	
15	David	Elektriker	Maschinenführer	Metalverarbeitende Industrie	AN	Lehre (Elektriker)	Elektriker	FA	x	NB	x	
16	Doris	Produktionstechnikerin	Produktionstechnikerin	Metalverarbeitende Industrie	FA	Lehre (Fachrichtung unbekannt)	Fahrdienstleiter	x	x	Gärtnerei	x	
17	Christine	Einzelhandelskauffrau	Maschinenbedienerin	Textilindustrie	AN	Lehre (Fachrichtung unbekannt)	x	x	Pflichtschule	Kellnerin (Aushilfskraft)	x	
18	Martina	Tischlerin	Maschinenführerin	Fahrzeugindustrie	FA	Lehre (Installateur)	Installateur	FA	Pflichtschule	Reinigungskraft	A	
19	Jakob	Anlagentechniker	Anlagentechniker	Fahrzeugindustrie	FA	Lehre (KFZ-Mechaniker)	Wirtschaftsberater	S	Handelsakademie	AL	x	
20	Stefanie	Elektrotechnikerin	Elektrotechnikerin	Fahrzeugindustrie	FA	x ²	LKW-Fahrer	A	x ²	Buchhalterin	AG	

Bei den Namen handelt es sich um anonymisierte Pseudonyme
 Abkürzungen: A = Arbeiter, Arbeiterin (nähere Stellung unklar); AN = Angelernter Arbeiter, Arbeiterin; FA = Facharbeiter, Facharbeiterin; AG = Angestellter, Angestellte; S = Selbstständig; L = Leiharbeiter, M = Meister, Meisterin; NB = Nicht in Beschäftigung; AL = Arbeitslos;
¹ Informationen zur Ausbildung und Beruf des leiblichen Vaters unbekannt. Die vorliegenden Angaben beziehen sich auf den Stiefvater.
² Aufgrund von Migration sind Ausbildungen nicht eindeutig zuordenbar.